This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

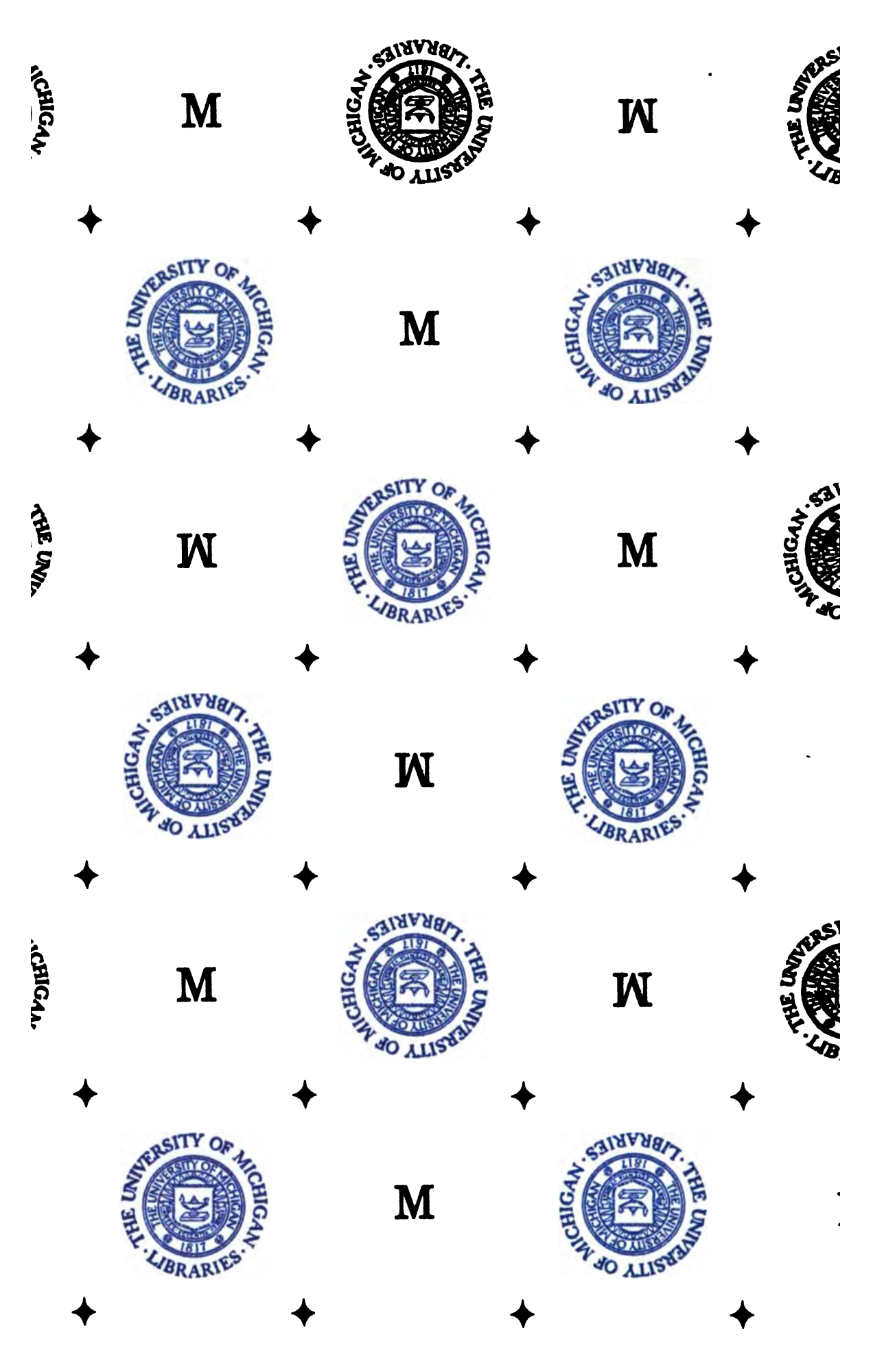
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

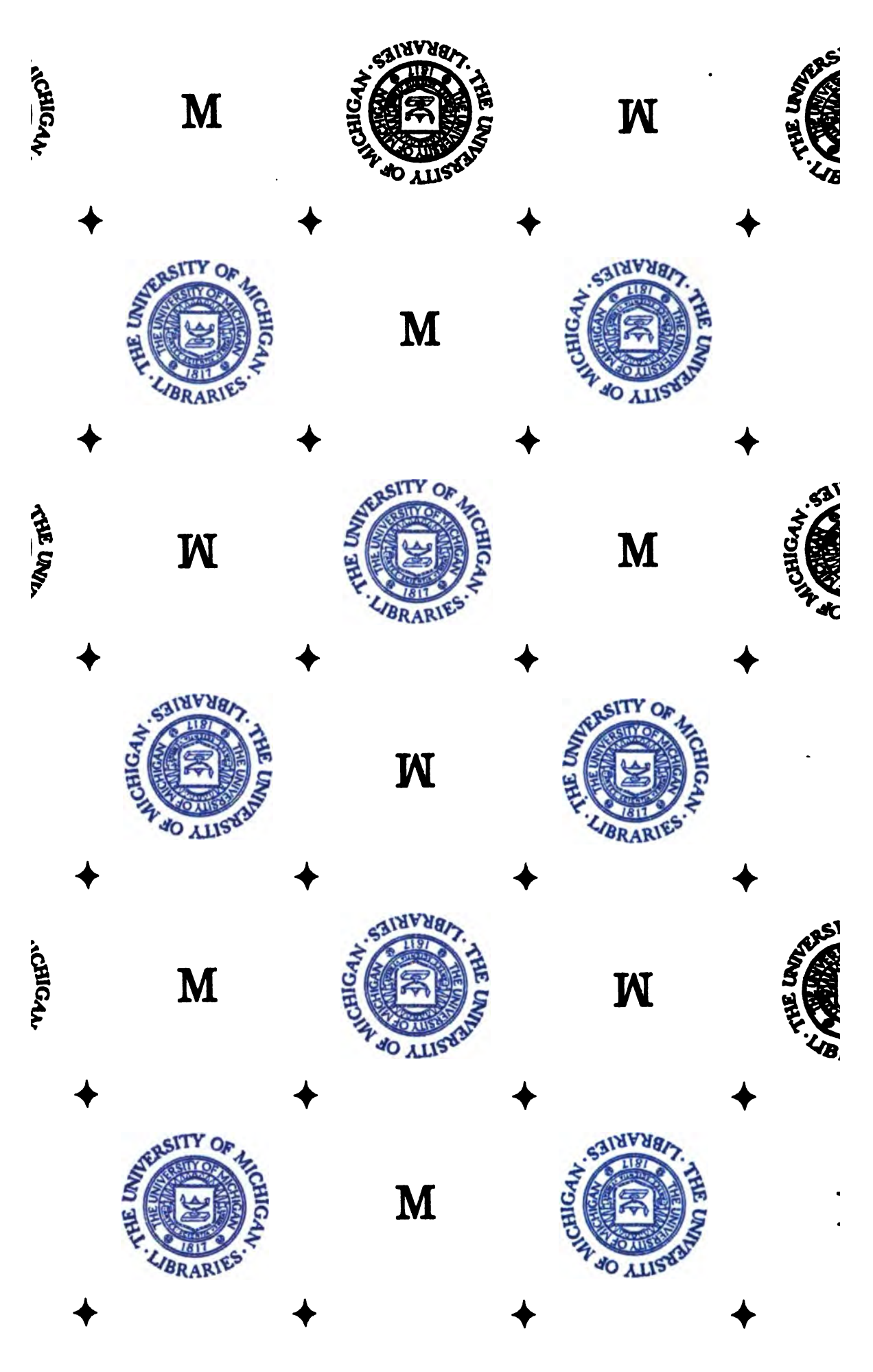
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817


M
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

MITTEILUNGEN

AUS DEM

GERMANISCHEN NATIONALMUSEUM

HERAUSGEGEBEN

VOM DIRECTORIUM.

JAHRGANG 1904.

MIT ABBILDUNGEN.

NÜRNBERG

VERLAGSEIGENTUM DES GERMANISCHEN MUSEUMS

1904.

Universitäts-
Bibliothek
Würzburg
Ausgeschiedene
Dublette

DIE BAUERNSTUBEN DES GERMANISCHEN MUSEUMS.

VON DR. OTTO LAUFFER-FRANKFURT A. M.

III.

Die Hindelooper »Kamer«.

Mit einer Tafel.

Von Diepholz begeben wir uns nach Hindeloopen. Wir verlassen damit die im Museum sich findende Reihenfolge der Stuben, weil dieselbe lediglich durch die äufseren Verhältnisse des verfügbaren Raumes bedingt worden ist. Der Weg führt uns von Diepholz durch das Münsterland über die Ems hinüber in die Niederlande nach Westfriesland, wo südwestlich von Leeuwarden an der Zuider See das Städtchen Hindeloopen gelegen ist, von welchem die Hindelooper Kamer, eine der merkwürdigsten, einheitlichsten und in der Ausstattung sicher die prunkvollste unserer Stuben, Herkunft und Namen hat.

Es ist in Nürnberg nicht das einzige Mal, dafs ein deutsches Museum eine Hindelooper Kamer zur Aufstellung gebracht hat. Auch im Kunstgewerbe-Museum zu Düsseldorf befindet sich eine solche, von der ein im Dezember 1896 ausgegebener Führer S. 6 sagt: »Ein holländisches Zimmer — sogen. »Hindelooper Kamer« — ist in allen seinen Teilen aus Vorhandenem nach den Raumverhältnissen zusammengebaut.« Weiterhin besitzt das Berliner »Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes« eine Hindelooper Kamer. Da ich nun nach näheren Angaben über Hindeloopen suchte, wandte ich mich an den Vorstand dieses Museums, und Herr Sökeland hatte die grofse Freundlichkeit, mir den Inhalt eines von ihm beabsichtigten Vortrages in der uneigennützigen Weise mitzuteilen, durch welche das von ihm geleitete Unternehmen sich so ehrenvoll auszeichnet. Seine Mitteilungen, für die ich ihm auch öffentlich verbindlichst danke, bilden die erste Unterlage für den folgenden Bericht. Dieselbe wurde dann noch wesentlich vermehrt durch das gütige Entgegenkommen des Herrn Konservator Dr. P. C. J. A. Boeles, des Vorstandes des »Museum van het friesch genootschap van geschied-, oudheid- en taalkunde te Leeuwarden,« wo ebenfalls zwei Hindelooper Kamern aufgestellt sind. Nicht nur verdanke ich jenem Herrn den eingehenden Katalog des Museums (Leeuwarden. H. Kuipers 1881),

sondern vor allem hat er mir auch das vergriffene und schwer erreichbare Werk zugänglich gemacht: S. O. Roosjen en N. D. Kroese te Hindeloopen, en W. Eekhoff, »Merkwaardigheden van Hindeloopen; bevattende historische bijzonderheden omtrent de woningen, kleeding, gebruiken en taal der Hindeloopers, benevens taalproeven in rijm en onrijm.« Te Leeuwarden, bij W. Eekhoff 1855.

Zur Geschichte von Hindeloopen ist demnach folgendes zu berichten. Das Städtchen liegt, von mehreren Kanälen durchzogen, auf einer etwas vorspringenden Landzunge des östlichen Ufers der Zuydersee. Sein Kirchturm, der früher auch als Leuchtturm gedient haben soll, ist weithin, selbst von der Nordsee aus sichtbar. Über Ursprung und Alter der Stadt, die zwei springende Hirsche im Wappen führt, ist nichts bekannt, nur die Sage, die an den Namen der Stadt anknüpft, berichtet, dafs ehemals grofse Waldungen an jener Stelle gewesen seien, wovon die Stadt den Namen Hindeloopen = Hirschkuhlaufen erhalten habe. In anderem, geistlichem Sinne dagegen suchte die Priesterschaft den Namen auszudeuten, indem sie über den Eingang der alten schmucklosen Kirche die Worte schrieb:

»Des Herren woord
Met aandacht hoort!
Komt daartoe met hopen [= in Haufen],
Als hinden loopen!«

Schon im Jahre 779 ist der Ort einmal durch die Normannen geplündert worden, 1225 wurde er zur Stadt erhoben und erfuhr — seit 1368 zum Hansabunde gehörig — im Jahre 1378 eine gröfsere Erweiterung des Stadtgebietes. Die Stadt hat dann im Laufe der Zeiten mehrere schwere Schicksalsschläge zu erleiden gehabt: sie ist im Jahre 1491 und abermals zwölf Jahre später, im Jahre 1503 abgebrannt, sie ist dann 1515 von einem Seeräuber geplündert und gebrandschatzt, und nicht besser erging es ihr 1574 durch die Spanier. Endlich ist sie 1701 zum dritten Male abgebrannt, aber in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat sich die Stadt schnell von jenem Umglück erholt, und 1744 zählte man fast 2000 Einwohner. Es folgt dann eine kurze Zeit der Blüte, die durch eine ausgedehnte Handelsschiffahrt, vornehmlich nach Rufsland, sodann aber auch nach Dänemark, Norwegen und Schweden herbeigeführt wurde, und für die das Bestehen grofser Gesellschaften mit weiten Handelsbeziehungen und mit eigenen Kontoren in Amsterdam, Enkhuizen und anderen Hafenplätzen Zeugnis ablegt. Allein die Glanzzeit dauerte nicht lange, denn seit etwa 1780 ist die Stadt wohl infolge der politischen Veränderungen mehr und mehr zurückgegangen, und während sich die Bevölkerung von Friesland seit jener Zeit etwa versechsfacht hat, ist diejenige von Hindeloopen auf die Hälfte herabgesunken, im Jahre 1855 hatte es nur ca. 1200—1300 Einwohner[51]), welche nach wie vor hauptsächlich von der Schiffahrt, zum Teil auch vom Fischfange lebten. Heute ist es eine tote Stadt.

51) Vgl. Roosjen-Kroese-Eekhoff a. a. O. S. 4.

GENERAL BOOKBINDING CO.
170[illegible] 013 C
74 2 1
QUALITY CONTROL MARK

Man mufs die Geschichte von Hindeloopen kennen, wenn man das häusliche Leben seiner Einwohner in den äufseren Erscheinungsformen, die in der »Hindelooper Kamer« uns entgegentreten, verstehen will. Der weitausgedehnten Handelsschiffahrt und dem dadurch bedingten vielfachen Verkehr mit fremden Völkern, der Jahrhunderte lang angedauert hat, dem Reichtum, welcher Üppigkeit und Prachtliebe begünstigte, dem besonderen Geschmack für stark gefärbte und handfeste Stoffe, dazu der scharfen Trennung zwischen den seefahrenden Familien Hindeloopens und der Ackerbau treibenden Bevölkerung der Umgegend u. s. w. ist es wahrscheinlich zuzuschreiben, dafs die Sprache, die Sitten, die Kleidung und die Lebensweise der Einwohner dieser Stadt soviel Merkwürdiges haben, was von den friesischen Sitten der umliegenden Orte bedeutend abweicht. Die Verfasser der »Merkwaardigheden« betonen das ausdrücklich [52]).

Die Hindelooper haben dann ihre besonderen Sitten mit jener Beharrlichkeit, die allen Friesen in hervorragendem Mafse zu eigen ist, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zähe bewahrt, wobei ihnen freilich ihre abgeschiedene Lage auch wieder beträchtlich zu statten gekommen ist. Erst in den letzten 50 Jahren sind wie die alten und sehr eigentümlichen Trachten so auch die Hauseinrichtungen völlig verschwunden, und man kann sie jetzt nur noch in den Museen kennen lernen. Das Germanische Museum darf sich daher glücklich schätzen, dafs es ihm noch möglich gewesen ist, eine ganze originale Hindelooper Kamer aufbauen zu können.

Schon aus der mehrfach betonten Tatsache, dafs die Hindelooper seit alters Seefahrer sind, hat der Leser entnommen, dafs wir es bei der »Hindelooper Kamer« — einem Raume, der dem Namen nach nicht eine Kammer in unserem Sinne, sondern schlechthin ein Wohngemach darstellt — nicht mit einer eigentlichen Bauernstube zu tun haben können. Die Einwohner dieses Hauses sind keine Bauern; der Ackerbau mit seinen einzelnen Hantierungen hat auf die Entwicklung und Ausgestaltung dieses Raumes keinen Einflufs gehabt, sondern es sind ganz andere wirtschaftliche Verhältnisse, die sein Wesen bestimmt haben. Die Hindelooper Kamer ist eine Bürgerstube, und man würde sie gründlich falsch beurteilen, wenn man nicht die ausgedehnten Handelsbeziehungen ihrer Erbauer in reifliche Erwägung ziehen wollte. Es ist eine Bürgerstube, die infolge der gleichen Lebensverhältnisse und infolge der gleichen Anschauungsweise aller Ortseinwohner typisch geworden ist für die Wohnungsausstattung des ganzen Städtchens.

Man darf nun aber nicht etwa glauben, die Erscheinung, dafs sich hier auch in den bürgerlichen Verhältnissen — im Gegensatz zum Bauernleben,

52) S. 3/4. »Aan deze omstandigheden, welke eeuwen lang bestendig voortduurden; aan den rijkdom, die weelde en prachtliefde begunstigde; aan den bijzonderen smaak voor sterk gekleurde en deugdzame stoffen; aan de scherpe afscheiding tusschen de zeevarende familiën dezer stad en de meer landbouwende bewoners der omstreken, en zoo veel meer, is het waarschijnlijk toe te schrijven, dat de taal, zeden, kleeding en levenswijze der bewoners dezer stad zoo veel merkwaardigs hebben, dat van de Friesche zeden der omliggende plaatsen grootelijks afwijkt.«

von dem wir in der Einleitung sprachen — ein Typus der Wohnungsausstattung zeigt, sei eine kulturhistorische Spezialität von Hindeloopen. Das ist durchaus nicht der Fall. Die Geschichte von Möbeln und Hausrat auch der bürgerlichen Verhältnisse kennt seit den Zeiten der Renaissance eine grofse Reihe von typischen Erscheinungsformen, die den verschiedenen Landschaften als eigenster Besitz zukommen. Man kann bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein nicht nur die süddeutschen Möbeln deutlich von den norddeutschen unterscheiden, sondern auch für die einzelnen Hauptstädte und ihren Kulturbereich zeigen die Möbeln in Bau und Dekoration — oder nur in einem von beiden — gewisse Eigentümlichkeiten, die ihnen einen durchaus lokalen Charakter verleihen. Auch die bürgerlichen Möbeln waren früher an landschaftlich übliche Formen gebunden, und erst mit dem Rokoko setzt hier der Weltstil ein. Die in Hindeloopen zu Tage tretende Erscheinung des bürgerlichen lokalen Wohntypus hat also an und für sich für den Kulturhistoriker nichts Auffallendes. Was sie aber aus anderen Parallelverhältnissen heraushebt, das ist die erstaunliche Dauerhaftigkeit, die trotz der reichlichen Verkehrsbeziehungen nach auswärts diesen Typus bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hat fortleben lassen. Wenn die Museen sich also berechtigt fühlen, neben den deutschen Bauernstuben auch eine Hindelooper Kamer aufzubauen, so liegt der Grund dafür nicht etwa in der Gemeinsamkeit der Entstehungsbedingungen, sondern eigentlich nur in der gleich langen Lebensdauer.

Man mufs diese Verhältnisse sich vor Augen halten, wenn man beim Durchgange durch die Reihe der Bauernstuben plötzlich die Hindelooper Kamer als ein nicht ganz gleiches Glied aus der Kette hervorragen sieht. Die Verschiedenheit wird nun freilich durch ein zweites Moment noch etwas erhöht. Wir sahen ja schon, dafs Hindeloopen direkt am Meere gelegen ist, und dafs es aufserdem noch von mehreren Kanälen durchzogen wird. Diese äufseren Verhältnisse, die die Einwohner zwangen, bei dem Wohnbau und seiner Einrichtung nicht nur auf gelegentliche Überschwemmungen, sondern auch auf eine fortwährende starke Bodenfeuchtigkeit Rücksicht zu nehmen, haben in der »Kamer« und ihrer Einrichtung manche Erscheinungsformen entstehen lassen, die das an und für sich schon Auffällige dieses Wohnraumes noch erhöhen. Wir werden bei der Schilderung der Einzelheiten noch darauf zu sprechen kommen. —

Die meisten Häuser Hindeloopens waren aufsen, nach der Darstellung der »Merkwaardigheden« S. 8, noch im Jahre 1855 nur ein Stockwerk hoch, mit spitzen Giebeln gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Früher wurde ein vollständiges Hindelooper Haus eingeteilt in: das »Binnenhaus« (binnenhuis), das Mittelhaus (middelhuis), das Aufsenhaus (buitenhuis) und das Kleinhaus (lyts- oder kleinhuis). Dieses letztere war durchgehends ein kleines Gebäude, eine Sommerwohnung am Meeresufer, die meistens im Frühjahr bezogen wurde, um das grofse- oder Wohnhaus im Sommer so viel als möglich rein zu halten.

Im Wohnhause wurde das vordere Zimmer an der Strafse die »Binnenkamer« genannt und das hintere Zimmer die »Buitenkamer« [53]).

Dieses hintere Zimmer, die »Buitenkamer« ist es, die im Museum aufgebaut ist, und wenn wir durch den nur 0,70 m breiten Eingang, der bei

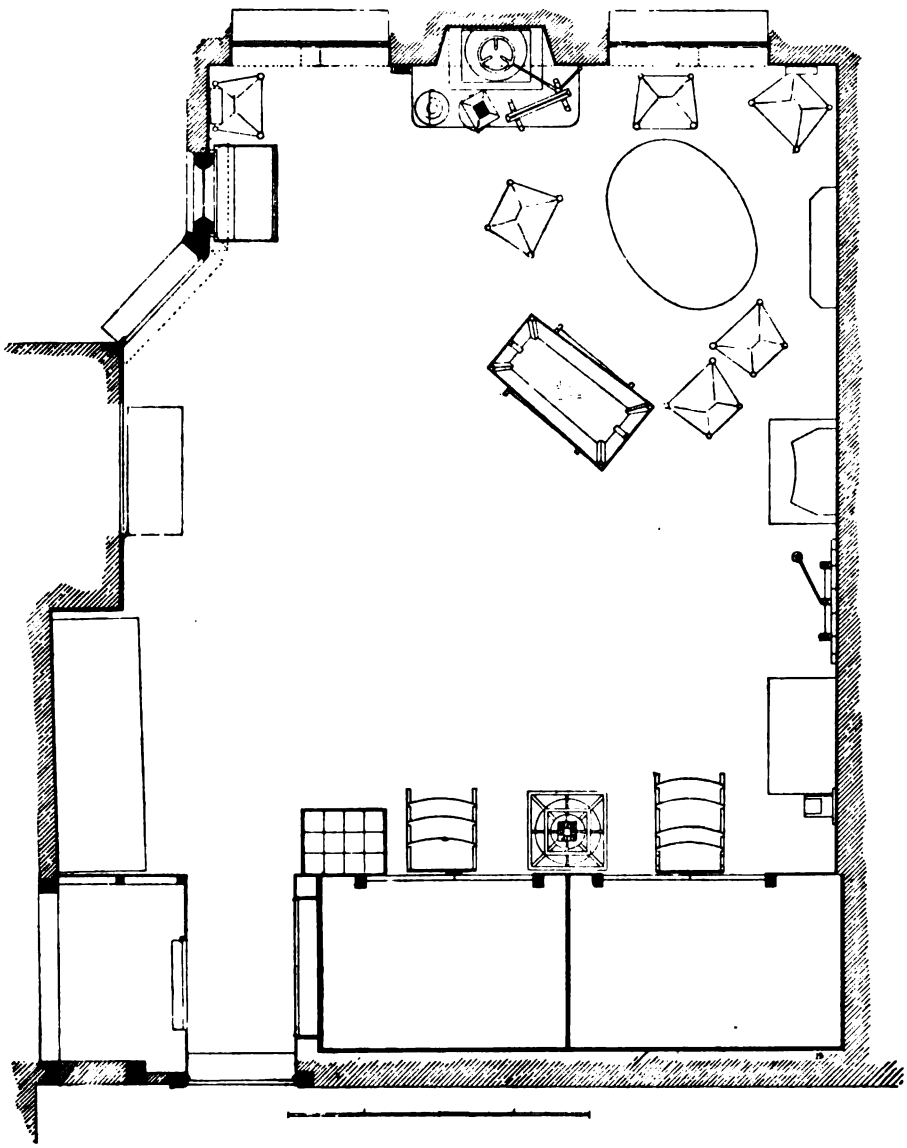


Fig. 21. Grundrifs der Hindelooper Kamer.

53) »Merkwaardigheden«, S. 8. »Uitwendig zijn de meeste huizen thans nog van ééne verdieping hoogte net spitse gevels gebouwd en met pannen gedeckt. Eertijds werd een volledig Hindelooper huis verdeeld in: het binnenhuis, het middelhuis, het buitenhuis en het lyts- of kleinhuis. Dit laatste was doorgaans een klein gebouw of vertrek aan den waterkant, dat veelal in het voorjaar werd betrokken, om het groot- of woonhuis in den zomer zoo veel mogelijk zendelijk te houden. — De voorkamer aan de straat wordt de binnenkamer geheeten en de achterkamer de buitenkamer.«

einer Höhe von 2 m eine Länge 1,35 hat, in den Raum hineintreten, so müssen wir uns vorstellen, dafs wir die nach der Strafse zugelegene Vorderstube bereits durchschritten haben und jetzt auf die hintere Hauswand zuschreiten, durch dessen Fenster der Blick in den Hof fällt.

Wir befinden uns in einem sehr geräumigen Gemache, Fig. 21 (5,25 m lang und 5,13 m breit), welches die stattliche Höhe von 3,25 m hat, eine Höhe, die meines Wissens von keiner einzigen Bauernstube Deutschlands — das Flet ist, wie wir sahen, etwas völlig anderes — auch nur annähernd erreicht wird. Freilich ist uns ein solcher Raum nicht völlig unbekannt, denn es sind dieselben hohen und lichten Gemächer, die uns auf den Bildern der holländischen Maler des 17. Jahrhunderts entgegentreten. Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an J. Koedycks im Kgl. Belgischen Museum zu Brüssel befindliche »Holländische Stube«, ein Bild, welches durch seine Reproduktion im »Klassischen Bilderschatz« (Nr. 749) leicht zugänglich ist, und auf dem wir einen ähnlichen hohen von gleichmäfsigem Lichte durchfluteten Raum dargestellt finden wie die Hindelooper »Kamer.«

Blicken wir uns nun in dieser Stube etwas näher um, so fällt uns sogleich auf, dafs die vier Wände zweierlei grundverschiedene Gesichter zeigen, da zwei von ihnen eine kräftig gebräunte Vertäfelung von Eichenholz tragen, während die beiden anderen bis an die Decke hinauf mit blaudekorierten Wandplättchen belegt sind. Dieser Fliesenbelag, so schmuckvoll er uns auch anmutet, ist doch nicht etwa nur als Dekoration aufzufassen, er hat vielmehr eine sehr wichtige Funktion im Hause zu verrichten, denn die beiden Wände, die er bedeckt, sind die gegen die Wetterseite gerichteten Aufsenwände des Hauses, und die Wandplättchen haben den ganz bestimmten Zweck, dem Eindringen der Feuchtigkeit zu wehren. Daneben aber bestimmen diese Plättchen durch ihre Dekoration ganz wesentlich den Eindruck des gesamten Gemaches. Sie sind nicht alle gleich ausgestattet. Bis etwa in Reichhöhe zeigen sie in blauer Bemalung zahllose verschiedene biblische Darstellungen, die freilich auf einen hohen künstlerischen Wert keinen Anspruch machen können, vielfach sind es sogar die reinen Karrikaturen, auf denen die Personen mit schiefen Köpfen und dick vorquellenden Stirnen einen mehr lächerlichen als heiligen Eindruck machen. Diese Platten können bei ihrer grofsen Anzahl eben alle nur sehr flüchtig dekoriert werden, die Bemalung ist nur Handwerksarbeit, aber vielleicht gerade deshalb sieht man ihr an, dafs sie dem Maler sicher und flott von der Hand gegangen ist, und sie gibt, auf dem in peinlicher Sauberkeit erglänzenden weifsen Grunde, der Wand etwas Warmes und Schmuckvolles.

Über dieser unteren Plattenwand nun zieht sich eine Borte von schmalen Kantenfliesen hin, welche, wie Fig. 22 zeigt, der Wand eine leichte und feine Gliederung geben und auch die Ecken des Kamins und die Rahmen der Fenster mit einer fortlaufenden kobaltblauen Blumenranke umziehen. Über dieser Kante nun wird die Wand bis zur Decke hinauf mit einer anderen Art von Plättchen bedeckt, welche nur an den vier Ecken naturalistische Verzierung zeigen, während der ganze übrige Teil jedes Plättchens, durch

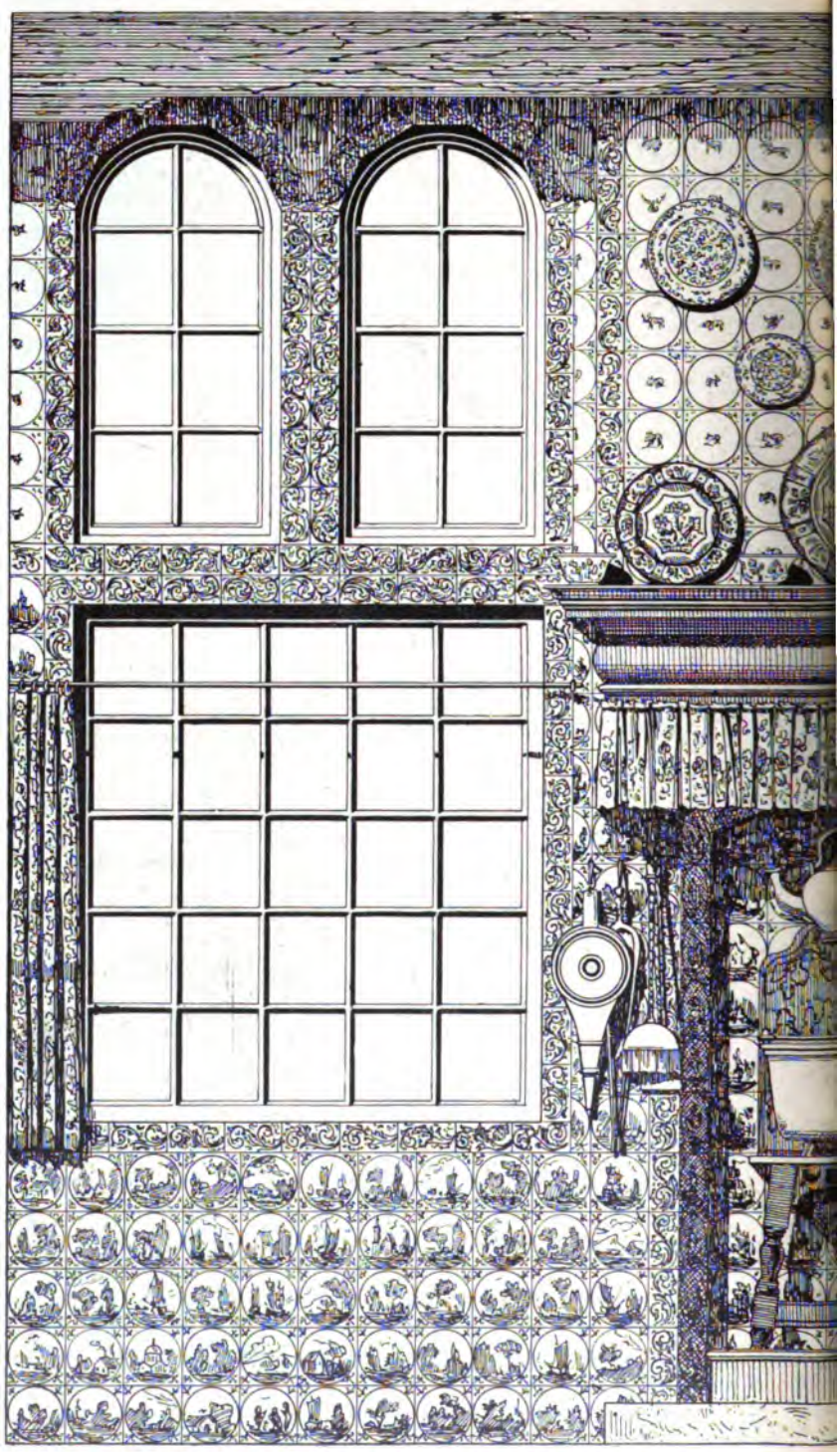
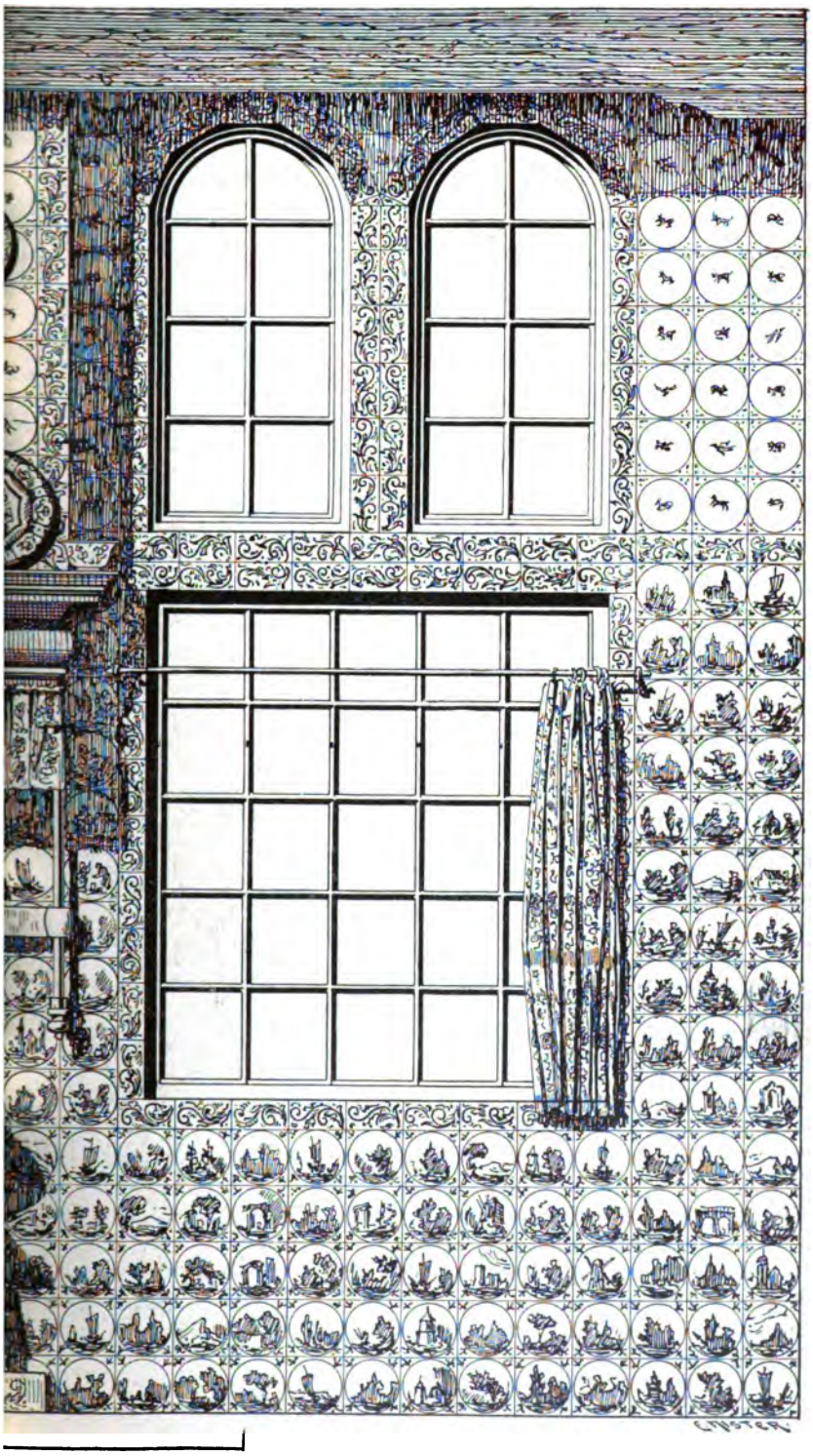


Fig. 22. **Fenst**



ooper Kamer.

einen dreifachen Kreis umgrenzt, einen Fond bildet, in dessen Mitte ein laufendes oder springendes Tier steht, als Hund, Hase, Reh, Antilope, Kameel etc., hier und da auch ein Mensch, aber auch dieser wie es scheint immer in laufender Bewegung. Diese Platten werden nach den darauf befindlichen Darstellungen als »Springer« bezeichnet. Sie geben der Wand nach oben hin einen etwas helleren Abschluſs.

Im ganzen entspricht diese Ausstattung der Wände dem, was die Merkwaardigheden darüber sagen: »Al de muren zijn met blaauw geschilderde vierkante tegeltjes, meest bijbelsche voorstellingen bevattende, opgezet.« (S. 8.)

Wenn man die Museums-Stube, wie ich bereits andeutete, vom Hausinnern aus betritt, so sind es die rechtsliegende ungegliederte Wand und die gegenüberliegende Fensterwand, die mit Fliesen belegt sind. Jene ist, wie man sich vorstellen muſs, die Aufsenwand gegen die Straſse, diese führt nach dem Hofe. Sie ist, wie man aus Fig. 22 Tafel I ersieht, lebhaft gegliedert. Die Mitte nimmt der Kamin ein, den wir später noch näher besprechen werden. Daneben liegen beiderseits zwei groſse Fenster — 2,23 m hoch und 1,05 m breit — aus fünf mal fünf eingekitteten Scheiben bestehend, deren Rahmen und Fensterstege in ihrer farbigen Ausstattung einen leichten Kontrast zu dem blau-weiſs der Fliesen bilden. Sie sind schwarzblau und weiſs marmoriert und zeigen rote Abfassungen.

Über diesen beiden groſsen Fenstern nun aber liegen, was die Wand besonders eigenartig erscheinen läſst, noch je zwei kleinere Rundbogenfenster mit zweimal vier Scheiben in gleichfalls bunt bemalten Rahmen. Sie reichen fast unmittelbar bis zur Decke hinauf, und sie zeigen deutlich das Bestreben, dem graulichen und etwas gedämpften Tageslicht der westfriesischen Küste so viel als irgend möglich den Zutritt in das hohe Zimmer zu ermöglichen. Alles in allem entsprechen auch diese Fenster denjenigen, die uns auf holländischen Bildern zu begegnen pflegen, und wenn sie auch nicht mehr wie im 17. Jahrhundert verbleit sind, so machen sie mit ihren kleinen Scheiben und ihren weiten Lichtöffnungen doch denselben oder wenigstens einen sehr ähnlichen Eindruck wie z. B. die Fenster auf dem genannten Gemälde von Koedyck oder auf dem im Buckingham Palace zu London befindlichen Bilde der »Spitzenklöpplerin« des Pieter van Slingeland. (Klassischer Bilderschatz Nr. 1212.)

Neben der linken Fenstergruppe ist aus dem sonst durchaus viereckigen Gemach ein Verschlag ausgespaart. Derselbe bildet einen kleinen Flur, der den Ausgang zum Hofe vermittelt und für das Zimmer als eine Art Windfang dient. Er ist auf der Zeichnung von Fig. 23 nicht mehr zu sehen.

Fassen wir nun die beiden anderen Wände in's Auge, so bietet sich uns ein völlig anderer Eindruck. Figur 23 läſst den Kontrast der verschiedenen Wände deutlich erkennen. Wir sehen dort die gegen das Vorderhaus zu gelegene Wand, die der Fensterwand gegenüber liegt. Durch den kleinen Gang auf der rechten Seite mit der hinteren Abschluſstür haben wir das Zimmer betreten. Die ganze Wand ist, wie auch Fig. 23 deutlich zeigt, nach den Worten der »Merkwaardigheden« von geglättetem Eichenholz gefertigt,

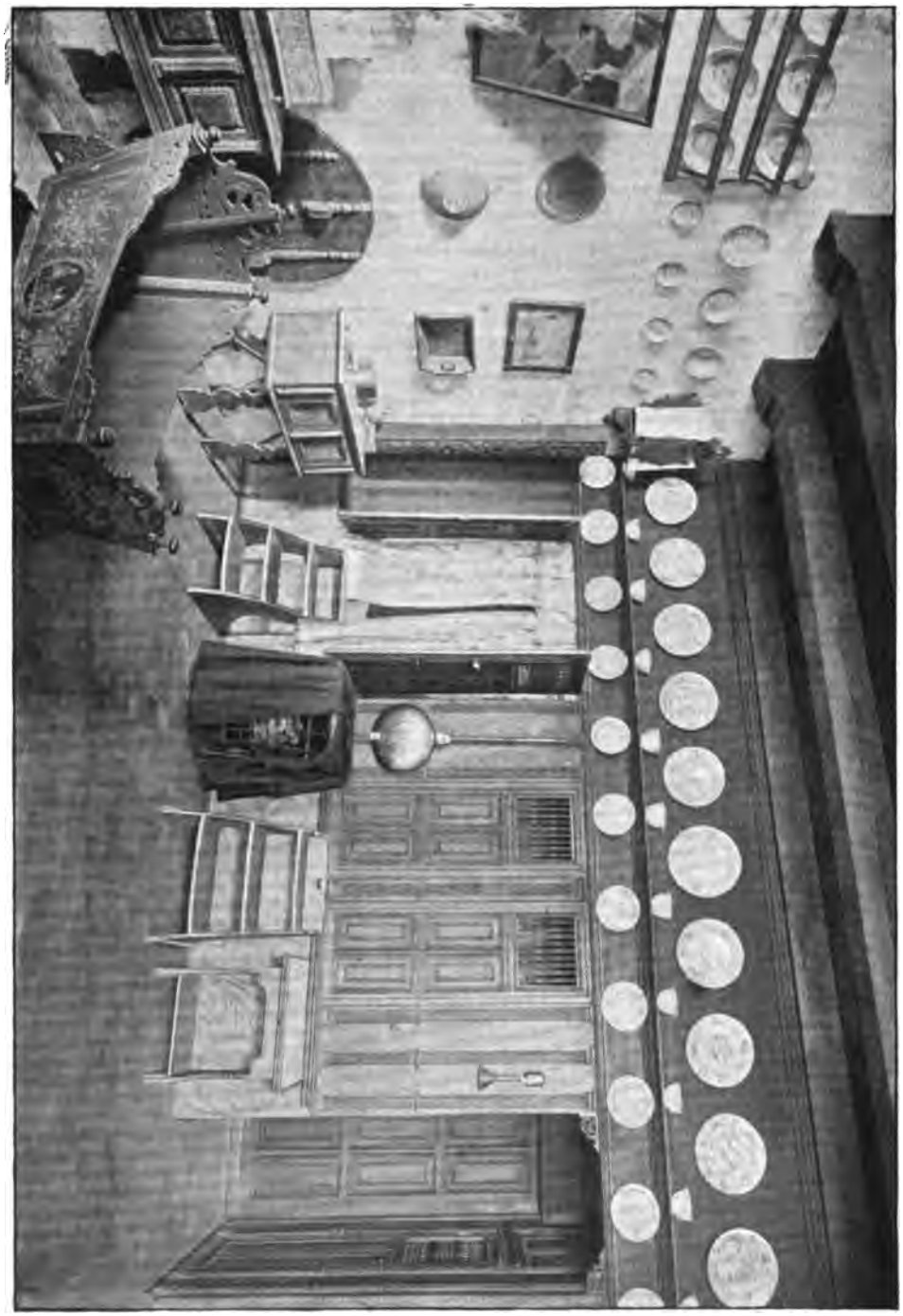


Fig. 23. Hindelooper Kamer im Germanischen Nationalmuseum.

mit Pfeilern, Schnitz- und Rahmenwerk gegliedert und zeigt nur oberhalb eines quer überlaufenden Tellerbortes eine ebenmäfsig glatte Fläche[54]). Aufser dem genannten Gange wird fast die ganze Breite der Wand eingenommen durch zwei neben einander liegende Butzen, jene in die Wand eingebauten Bettstätten, die uns schon in der niederdeutschen Dönse begegnet sind, und die in Hindeloopen und wohl in ganz Westfriesland als »bedschutting« bezeichnet werden[55]). Diese Betten liegen etwa 80 cm über dem Fufsboden in der Wand. Der unter ihnen befindliche Sockel ist gewöhnlich mit den bereits geschilderten blaudekorierten Wandplättchen belegt[56]). In unserem Falle zeigt er eine Bretterverschalung, die mit gutem Geschmack dekoriert ist, indem auf ihren weifsgestrichenen Grund mit erstaunlicher Sicherheit ein grofszügiges naturalistisches Rankenwerk in blau aufgesetzt ist, welches sich in der Wirkung den blau und weifsen Wandfliefsen völlig anschmiegt. Zwischen diesen Ranken finden sich Chinoiserien eingestreut, welche darauf hinweifsen, dafs diese ganze Art der Dekoration der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihren Ursprung verdankt, seit welcher Zeit sie sich, also mindestens 100 Jahre lang, den Einflüssen der neueren modischen Kunst zum Trotz, im Gebrauch erhalten hat.

Die Doppeltüren der darüber liegenden Butzen zeigen unten Rahmenwerk in Eichenholz, sind aber in dem oberen Felde durch ein zierlich gedrehtes Säulengitterwerk durchbrochen. Dieses Gitter dient dazu, den dringend erforderlichen Luftwechsel zwischen den Bettkästen und dem übrigen Stubenraum zu ermöglichen, und es bildet hygienisch betrachtet einen grofsen Vorzug, den diese westfriesischen Betten, soviel mir bekannt ist, vor sämtlichen schlecht gelüfteten niederdeutschen Butzen voraus haben. Die Mafsverhältnisse des Gitters, wie die Einteilung und Gliederung der ganzen Paneelwand zeigen einen so feinen und sicheren Geschmack, wie er uns in den kleinbürgerlichen Kreisen, mit denen wir es hier zu tun haben, geradezu mit Bewunderung erfüllen mufs. Schliefslich ist noch zu erwähnen, dafs die linke Seite des Durchganges, gegen die Betten zu, zwei Türen über einander trägt, die obere für die Bettstätten, die untere für einen kleinen Keller. Die auf unserer Abbildung Fig. 23 sichtbare Tür in der rechten Seitenwange des Ganges erschliefst den Zugang zu einer nach dem Boden hinführenden steilen Treppe. Auch diese Tür ist oben mit Gitterwerk durchbrochen. Alle die verschiedenen Türen dieses Durchganges werden von den Bewohnern mit bestimmten Namen benannt, die wir teilweise kennen lernen, wenn die Merkwaardigheden darüber berichten: »In dem Durchgange befindet sich die »Meldoar« oder Mitteltür und dahinter die Treppentür nach dem Boden und den Schlafstätten (die sogenannte »Optredsdoar«), unter letzterer diejenige

54) »Vervaardigd van glad eikenhout met pilaren, snij en paneelwerk en is boven de lijst effen glad.«

55) Vergl. Catalogus van het Museum van het friesch genootschap van geschied-oudheid en taalkunde te Leeuwarden. Leeuwarden. H. Kuipers. 1881. S. 291.

56) Merkwaardigheden S. 8: »Al de muren zijn met tegeltjes opgezet, even als het muurtje beneden de bedschutting.«

nach dem Keller[57]). Auf die Ausstattung der Wände mit Möbeln und Zierrat werden wir später zu sprechen kommen.

Die letzte Wand der »Kamer« verbindet die linke Seite der auf Fig. 22 abgebildeten Fensterwand mit der rechten Ecke der soeben besprochenen Panneelwand (Fig. 23). Sie zerfällt deutlich in drei Teile. Zunächst legt sich vor das an die Fensterwand anstofsende Drittel der bereits erwähnte, in das Stubenviereck eingeschobene Flur, an dessen Schmalseite die Tür liegt. Er wird, wenn die äufsere — im Museum nicht sichtbare — Eingangstüre verschlossen ist, von der Kamer aus erhellt, denn von hier aus führt ein Fenster nach ihm hin, welches ihm ein meist wohl nur spärliches Licht gewährt und zugleich den Bewohnern einen Überblick über den Flur gestattet.

Die Tür ist schiefgestellt, und sie entspricht darin völlig den Angaben, die die Merkwaardigheden darüber machen mit den Worten: »Nächst der Seitenbettstatt liegt eine schief gestellte Tür zu einem Eingang, durch den man auf den Hof, den sogenannten Wall kommt.

In diesem Zusammenhange möchte ich, um nach Möglickeit einen Begriff von dem ganzen Hauswesen zu geben, auch gleich anfügen, dafs nach Angabe der Merkwaardigheden am Ende des Hofes das »Lytshuis«, die Sommerwohnung, gelegen ist, bei welcher sich eine eigene Feuerstätte, der »Smoeger«, d. i. eine Art kleine Küche, und die Bleiche befinden. Gärten und ähnliche Anpflanzungen kannte man in Hindeloopen nicht, ebenso wie auch Bäume lange Zeit an jenen Küstenplätzen zu den Seltenheiten gehörten[58]).

Das zweite Drittel der ganzen Wand wird ähnlich wie bei der Rückwand (Fig. 23) durch eine Butze eingenommen, welche das in die Stube eingebaute Flur-Viereck in gewissem Sinne fortsetzt und dadurch das Störende dieses Einschiebsels wesentlich mindert. Die Butze selbst zeigt ebenso wie die bereits geschilderten eine dunkelbraune Holzvertäfelung sowie in den Türen das erwähnte Holzgitter.

Das letzte Drittel endlich in der hinteren Stubenecke bildet zwischen der Schmalseite der Butze und dem rechts vom Gange (Fig. 23) gelegenen Teile der Hinterwand eine Nische, welche fast ganz von einem grofsen, schweren Eichenschranke eingenommen wird, den wir später noch etwas näher besprechen wollen.

Haben wir nunmehr die vier Wände kennen gelernt, so erübrigt es noch, auf Fufsboden und Decke einen Blick zu werfen. Der erstere ist durchweg mit grofsen quadratischen Bodenplatten belegt, und wir sahen bereits, dafs diese sehr dauerhafte Art durch die örtlichen Verhältnisse bedingt wird,

57) Merkwaardigheden S. 10/11: »In den doorgang . . bevindt zich de meldoar of middeldeur, en daarachter de trapsdeur naar den zolder en de slaapplaats (de optredsdoar), benevens die naar den kelder».

58) Merkwaardigheden S. 11: »Naast de zijdbedstede leidt eene schuins geplaatste deur naar een portaal, waar door men komt op de binnenplaats, de wal genaamd, aan wier einde het lytshuis of de zomerwoning is, waarbij eene stookplaats (de smoeger) en de bleek. Tuinen of beplantingen kende men hier niet, gelijk boomen in deze zeeplaats langen tijd zeldzaamheden waren.«

da ein hölzerner Fufsboden infolge der anhaltend grofsen Bodenfeuchtigkeit sich nicht empfiehlt. Auch hier sehen wir nun sogleich wieder einen gewissen Farbensinn obwalten, denn der Boden besteht nicht durchgehend aus einfarbigen Platten, vielmehr sind dieselben abwechselnd rotbraun und schwarz zusammengesetzt, sodafs der ganze Boden mit einem Schachbrettmuster überdeckt ist, welches mit seinen warmen gedämpften Tönen das Behagliche des Raumes nicht unwesentlich erhöht[59]).

Diefer gemusterte Boden ist nicht nur für Hindeloopen typisch, er begegnet auch sonst häufig auf holländischen Bildern. Ich brauche in dieser Hinsicht nur auf das als »Häusliche Scene« bezeichnete Bild von Pieter de Hooch zu verweisen, welches sich im Rijksmuseum zu Amsterdam befindet, und welches den schachbrettgemusterten Boden in zwei Gemächern nebeneinander sehen läfst (Klassischer Bilderschatz Nr. 815). Dieselbe Art bemerken wir auf Jan Steens Wirtshausbilde in der Gallerie des Haag und auf dem »Dreikönigsfest« desselben Meisters im Buckinghampalast zu London[60]). Auf die allgemeine Geschichte der gemusterten Fliesenböden im einzelnen einzugehen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein[61]).

Die Decke mit ihren zahlreich durchlaufenden Balkenträgern ist auf Fig. 23 noch zum Teil sichtbar. Sie besteht — wie auch die Merkwaardigheden S. 9 ausdrücklich angeben — aus bestem Fichtenholz. Sie wird nicht gestrichen, sondern sie zeigt das naturfarbene Holz, welches jährlich einmal durch Scheuern gereinigt wird. —

Damit haben wir die bauliche Ausstattung der Stube kennen gelernt, und wir würden uns jetzt der Einrichtung derselben mit Möbeln und Schmuckstücken zuwenden, wenn nicht vorher noch ein wichtiger Teil des Hauses unsere Aufmerksamkeit fesselte. Das ist die Heiz- und Kocheinrichtung. Beide sind in einem vereinigt, aber es ist nicht, wie es uns im niederdeutschen Flett begegnete, das freilodernde Feuer eines Herdes. welches zugleich die Wärme zu spenden hat, sondern es ist die nichtgermanische, von den Romanen entwickelte Art des Kamins, die uns hier begegnet. Der Kamin liegt, wie Fig. 21 zeigt, zwischen den beiden früher geschilderten Fenstergruppen, d. h. also an der Aufsenwand. Auch diese Situation der Feuerstelle ist, wie ich hier gelegentlich bemerke, nicht deutsch, denn im niederdeutschen Hause liegt der Herd bei allereinfachster Hausform — nur Flett ohne Stuben — in einiger Entfernung vor der Hinterwand und gestattet also den Bewohnern die Kreislagerung um das Feuer. Er rückt erst an die Wand heran, wenn ihm in der komplizierteren Hausform durch die neu angefügten Stuben die Funktion der Erwärmung zum Teil abgenommen ist, und selbst da geschieht es, wie wir z. B. bei Diepholz sahen, längst nicht immer. Im zwei-

59) Merkwaardigheden S. 9: »De vloer der kamer bestaat uit roode en zwarte verglaasde vloersteenen of estrikken.«

60) Vgl. H. Knackfufs, »Künstlermonographien XIX«. Jan Steen. Abb. 12 u. 17.

61) Ich verweise in dieser Hinsicht auf: K. G. Stephani, »Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. II.« S. 259 ff. (Leipzig 1903) und auf: Ed. Becking, »Fliesenböden nach Gemälden des 15. und 16. Jahrh.« Stuttgart 1903.

feuerigen oberdeutschen Hause liegen die Verhältnisse ganz anders, aber auch dort finden wir die beiden neben einander auftretenden Feuerstellen, nämlich Ofen und Herd, immer an die beiden Seiten der Trennungswand zwischen Stube und Küche angelehnt. Sie rücken dann wohl an die Längswand des Hauses heran, niemals aber finden wir eines von ihnen an die Giebelwand angelehnt, wie solches bei unserem Kamin der Fall ist.

Im einzelnen brauchen wir hier diesen Unterschieden, die für die Geschichte der volkstümlichen Bauweise von grofser Wichtigkeit sind, nicht näher nachzugehen. Ich habe nur deshalb darauf hingewiesen, damit der Besucher der Hindelooper Stube sich darüber klar wird, dafs er sich nicht mehr auf dem Boden des deutschen Wohnbaues befindet, dafs vielmehr der seiner Herkunft nach urdeutsche Westfriese, bei dem wir in Hindeloopen zu Gaste sind, ein Haus bewohnt, welches in Anlage und Einrichtung eine Mischung von deutschen und romanischen Elementen darstellt. Eine nähere Untersuchung ist, soviel ich sehe, über dieses Verhältnis bislang nicht angestellt worden, sie würde aber für die westfriesische Lokalforschung eine dankbare Aufgabe sein.

Für den Kamin ist zwischen den Fenstern eine mit einem flachen Bogen überwölbte Nische ausgespart, die sich über einer auf dem Boden aufliegenden Sandsteinplatte erhebt. Darüber hängt der wenig vorspringende Rauchfang, der wie ein grofses viereckiges Rohr vor die Wand gelegt ist und — hier ohne jegliche Verjüngung — bis zur Decke hinaufsteigt. Sein unterer Abschlufs besteht in einem profilierten Holzrand mit Tellerbord, von dem ein kurzer, buntfarbig geblümter Kattunstreifen zu leichten Vertikalfalten gekräuselt vorhangartig herabfällt[62]). Der Rauchfang sowohl wie die Nische sind mit ihrer Ausstattung insofern völlig in die Wand einbezogen, als auch sie durchaus mit Wandplättchen belegt und an ihren Rändern von den bereits geschilderten schmalen Kantenfliesen umsäumt sind. Nur in der Mitte der Nische, da wo die Wand am meisten der Einwirkung der Glut ausgesetzt ist, wird der Fliesenbelag durchbrochen durch eine in die Wand eingesetzte gufseiserne Kaminplatte. Dieselbe trägt unten die Bezeichnung »H. H. S. 1665« und zeigt eine Verzierung mit Flankensäulen und Kartuschenwerk, von welchem zur Mitte ein Reif mit darinsitzendem Papagei herabhängt. Diese Kaminplatten sind vielfach in beträchtlicher Gröfse und in reicher Dekoration gegossen worden. Ich verweise in Rücksicht auf sie auf die Arbeit von Jos. Fischer, »Plaques de cheminee et de fourneau« Luxembourg, Belfort 1900, die mir hier leider nicht zugänglich war. Wie weit sie mit den sogen. Takenplatten verwandt sind, kann ich nicht entscheiden[63]).

In gleicher oder sehr ähnlicher Anlage, wie die bislang beschriebene bauliche Ausführung des Hindeloopener Kamins zeigt, begegnet uns die Feuerstätte bereits auf den holländischen Bildern des 17. Jahrhunderts. Ich kann

62) Vergl. Merkwaardigheden S. 9: »Aan den grooten en wijden schoorsteenmantel hangt een schoorsteenkleed van Oostindisch bont, met een dito van wit linnen er onder.«

63) Vergl. Franz v. Pelser-Berensberg, »Mitteilungen über alte Trachten und Hausrat, Wohn- und Lebensweise der Saar- und Moselbevölkerung«. 2. Aufl. Trier 1901. S. 25.

in dieser Hinsicht wiederum auf die schon genannten Bilder von S. Koedyck und P. van Slingeland verweisen, die freilich beide ein wenig anders seitlich eingefafst sind: das erste zeigt die einzig sichtbare Kaminwange hermenartig ausgestaltet, auf dem zweiten ist der Kamin durch zwei Säulen, die den Schornstein tragen, flankiert. Aufserdem scheint auf dem Koedyck'schen Bilde auch der Schornstein nach oben schräg in der Wand zu verlaufen. Vor allen Dingen möchte ich aber zum Vergleich ein Bild heranziehen, welches ich in Fig. 24 reproduziere. Es stammt aus dem für die Geschichte des westfriesischen Wohnungswesens überaus wichtigen Werke von J. Luiken: »Het leerzam huisraad verstoom in vyftig konstige figuuren met godlyke sprenken en stichtelyke verzen«, einem Buche, welches im Jahre 1711 in Amsterdam

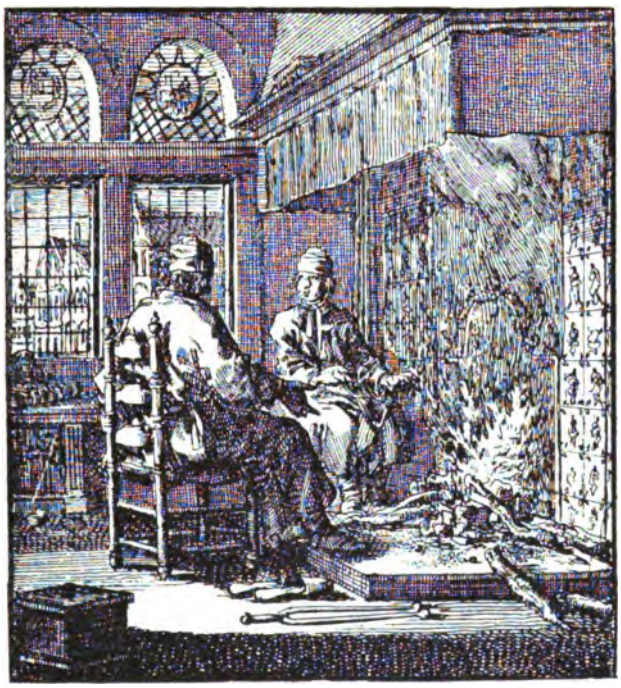


Fig. 24. Jan Luikens Bild: „De Haardstee."

erschienen ist und in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts eine neue Auflage erlebt hat. In demselben schildert der Verfasser auf fünfzig selbstgefertigten Kupferstichen die holländische Wohnung mit ihren Möbeln und Geräten und begleitet diese Bilder mit einem Text, der die einzelnen Stücke in religiös-symbolischen Sinne ausdeutet[64]). Leider gibt dieser Text selbst

64) Des grofsen Interesses halber führe ich die einzelnen Stücke in alphabetischer Reihe nach Luikens Register hier auf: S. 138. Asschop = Aschenschüppe. S. 142. Asveeger = Aschenfeger. S. 8. Bed = Bett. S. 146, Bezem = Besen. S. 92. Blaasbalk = Blasebalg. S. 72. Boekekas — Bücherschrank. S. 18. Doofpot = Kohlendämpfer. S. 88. Emmer = Eimer. S. 12. Hardstee = Herdstätte. S. 168. Heugel = Kesselhaken. S. 64. Horlogie = Uhr. S. 176. Juweel-Koffer = Schmuckkasten. S. 50. Kaarsnuiter = Licht-

feuerigen oberdeutschen Hause liegen die Verhältnisse ganz anders, aber auch dort finden wir die beiden neben einander auftretenden Feuerstellen, nämlich Ofen und Herd, immer an die beiden Seiten der Trennungswand zwischen Stube und Küche angelehnt. Sie rücken dann wohl an die Längswand des Hauses heran, niemals aber finden wir eines von ihnen an die Giebelwand angelehnt, wie solches bei unserem Kamin der Fall ist.

Im einzelnen brauchen wir hier diesen Unterschieden, die für die Geschichte der volkstümlichen Bauweise von grofser Wichtigkeit sind, nicht näher nachzugehen. Ich habe nur deshalb darauf hingewiesen, damit der Besucher der Hindelooper Stube sich darüber klar wird, dafs er sich nicht mehr auf dem Boden des deutschen Wohnbaues befindet, dafs vielmehr der seiner Herkunft nach urdeutsche Westfriese, bei dem wir in Hindeloopen zu Gaste sind, ein Haus bewohnt, welches in Anlage und Einrichtung eine Mischung von deutschen und romanischen Elementen darstellt. Eine nähere Untersuchung ist, soviel ich sehe, über dieses Verhältnis bislang nicht angestellt worden, sie würde aber für die westfriesische Lokalforschung eine dankbare Aufgabe sein.

Für den Kamin ist zwischen den Fenstern eine mit einem flachen Bogen überwölbte Nische ausgespart, die sich über einer auf dem Boden aufliegenden Sandsteinplatte erhebt. Darüber hängt der wenig vorspringende Rauchfang, der wie ein grofses viereckiges Rohr vor die Wand gelegt ist und — hier ohne jegliche Verjüngung — bis zur Decke hinaufsteigt. Sein unterer Abschlufs besteht in einem profilierten Holzrand mit Tellerbord, von dem ein kurzer, buntfarbig geblümter Kattunstreifen zu leichten Vertikalfalten gekräuselt vorhangartig herabfällt[62]). Der Rauchfang sowohl wie die Nische sind mit ihrer Ausstattung insofern völlig in die Wand einbezogen, als auch sie durchaus mit Wandplättchen belegt und an ihren Rändern von den bereits geschilderten schmalen Kantenfliesen umsäumt sind. Nur in der Mitte der Nische, da wo die Wand am meisten der Einwirkung der Glut ausgesetzt ist, wird der Fliesenbelag durchbrochen durch eine in die Wand eingesetzte gufseiserne Kaminplatte. Dieselbe trägt unten die Bezeichnung »H. H. S. 1665« und zeigt eine Verzierung mit Flankensäulen und Kartuschenwerk, von welchem zur Mitte ein Reif mit darinsitzendem Papagei herabhängt. Diese Kaminplatten sind vielfach in beträchtlicher Gröfse und in reicher Dekoration gegossen worden. Ich verweise in Rücksicht auf sie auf die Arbeit von Jos. Fischer, »Plaques de cheminee et de fourneau« Luxembourg, Belfort 1900, die mir hier leider nicht zugänglich war. Wie weit sie mit den sogen. Takenplatten verwandt sind, kann ich nicht entscheiden[63]).

In gleicher oder sehr ähnlicher Anlage, wie die bislang beschriebene bauliche Ausführung des Hindeloopener Kamins zeigt, begegnet uns die Feuerstätte bereits auf den holländischen Bildern des 17. Jahrhunderts. Ich kann

62) Vergl. Merkwaardigheden S. 9: »Aan den grooten en wijden schoorsteenmantel hangt een schoorsteenkleed van Oostindisch bont, met een dito van wit linnen er onder.«

63) Vergl. Franz v. Pelser-Berensberg, »Mitteilungen über alte Trachten und Hausrat, Wohn- und Lebensweise der Saar- und Moselbevölkerung«. 2. Aufl. Trier 1901. S. 25.

in dieser Hinsicht wiederum auf die schon genannten Bilder von S. Koedyck und P. van Slingeland verweisen, die freilich beide ein wenig anders seitlich eingefafst sind: das erste zeigt die einzig sichtbare Kaminwange hermenartig ausgestaltet, auf dem zweiten ist der Kamin durch zwei Säulen, die den Schornstein tragen, flankiert. Aufserdem scheint auf dem Koedyck'schen Bilde auch der Schornstein nach oben schräg in der Wand zu verlaufen. Vor allen Dingen möchte ich aber zum Vergleich ein Bild heranziehen, welches ich in Fig. 24 reproduziere. Es stammt aus dem für die Geschichte des westfriesischen Wohnungswesens überaus wichtigen Werke von J. Luiken: »Het leerzam huisraad verstoom in vyftig konstige figuuren met godlyke sprenken en stichtelyke verzen«, einem Buche, welches im Jahre 1711 in Amsterdam

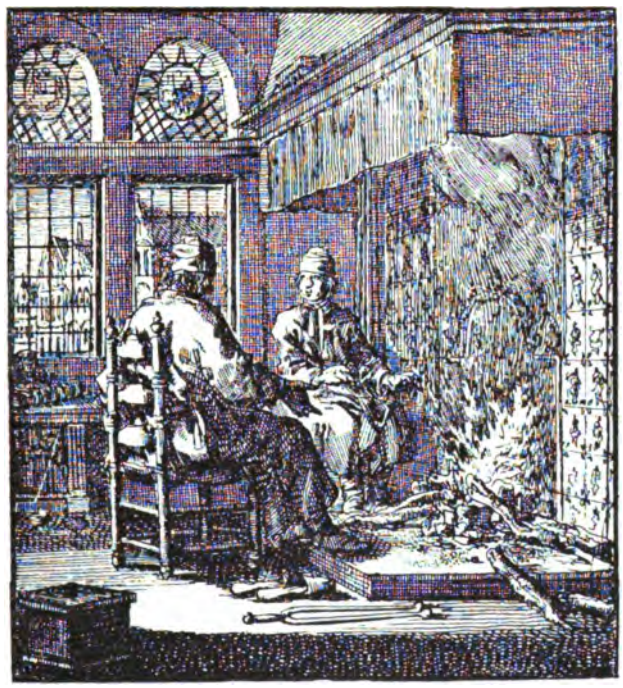


Fig. 24. Jan Luikens Bild: „De Haardstee."

erschienen ist und in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts eine neue Auflage erlebt hat. In demselben schildert der Verfasser auf fünfzig selbstgefertigten Kupferstichen die holländische Wohnung mit ihren Möbeln und Geräten und begleitet diese Bilder mit einem Text, der die einzelnen Stücke in religiös-symbolischen Sinne ausdeutet[64]). Leider gibt dieser Text selbst

64) Des grofsen Interesses halber führe ich die einzelnen Stücke in alphabetischer Reihe nach Luikens Register hier auf: S. 138. Asschop = Aschenschüppe. S. 142. Asveeger = Aschenfeger. S. 8. Bed = Bett. S. 146, Bezem = Besen. S. 92. Blaasbalk = Blasebalg. S. 72. Boekekas — Bücherschrank. S. 18. Doofspot = Kohlendämpfer. S. 88. Emmer = Eimer. S. 12. Hardstee = Herdstätte. S. 168. Heugel = Kesselhaken. S. 64. Horlogie = Uhr. S. 176. Juweel-Koffer = Schmuckkasten. S. 50. Kaarsnuiter = Licht-

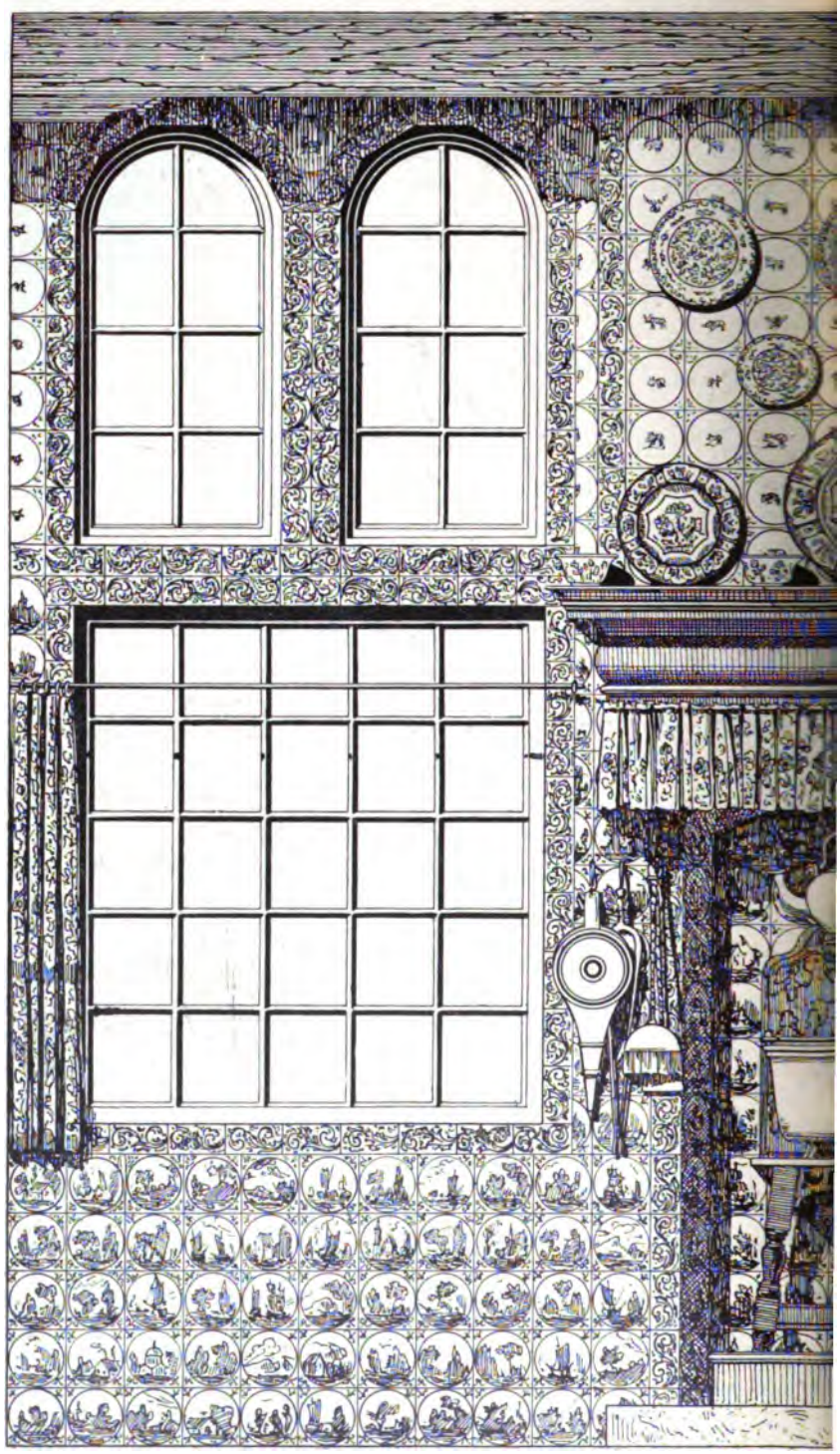


Fig. 22. **Fenst**

bemalter Blasebalg, ferner eine aus Messing hergestellte Garnitur von Feuerschaufel mit Zange und Handbesen, von denen der letztere eine auch in Nordfriesland begegnende mehr pinselartige Gestalt hat, deren Borsten durch eine annähernd halbkugelförmige Messingkappe zusammengehalten werden. —

Wenn wir nunmehr von der Betrachtung des Kamins Abstand nehmen und uns den Möbeln zuwenden, so können wir dabei, was die allgemeine Ausstattung angeht, schon auf einige früher genannte Einzelstücke uns beziehen. Denn schon mehrfach haben wir Gelegenheit gehabt, auf die in Lackfarben ausgeführte bunte Behandlung von Möbeln und Geräten hinzuweisen. Wir befinden uns in einem Wohnraum, der von einem ausgesprochenen intensiven Colorismus beherrscht wird. Wohin wir nur blicken, überall erkennen wir eine unendlich lebhafte Freude an der Farbe, die in allen Einzelheiten zu Tage tritt. So schliefsen sich, wie wir bereits sahen, an die bunten Bodenplatten die blaugemalten Fliesen der Wand an, und ebenso werden wir weiterhin in der Ausstattung des Raumes eine erstaunliche Menge von blaugemalten Porzellanen zum Schmuck verwandt finden. Dazu kamen die bunten, farbigen geblümten Kattune der Vorhänge, mit denen auch die in farbigen Reizen schwelgenden Kleider der Frauen übereinstimmten, von deren Schilderung wir hier absehen müssen. Kein Wunder, wenn zu alledem auch bunte Möbel sich gesellten, die mit ihrer vielseitigen und überaus zierlichen farbigen Behandlung uns geradezu in Erstaunen versetzen.

Die mit Lackfarben hergestellte Bemalung gibt den gröfseren Flächen am Möbel meist einen einfarbigen Grund in einem leuchtenden rot, weifs oder blau, indem bei dem Rahmenwerk häufig ein roter Rahmen zu einer weifsen Füllung verwandt wird. Dieser ganze Grund aber ist dicht übersät mit den allerzierlichsten Blumenranken mit den kleinsten Knöspchen, Blüten und Blättchen, die aus winzig feinen Stengelchen herauswachsen. Es macht das alles eigentlich viel mehr den Eindruck von Miniaturmalerei als den einer uns sonst gewohnten farbigen Ausstattung am Möbel, denn die Einzelheiten sind auf eine auch nur mäfsige Entfernung schon nicht mehr zu erkennen. Das einzige, was auch in etwas weiterem Abstand noch erkennbar bleibt, sind die in den Herzfeldern der Füllungen angebrachten allegorischen und biblischen Darstellungen. Alles aber ist mit einer unendlichen Liebe und Sorgfalt ausgeführt, und trotzdem alle Farben, die die Palette nur darbietet, an diesen Möbeln sich finden, machen sie doch in der Ausstattung niemals einen unruhigen Eindruck.

Die geschilderten feinen Blumenmalereien finden wir nun fast überall, wo es nur irgend möglich war, an den Möbeln angebracht, an dem Schreibpult, den Kasten und Kästchen, den dreibeinigen Klapptischen, die eben deshalb zum Teil zusammengeklappt, nur als Dekorationsstücke an der Wand stehen, an den Betttreppen, der Wiege, dem Kleiderkorb, dem geschnitzten Schlitten auf dem Schranke, sowie an der Tür zu dem Flur. Kurz, die Malerei der Möbel macht wesentlich den Eindruck des ganzen Zimmers mit aus.

Über das Alter dieser Art der Möbelbemalung kann man im ganzen wohl eine ziemlich sichere Angabe machen: viel vor der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts kann sie nicht aufgekommen sein, denn auf den holländischen Gemälden des 17. Jahrhunderts wird sie meines Wissens noch nicht angetroffen. Vermutlich ist sie durch die überseeischen Handelsbeziehungen angeregt, besonders ist hier an den Verkehr mit Ostindien zu denken, dem ja auch die Kattune ihre Einführung und Verbreitung in Holland und dann im Abendlande verdanken.

Fig. 25. Lackgemalte Wiege aus Hindeloopen.

Ganz ohne Wechsel ist im Laufe der Zeit auch diese farbige Ausstattung der Möbel nicht geblieben. So gibt es Stücke, die auf den erwähnten farbigen Wechsel zwischen Rahmen und Füllung verzichten, und das ganze Möbel gleichmäfsig mit einem weifsen Grunde überziehen, auf dem dann die zierlichen Blümchen ausgebreitet sind. Durch diese einfarbig weifse Behandlung machen die betreffenden Möbel dann einen etwas schlichteren Eindruck, immer aber wirken auch sie ungemein gefällig, sauber und freundlich, ja zumeist machen sie mit ihren zarten Blumenkränzchen einen so heiteren Eindruck, wie kaum irgend ein anderes Möbel. Diese weifse Art ist in den Sammlungen des Museums nicht vertreten.

Einen ferneren Wandel in der Dekoration bemerken wir sodann an der Wiege, die auf Fig. 23 im Vordergrunde steht, und von der ich eine bereits

durch Dr. H. Stegmann gegebene Abbildung in Fig. 25 wiederhole[68]). Deutlich erkennt man dort den geschmackvoll angeordneten, im Vergleich zu den anderen Stücken aber immer noch grofs gehaltenen und nicht einmal besonders reichen Blumenschmuck, der über das Möbel ausgestreut ist. Weniger gut sieht man die an den Wiegenpfosten und an den Rändern des Untersatzes angebrachte Marmorierung in schwarz und weifs. Ich halte dieselbe, da nach den Medaillons zu urteilen, die Wiege nicht vor der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert entstanden sein kann, für ein neueres Moment in der lokalen farbigen Möbelausstattung, und ich möchte mit ihr die an den Fenstersprossen bereits erwähnte Marmorierung in schwarzblau, rot und weifs zusammenstellen.

Das Merkwürdigste an dieser Bemalung, in der die Möbel mit so vielem Geschmack verziert sind, bleibt die Tatsache, dafs sie wirklich nur der lokalen Kunstübung entsprossen ist. Wenn die Besitzer auch eines beträchtlichen Wohlstandes sich erfreuten, so ist das, was wir an dieser farbigen Ausstattung der Möbel geradezu bewundern müssen, doch nicht etwa ein Erzeugnis des grofsen internationalen Kunstgewerbes, das für den Weltmarkt arbeitet, sondern es ist eine aus rein örtlichen Überlieferungen erwachsene, bodenständige Dekoration, die zwar fremde Einflüsse zur Genüge erkennen läfst, die aber doch dem westfriesischen Möbel eigentümlich geblieben ist. Darin liegt schliefslich auch der Grund, weshalb diese durchweg viel feiner gemalten Stücke sich doch nicht gerade wesentlich von den farbig behandelten Möbeln der übrigen Bauernstuben des Museums unterscheiden. Hier wie dort ist es eine »Kunst des Volkes«, mit der wir es zu tun haben, und auch auf sie passen die schönen — leider etwas unbeholfen übersetzten — Worte, die William Morris im Jahre 1893 zu den Mitgliedern des Kunstgewerbevereins in Birmingham gesprochen hat: »Diese Dinge sind die gewöhnlichen Hausgeräte aus jenen vergangenen Tagen. Es waren zu ihrer Zeit gewöhnliche Dinge, die man im Gebrauch hatte, ohne zu fürchten, sie zu verderben oder zu zerbrechen — keine Seltenheit damals — und doch haben wir sie »wundervoll« genannt. Und wie sind sie entstanden? Entwarf ein grofser Künstler die Zeichnungen dazu — ein hochgebildeter, glänzend bezahlter, mit ausgewählten Speisen genährter, behaglich wohnender Mann, kurzum ein Mann, der in Watte gewickelt war, wenn er nicht bei der Arbeit war? Wundervoll wie diese Werke sind, wurden sie von »gewöhnlichen Leuten« gemacht, wie die Redensart lautet, während sie bei ihrer gewöhnlichen täglichen Arbeit waren. Solcher Art waren die Männer, die wir ehren, indem wir solche Werke ehren. Und ihre Arbeit — glauben Sie, dafs sie ihnen eine Last war? Diejenigen unter Ihnen, die Künstler sind, wissen wohl, dafs es nicht der Fall war, nicht der Fall sein konnte. Manches vergnügte Lächeln, behaupte ich — und Sie werden mir nicht widersprechen — begleitete das Zustandekommen jener verflochtenen, verschlungenen Muster voll geheimnisvoller Schönheit, die Erfindung jener seltsamen Tiere und Vögel und Blumen«[69]).

68) Vergl. »Anzeiger des Museums«. Jahrg. 1902. S. 153. Abb. 12.

69) William Morris, »Kunsthoffnungen und Kunstsorgen. II. Die Kunst des Volkes.« Leipzig 1901. S. 23—24.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Möbel möchte ich noch erwähnen, bevor wir uns der Betrachtung der Einzelstücke zuwenden. Dieselbe haftet allerdings nicht den Möbeln selbst an, sondern sie betrifft nur mehr die Art ihrer Aufstellung, ist darum aber nicht minder auffallend. Es sind nämlich alle Kastenmöbeln nicht wie gewöhnlich direkt auf den Boden aufgesetzt, sondern sie sind ein gutes Stück über denselben erhoben, indem sie auf bock- oder schemelartige Untersätze gestellt wurden, wie dieselben z. B. auf Fig. 22 als Träger der seitlich aufgestellten Kasten deutlich erkennbar sind. Selbst der schwere Eichenschrank ruht, wie wir sehen werden, auf solchen Schemeln. Dieselben sind durchgängig sehr zierlich gearbeitet, im Vergleich zu dem Gewicht des Schrankes mufs man sie sogar geradezu als gebrechlich bezeichnen. Sie ruhen, wie Fig. 22 zeigt, nicht auf gedrehten etc. Beinen, sondern auf je zwei Fufsbrettern. die in geschweiften Konturen ausgesägt, mit Kerbschnittmustern überdeckt und dann farbig ausgestattet sind. Um das Ausweichen der Schemel zu verhüten, sind die Fufsbretter mit dem oberen Tragbrette durch schräggestellte Versteifungen fest verbunden. Trotzdem aber machen diese Stelzen nicht völlig den Eindruck, dafs sie zum Tragen der darauf gestellten Last durchaus hinreichen. Der Sinn für das Zierliche, den wir bei der Hindelooper Bevölkerung schon mehrfach beobachtet haben, ist an diesen Stücken, wie es scheint, bis zu der äufserst zulässigen Grenze gegangen.

Fragen wir uns nun nach dem Ursprung dieser merkwürdigen Untersätze, so müssen wir uns wohl erinnern, dafs die Hindelooper wie alle Bewohner der umliegenden Küstenplätze mit grofser Bodenfeuchtigkeit und selbst mit gelegentlichen Überschwemmungen zu rechnen hatten, und es ist begreiflich, wenn man unter solchen Umständen die Kasten samt ihrem Inhalt nicht direkt auf den Boden aufstellen wollte. Die verhältnismäfsig hohe Anbringung der Schlafstätten ist wohl auf dieselbe Ursache zurückzuführen und ebenso die auf Fig. 25 ersichtliche Gewohnheit, die Wiege auf einen eigens dazu gebauten hölzernen Untersatz zu stellen. Selbst an den Stühlen scheinen die zur Versteifung durchaus nicht mehr nötigen Zargen, die etwa spannenhoch über dem Fufsboden zwischen den Stuhlbeinen angebracht sind, den Zweck zu haben, dafs der auf dem Stuhle Sitzende die Füfse nicht auf den nafskalten Boden zu setzen brauchte, sie vielmehr etwas heraufziehen und auf den Zargen aufstellen könnte (vergl. Fig. 24). Aber selbst für die Stühle scheinen hölzerne Untersätze ähnlich demjenigen, auf dem die Wiege steht, seit Jahrhunderten in Gebrauch gewesen zu sein, wenn wir einen Beleg verallgemeinern dürfen, den ein Bild von Gabriel Metsu (1630—1667) darbietet. Dasselbe befindet sich unter dem Namen »Der Liebesantrag an die Friesin« in der Galerie zu Karlsruhe (Klass. Bilderschatz Nr. 83) und zeigt am linken Rande einen allerdings nur zur Hälfte sichtbaren Stuhl, der auf einen etwa fufshohen Thron gesetzt ist. —

Wenn wir uns nunmehr der Betrachtung der Einzelstücke an Möbeln und Hausrat zuwenden, so fassen wir dabei zunächst die Rückwand, wie sie Fig. 22 zeigt, ins Auge. Von den beiden Bettstätten ist die eine geschlossen,

die Türen der anderen sind geöffnet, aber auch hier reicht der Blick noch nicht bis zum eigentlichen Lager, vielmehr sind hinter den Türen noch ein paar Vorhänge angebracht, über die sich als oberer Abschluſs noch ein schmaler Behangstreifen hinzieht. Diese Vorhänge bestehen ebenso wie das Schornsteinkleid, wie die Vorhänge vor den Fenstern und wie derjenige, der das kleine Guckfenster nach dem Flur hin bedeckt, aus einem bunt geblümten Kattun, und auch sie bezeugen wiederum die Vorliebe der Friesen sowohl für diese Stoffart als auch für die farbige Ausstattung des Wohnraumes. Ob in Hindeloopen die Kattunvorhänge auch gelegentlich allein den vorderen Abschluſs der Bettstatt gebildet haben, so wie es auf dem mehrfach genannten Bilde von J. Koedyck »Holländische Stube« der Fall ist, kann ich nicht entscheiden.

Das Einsteigen in die Betten wird durch vorgestellte mobile Holztreppchen von drei oder vier Stufen vermittelt. Dieselben haben zwei gefällig geschwungene Seitenwangen, die in der üblichen Weise mit Lackmalereien versehen sind. Diese Treppen sind nach Angabe der »Merkwaardigheden« erst eine neuere Einrichtung. Früher gebrauchte man ein schemelartiges Bänkchen dazu, welches Tags über für gewöhnlich seinen Platz unter dem Schranke hatte, wo es zwischen die Schemelstützen, auf denen der Schrank ruhte, geschoben wurde [70]). Auch ein solches Bänkchen befindet sich im Besitze des Museums. Es ist vor der Bettstatt der Seitenwand aufgestellt und es ist mit Lackmalereien versehen, in denen die klugen und törichten Jungfrauen dargestellt sind.

Zur Ausstattung der Betten gehört der Bettwärmer, der an der Holzvertäfelung zwischen den Türen der Bettstätten seinen Platz gefunden hat. Dieses in Niederdeutschland früher weitverbreitete Gerät ist ein verdecktes Becken, welches mit glühenden Kohlen gefüllt wurde, und mit dem man zwischen Bettlaken und Oberbett hin- und herstrich, um auf diese Weise das Lager anzuwärmen. Jacobsson in seinem technologischen Wörterbuch I. S. 194 erklärt den »Bettwärmer« oder »Bettpfanne« als »eine geraume kupferne oder messingene getriebene flache Pfanne mit einem langen Stiel, die oben mit einem beweglichen und vest einschlieſsenden Deckel versehen ist, welcher hin und wieder durchbrochene Löcher hat, damit die hinein geschütteten glühenden Kolen Luft haben und nicht ersticken, auch die Wärme verbreiten«, und er fügt über die Benützung des Geräts hinzu: »man füllet sie mit etwas glühenden Kolen an, und fähret mit dieser Pfanne kurz vor dem Schlafengehen in dem Bette hin und wieder herum, bis das Bette erwärmet ist«. Alledem entspricht der aus Messing gefertigte Bettwärmer der Hindelooper Stube genau, wie man aus Fig. 22 ersieht, wo auch die Dekoration des Deckels noch ein wenig zu erkennen ist.

Wie lange diese Bettwärmer schon im Gebrauch sind, scheint nicht genau bekannt zu sein. In Frankreich, wo sie mit dem Namen »bassinoire«

70) Merkwaard. S. 9: »Vroeger had men daar een bankje onder staan, dat men gebruikte om er mede in de hooge bedstede te klimmen, waar voor later de fraai beschilderde trapjes in de plaats zijn gekomen.«

oder »chauffe-lit« bezeichnet werden, sind sie schon im 15. Jahrhundert bezeugt, zu welcher Zeit sie nach Havard's Angaben bereits in jedem besseren Haushalt sich vorfanden. Für die folgenden Jahrhunderte führt Havard dann eine grofse Reihe von Erwähnungen unseres Gerätes an, indem er ein im »Musée de Cluny« befindliches Stück des 17. Jahrhunderts abbildet, welches — abgesehen von der Dekoration des Deckels — ganz demjenigen der Hindelooper Stube gleicht [71]). Auch für die niederländischen Gegenden gibt er einen bildlichen Beleg des Bettwärmers im Ende des 16. Jahrhunderts, da er die auf einem flämischen Bilde sich findende Darstellung eines Kamins reproduziert, neben welchem der Bettwärmer an der Wand hängt [72]). Ich möchte dazu noch zwei weitere Darstellungen, die dem 17. Jahrhundert angehören, hinzufügen und verweise auf das öfter genannte Bild von Koedyck und auf Jan Steen's Darstellung einer »Bauernhochzeit« in der kaiserlichen Galerie zu Wien, wo ein Knabe sich mit einem Bettwärmer zu schaffen macht [73]).

An der einen Seite der Bettwand — gegen den Eingang zu — steht ein kleiner Tisch, der auf Fig. 22 zweimal zu sehen ist, da der links hängende Spiegel ihn noch einmal von der Seite zeigt. Dort erkennen wir auch, dafs die beiden Fufsbretter, zwischen denen unten noch eine Holzplatte liegt, beiderseits mit kräftigen Konturen ausgeschweift sind. Die obere Tischplatte ist ganz mit Fliesen belegt, eine Art, die auch aufserhalb Hollands Nachahmung gefunden hat, wie denn Meiborg von der allerdings unter direktem holländischen Einflufs stehenden Ausstattung der nordfriesischen Pesel erzählt, dafs in den meisten derselben »ein holländisches Teetischchen mit fliesenbelegter Platte« zu finden sei [74]).

An der andern Seite der Bettwand, in der Ecke gegen die seitliche Fliesenwand, pflegt die Wiege zu stehen. Hier ist das Kind am meisten vor Zug geschützt, und hier ist es auch der im Bette liegenden Mutter am nächsten. Die Wiege steht, wie wir uns erinnern (vergl. Fig. 25), auf einem gemalten Untersatz. Sie ist ganz aus Holz verfertigt und mit Blumenranken und biblischen Bildern bemalt; letzteres vielleicht, um das darin liegende Kind gegen die Einwirkungen des Bösen zu schützen [75]). Will die Mutter das Kind wiegen, ohne sich selbst vom Lager zu erheben, so benützt sie eine sehr einfache Vorrichtung, die man in der Hindelooper Stube des Berliner

71) H. Havard, »Dictionnaire de l'ameublement et de la décoration depuis le XIIIe siècle jusqu'à nos jours. I, 271 und I, 785. Vergl. auch ein ähnliches Gerät zum Bettwärmen ebenda III, 939: Artikel »moine«.

72) Ebenda II, S. 951. Fig. 688: Artikel »foyer«.

73) Knackfufs, »Künstlermonographien XIX«. S. 87. Abb. 25.

74) R. Meiborg, »Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig«. (Deutsch von R. Haupt.) S. 85.

75) Merkwaard. S. 10: »Zoo er evenwel kinderen in huis zijn, staat hier, op een beschilderd zoldertje, de wieg, die van hout gemaakt en almede met bijbelsche voorstellingen beschilderd is.« Eine ähnliche Art holländischer Wiegen ist abgebildet in: »Zur Geschichte der Kostüme« (München, Braun & Schneider), Münchner Bilderbogen Nr. 499. Dort besteht der Untersatz aber nicht aus einem Kasten, sondern aus einem bock-ähnlichen Gestell von zwei Paar Kreuzbeinen, die durch drei Zargen miteinander verbunden sind.

Volkstrachtenmuseums besichtigen kann. Dort ist nämlich an der Decke oberhalb der Wiege ein etwa fufslanger einfacher Holzstab im Gleichgewicht aufgehängt, an dessen beiden Enden je ein Bindfaden befestigt ist. Der eine derselben ist straff gespannt an einem Seitenknopf der Wiege gefestigt, der andere dagegen ist in das Bett der Wöchnerin geleitet, und diese braucht nur wenig an ihm zu ziehen, um vermittels der Hebelwirkung des Holzschwengels die Wiege alsbald in Schaukeln zu versetzen. Ebenso ist sie dann natürlich auch in der Lage, durch Festhalten ihres Bindfadens das Schaukeln der Wiege wieder aufhören zu lassen.

Zur Wartung der Kinder gehört auch noch ein anderes Möbel, welches, wie Fig. 23 zeigt, an der Bettwand zwischen den beiden Bettstätten einen Platz gefunden hat. Dasselbe besteht aus einem leichten Gestell aus Stäben,

Fig. 26. Hindelooper Sitzkasten für Kinder.
Lackgemaltes Modell im German. Nationalmuseum.

die in ihrer halben Höhe eine runde Holzplatte tragen. Auf dieser Platte steht das eigentliche Hauptstück der ganzen Einrichtung, ein zweihenkeliger, grünglasierter irdener Kohlentopf mit vier Löchern. Das ganze Gestell, das oben noch eine Art Tischplatte trägt, ist ringsum mit einem grofsen Tuchmantel umhängt, der dazu bestimmt ist, die von dem Gluthafen aufsteigende Wärme aufzufangen, und mit dem die Mütter ihre jungen Kinder, die sie auf dem Schofse halten, bedecken, um sie auf diese Weise warm zu halten. Das Ganze ist im Grunde nur eine etwas komplizierte Verwendung des Gluthafens, auf den wir später noch zu sprechen kommen werden, und die Vorrichtung, die mir nur in diesem einzigen Exemplare bekannt geworden ist, für die ich auch weder aus Schriftquellen noch aus Abbildungen weitere Belege beibringen konnte, scheint im allgemeinen in den Kreis der Kaminländer zu gehören, wo es an einer so nachhaltig wirkenden Wärmequelle fehlt, wie sie unser Ofen darbietet.

In diesem Zusammenhange möchte ich auch endlich ein kleines Möbel erwähnen, welches im Museum nur in einer kleinen Nachbildung vertreten ist, nämlich das Kleinkinderstühlchen, das ich in Fig. 26 abbilde. Wie man sieht, ist es mehr ein Sitzkasten als ein Stuhl in unserem Sinne, und die in dieses Möbel hineingesetzten Kinder sind so eingezwängt, dafs an viel Bewegung, vor allem der Beine, nicht zu denken ist. Dafür aber haben diese Kasten, die ungefähr einem unserer Küchen-Salzfässer ähnlich sind, den grofsen Vorzug, dafs sie die Kinder vor jeglichem Hinfallen sicher bewahren. Auch sie sind wie alle anderen Kastenmöbel in der geschilderten Lackmalerei verziert.

Damit könnten wir nun die Betrachtung der Hinterwand beschliefsen, wenn uns hier nicht zum ersten Male eine Dekoration begegnete, die sich über alle Wände des Gemaches gleichmäfsig ausdehnt, eine Dekoration, die die ganz besondere Vorliebe, den Stolz und zum guten Teil auch den Reichtum der Hindelooper ausmacht. Die ganz erstaunlich reiche Ausstattung des Gemaches mit Porzellan mufs jedem, der diese Stube betritt, sofort in die Augen fallen. Die Anordnung ist, wie Fig. 23 zeigt, eine sehr einfache: an der Leiste zwischen den Betttüren und dem darüber befindlichen Börte hängen Porzellanschälchen, meist in blauer Dekoration, die sogenannten »Klapmutsen«, die, ich weifs nicht aus welchem Grunde, ihren Namen von einer Klapp- oder Reisemütze empfangen haben. Sie sind an einem Bindfaden aufgehängt, der durch ein in den Unterrand gebohrtes Loch gezogen ist. Oberhalb des Börtes hängt eine stattliche Reihe ganz besonders prunkhafter grofser Schüsseln, die sich von dem dunkelbraunen Grunde des Eichenholzes leuchtend abheben. Unter den Lücken zwischen ihnen stehen endlich noch kleinere Porzellankumpen, die als »Kraaikkoppen« bezeichnet werden, deshalb, weil in dem Grunde dieser Obertassen häufig das Bild einer Krähe sich findet[76]).

Die überreiche Ausstattung mit den feinsten Porzellantellern setzt sich in der gleichen Weise auch an den übrigen drei Wänden fort, genau gleich an der anderen Bettwand, sehr ähnlich an den beiden Fliesenwänden (vergl. Fig. 23). Auf allen Börten, auf dem Schornsteinmantel (Fig. 22) sowie auf dem Aufsatze des Teeschrankes, den wir noch kennen lernen werden, überall stehen blau dekorierte Porzellankumpen, -Schüsseln usw., und an der seitlichen Fliesenwand begegnet uns ein besonderes Börd, welches mit Klapmutzen besetzt ist, die sich in zwei Reihen an der Wand fortsetzen[77]).

Alle diese Porzellanplatten sind blau gemalt, und sie passen in dieser Dekoration vortrefflich zu der blauen Bemalung der Wandfliesen, die sie im

76) Merkwaard. S. 8/9: »Tuschen de lijst en de deuren hangen meest blaauw porseleinen kommetjes, klapmutsen genaamd, en wel aan een touwtje door een gat, dat in den onderrand is geboord. De bovenlijst pronkt met groote porseleinen schotels en gelijke kommen, kraaikkoppen genaamd, er tusschen.«

77) Merkwaard. S. 10: »Boven op de kroonlijst van dit kastje, gelijk verder op den schoorsteenmantel, de keeft en alle lijsten staan blaauw porseleinen kommen, schotels enz. Zelfs zijn alle tusschenruimten aan den zijmuur aangevuld met hangende porseleinen kommetjes (klapmutsen).«

übrigen aber an leuchtender Schönheit weit übertreffen. Die Vorliebe für das Porzellan bestätigt wiederum den Sinn für das Feine und Zierliche, den wir auch sonst schon beobachtet haben. Sie ist unzweifelhaft, ebenso wie die bunten Malereien an den Möbeln und wie der häufige Gebrauch der farbig geblümten Kattune als eine Folge der lebhaften Handelsbeziehungen anzusehen, welche die Holländer mit Ostindien unterhielten. So finden wir schon auf dem mehrfach genannten Bilde J. Koedyk's aus der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Reihe von Tellern — freilich wohl aus Fayence — als Dekoration des Kaminbörtes, und an derselben Stelle finden wir wenige Jahrzehnte später auf dem ebenfalls schon genannten Bilde P. v. Slingeland's

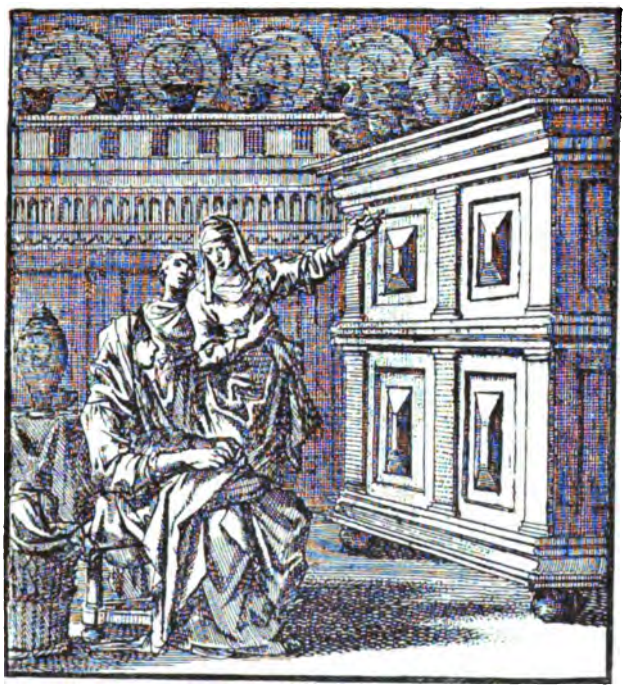


Fig. 27. Jan Luikens Bild: „Het porselijn".

eine Anzahl von fünf Schüsseln aufgestellt, die in der Form völlig den Klapmutzen gleichen, und die — nach dem Glanz zu urteilen — wohl aus Porzellan bestehen und demnach unbedingt für asiatische Importwaare gelten müssen. Den grofsen Reichtum an Porzellan bezeugen auch zwei Bilder, die J. Luiken a. a. O. auf Seite 118, Fig. XXXIV unter dem Namen »Het porselyn« und auf Seite 160, Fig. XLVI mit der Bezeichnung »Het thee = en koffy = gereedschap« darbietet, und die ich in Fig. 27 und 28 wiedergebe. Dort begegnen uns schon alle die Formen an Vasen, Schüsseln und Kumpen, die wir in der Hindelooper Kamer wiederfinden. Schon dort dienen sie wohl lediglich als Dekoration, und sie haben sich mit der gleichen Bestimmung über ein Jahrhundert lang in Hindeloopen erhalten. Die Merkwaardigheden geben darüber hinreichende Auskunft, wo wir mit wahrem Er-

staunen lesen, daſs noch im Jahre 1847 in Hindeloopen ein Nachlaſs verkauft wurde, unter dem sich folgende ansehnliche Menge Porzellan befand: zwei Dutzend ostindisches blaues Teegerät von der groſsen Sorte, über dreiſsig halbe Dutzend ebensolches Gerät, ein vollständiges blaues Teeservice, eine rote, japanische, porzellanene Fischschüssel mit Durchschlag, vier Leuchter, ungefähr 300 Stück Tischteller und Schüsseln, unter denen viele komplette Garnituren, zwei Salatnäpfe, 28 groſse Kumpen usw., zu viel, um sie einzeln aufzuführen[78]). —

Fast genau dieselbe Erscheinung wie die Hinterwand bietet nun auch die linke Seitenwand insofern, als wie wir sahen die Mitte derselben gleich-

Fig. 28. Jan Luikens Bild: „Het thee-en kofij-gerudschap".

falls von einer Bettstatt eingenommen wird, an deren oberer Vertäfelung ebenfalls die reiche Porzellandekoration sich findet. Es ist die sogenannte »Zijdbedstede«. Vor ihr steht der Schemel zum Einsteigen, den wir schon früher kennen lernten. Aber es ist hier doch ein Unterschied gegen die anderen Lagerstätten hervorzuheben, denn dieser Verschlag dient, wie die Merkwaardigheden berichten, gewöhnlich überhaupt nicht zum Schlafen, viel-

78) Merkwaard. S. 21: »Eene aanzienlijke partij Porcelein, bestaande hoofdzakelijk in: 2 dozijnen Oostindisch blaauw theegoed, groote soort, ruim 30 halve dozijnen dito, 1 volledig blaauw theeservies, 1 rood Japansch porceleinen vischschotel met doorslag, 4 kandelaren, ongeveer 300 stuks porceleinen tafelborden en schotels, waaronder vele stellen kompleet, 2 saladebakken, 28 groote kommen enz. te veel om op te noemen.«

mehr wird er meist als eine Art Prunkschrank benutzt, in welchem gemalte Feuerkieken, Bänkchen, Kannen, grofse Schachteln etc. untergebracht werden [79]).

An der einen Seite dieser Seitenbettstatt, gegen die Fensterwand zu, befindet sich der bereits geschilderte kleine Vorplatz. Das Fensterchen dorthin ist mit einem geblümten Kattun verhängt. Unter demselben steht, in der beschriebenen Weise von Schemeln getragen und mit Lackmalereien verziert, ein Lese- oder Schreibpult, welches zum Teil ebenfalls mit Tellern und Kumpen von Porzellan besetzt ist [80]).

Pfeifengestell und Mangelbrett vervollständigen die Ausstattung der Flurwand neben diesem Schreibpulte. Das Mangelbrett ist geschnitzt und bemalt und trägt die Jahreszahl 1764. Es ist das Gerät, welches zum Rollen der Wäsche gebraucht wird und, seit mehr als drei Jahrhunderten in den nördlichen Küstengegenden im Gebrauch, stets mit besonderer Sorgfalt behandelt und mit Schnitzwerk und farbiger Zierde ausgestattet ist [81]).

Schliefslich haben wir auf dieser Stubenseite noch den bereits erwähnten Schrank ins Auge zu fassen, der in der hinteren Ecke neben dem Durchgange über den beschriebenen Untersatzschemeln aufgestellt ist, und den wir in Fig. 29 zur Darstellung bringen. Wir sehen einen schweren Eichenschrank vor uns, mit dicken Kugelfüfsen, reich verziert in kräftiger Schnitzerei und mit schönen Säulenstelllungen, die in Verbindung mit einem durchlaufenden Quergesims den Schrank in zwei obere kleinere und zwei untere gröfsere Fächer teilen. In dem Unterbau sitzt eine durchlaufende Schublade, die mit drei kräftigen Löwenköpfen geziert ist. Der Aufsatz des Schrankes ist vor allem charakterisiert durch eine geschnitzte Kopfleiste mit einer Vase in der Mitte, von der nach den Seiten Rankenwerk mit darin sitzenden Vögeln auslaufen. Dieses Motiv kehrt an den niederländischen Schränken, für deren Geschichte ich im übrigen wieder auf Brinkmann a. a. O. S. 651 ff. verweise, sehr häufig wieder.

Auffällig mag es immerhin erscheinen, dafs der geschilderte Schrank mit Schnitzwerk verziert und nicht wie die übrigen Kastenmöbel mit Lackmalerei ausgestattet ist. Der Grund liegt in der grofsen Dauerhaftigkeit dieser riesigen Eichenmöbel, die sämtlich bereits in einer Zeit entstanden sind, wo der Geschmack ihrer Erbauer noch nicht an der koloristischen Ausstattung, sondern in plastischer Behandlung des Möbels sein Gefallen fand. Jedenfalls sind lackgemalte Schränke, die doch der übrigen Ausstattung entsprechen würden, in Hindeloopen, wie es scheint, nicht vorgekommen, denn auch die

79) Merkwaard. S. 9: »Eene dergelijke hooge slaapplaats, de zijdbedstede geheeten, met fraai beschilderd trapje er voor, bevindt zich aan de achterzijde van het vertrek, is met dergelijk beschotwerk en porselein versierd, en dient meest tot eene pronkkast voor geschilderde stoven, bankjes, butten of groote doozen enz.«

80) Merkwaard. S. 9/10: »Onder het venster, dat in het portaal uitziet, en waar voor eene net geplooide Oostindische doek aan een koperen roedtje hangt, staat een beschilderde lessenaar, met porceleinen borden en kommen er op.«

81) Vgl. Brinckmann, a. a. O. S. 680 ff, wo die Mangelbretter eingehend behandelt und wo mehrere reich verzierte Stücke abgebildet sind.

Merkwaardigheden sagen ausdrücklich: neben der Seitenbettstätte »steht ein Schrank von schwerem Eichenholz, mit Schnitzwerk verziert« [82]).

Fig. 29. Hindelooper geschnitzter Eichenschrank im German. Nationalmuseum.

Unter dem Schranke hatte früher der Einsteigschemel für die Bettstätte seinen Platz, jetzt steht ein blanker kupferner Topf darunter. Oben auf dem

82) Merkwaard. S. 9: »Daar nevens staat eene kast of keeft van zwaar eikenhout, met snijwerk versierd. Zoo deze onder open is en op schammels staat, voegt er een glad geschuurde koperen doofpot onder.«

Aufsatz dagegen liegt während des Sommers der Schlitten, dessen Abbildung wir in Fig. 30 darbieten. Auch dieses kleine Gerät setzt uns in Erstaunen wegen der reichen Dekoration, die es erfahren hat, und die aus einer Mischung von plastischer und koloristischer Ausstattung erwachsen ist.

Die dritte Wand, die Fensterwand, wird in ihrer Ausstattung fast völlig durch den Kamin nebst allem Zubehör bestimmt, die wir bereits kennen gelernt haben. Es erübrigt uns also nur noch, die Möbel, Geräte und Dekorationsstücke ins Auge zu fassen, die sich im Mittelraum der Stube finden, und die sich ferner an die letzte Wand, die ungegliederte breite Fliesenwand anlehnen, von der die Fig. 23 ungefähr noch die ganze hintere Hälfte erkennen läfst.

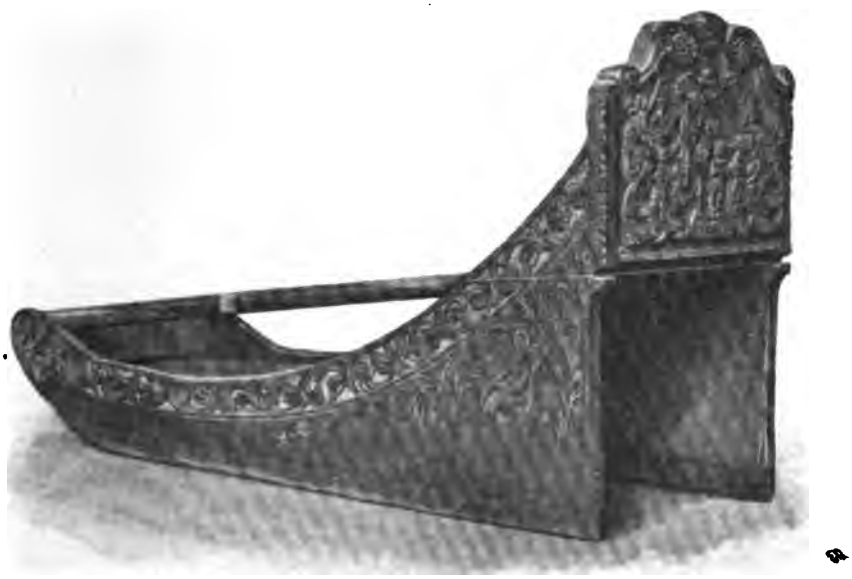


Fig. 30. Geschnitzter und bemalter Hindelooper Schlitten im German. Nationalmuseum.

Bleiben wir zunächst bei dieser Wand, so wird die Mitte derselben deutlich markiert durch die auf Schemeln ruhende lackbemalte Truhe, die auf dem linken Rande von Fig. 23 gerade noch sichtbar ist. Über ihm hängt in der Mitte der Wand, schräg gegen diese gestellt, der Spiegel, von einfacher viereckiger Form aber dadurch bemerkenswert, dafs er den aus Schildpat gefertigten Rahmen besitzt, den auch die Merkwaardigheden ausdrücklich als zu seiner Ausstattung gehörig hervorheben[83]). Das über diesem Spiegel angebrachte mit zwei Reihen von Klapmutsen besetzte Tellerbörd haben wir schon kennen gelernt. Erwähnenswert daran sind nur die beiden wenig ausgeschweiften Seitenwangen. Es hängt vor dem oberen Teile der Wand, der nicht mehr mit den reicher dekorierten Fliesen, sondern mit den einfacheren sogen. Springern belegt ist.

83) Merkwaard. S. 10: »De kleine spiegel, als mede de groote spiegel tegen den zijmuur, hebben lijsten van bewerkt glas of schildpat.«

Bezüglich der Ausstattung der erwähnten Möbel mufs ich noch bemerken, dafs über der Truhe ein kleineres, auf vier kurzen gedrehten Beinchen ruhendes Kästchen aufgestellt ist mit silberbeschlagenen Gebetbüchern und mit einer Porzellanvase, in der ein Bündel Pfauenfedern steckt, die sich zum Teil schon in dem darüber befindlichen Spiegel wiederspiegeln. Die Merkwaardigheden erwähnen, soviel ich sehe, diesen Federnstrauſs nicht, aber man sagt mir, dafs er in jeder Hindeloopener Stube an dieser Stelle angetroffen würde. In der Tat pafst das bunte Farbenspiel der schillernden Federn gut zu dem ganzen koloristischen Wesen des Zimmers, und ich möchte wenigstens darauf hinweisen, dafs schon auf dem unter dem Namen »Der Liebeszauber« bekannten, im Städtischen Museum zu Leipzig befindlichen Bildchen eines unbekannten niederländischen Malers, der zu den Schülern des Jan van Eyck gezählt wird, ein fächerartig zusammengebundener Strauſs von Pfauenfedern sich findet, der an der Fensterwand auf einem Stollenschranke unterhalb des Hohlspiegels aufgestellt ist[84]). Es ist daher möglich, dafs die Holländer, die wie bekannt zuerst im Abendlande neben den Venetianern eine volle Empfänglichkeit für die farbigen Reize der persischen Teppiche gehabt haben, die sich in ihrer Innendekoration so wesentlich durch orientalische Farbenpracht haben beeinflussen lassen, seit Jahrhunderten eine solche Freude am farbigen Schimmer gehabt haben, dafs sie auch die bunte Pfauenfeder ständig in den Kreis ihrer Zimmerausstattung gezogen haben.

Zu beiden Seiten des Spiegels hängen je ein Paar lackgemalte Schüsseln und Holzteller, die genau in derselben zierlichen Blumendekoration sich darstellen, wie wir sie an den Möbeln gefunden haben. Eine Kleiderbürste mit silbernem Rückenbeschlag ist hier auch noch zu erwähnen[85]).

Neben dieser Mittelgruppe der Wand bemerken wir nun auf der linken Wandhälfte, nach den Fenstern zu, einen Glasschrank, der viel zierliches Porzellan und ganz kleines in Silber gefertigtes Hausgerät wie Kinderspielzeug enthält. Es ist der sogenannte Teeschrank, von dem die Merkwaardigheden in einer, den Verhältnissen des Museums genau entsprechenden Weise berichten: »Auch der Teeschrank enthält blaues Porzellan von der feinsten Sorte und allerhand silbernes Hausgerät in grofs und dazwischen in Miniaturnachbildung. Unter diesen letzteren mannigfaltigen Gegenständen, als Wagen, Tischen und Stühlen, sind auch Pferde, Kühe u. s. w. vertreten, sodafs es beinahe keinen Gegenstand des häuslichen Lebens gibt, der hier nicht im Kleinen in Silber nachgemacht wäre, sogar bis auf den Sarg, der noch vor kurzer Zeit [also um 1850] in einem Nachlafs verkauft wurde«[86]).

84) Vgl. Knackfufs, »Künstlermonographien XXXV«, Hubert u. Jan van Eyck. Abb. 88.

85) Merkwaardigheden S. 10: »Onder de kleine spiegel hangt een kleerborstel met zilver overtrokken.«

86) Merkwaard. S. 10; »Ook de theekast bevat dergelijk porcelein van de fijnste soort, met allerhande zilveren huisgeraden in het groot en in miniatuur er tusschen. Bij deze laatste menigvuldige voorwerpen, als wagens, tafels en stoelen zijn ook paarden, koeijen enz. gevoegd, zoodat er bijna geen voorwerp van huishoudelijk gebruik bestaat, dat hier niet in het klein in zilver nagemaakt is, tot zelfs eene doodkist toe, die nog voor eenigen tijd in een boedel is verkocht.«

Die Ausstattung der gegen die Bettwand zu gelegenen hinteren Wandseite, die man auf Fig. 22 noch voll überblicken kann, ist bald aufgezählt. Wir bemerken dort zunächst einen gegen die Wand geklappten ovalen Tisch, dessen Besprechung wir aber ausstehen lassen, da wir später noch kurz darauf zurückkommen werden. Es folgt dann unter einem schildpat-umränderten kleinen Spiegel und einem lackgemalten Servierbrett, die an der Fliesenwand hängen, noch eine zweite Truhe, die wie die erste ihresgleichen auf kerbschnittverzierten und gemalten Schemeln steht. Auch diese Truhe ist mit Lackmalerei verziert, und das scheint der einzige Punkt zu sein, worin sich die Hindelooper Kamer des Museums von den Angaben der Merkwaardigheden unterscheidet, wenn anders dieselben tatsächlich diese Truhen als die »kastjes« im Auge haben, von denen sie berichten, dafs sie innen genau wie die Wände der Stube mit Fliesen ausgelegt seien, dafs ihr Äufseres aber durchweg aus schierem Eichenholz mit Rahmen und Leistenwerk bestünde[87]). Diese Art der Truhen würde sich dann also näher zu dem besprochenen eichenen Schranke als zu den übrigen, im ganzen auf einer jüngeren Entwicklungsstufe stehenden lackgemalten Möbeln stellen.

In der hintersten Ecke, dicht neben dem Paneelwerk der Bettwand hängt die friesische Uhr, deren Zifferblatt mit einem ausgesägten, bemalten und vergoldeten Rahmen umgeben wird. Zwischen dem Stirnbrett und dem Rückenbrett der Uhr ist das ganze Werk frei sichtbar, sie hat also kein eigentliches Gehäuse, und sie wird deshalb mit einem nach beiden Seiten herabhängenden Tuche bedeckt, um das Werk von Staub rein zu halten. Die Merkwaardigheden, die doch wohl nur diese Art von Wanduhren im Auge haben, bezeichnen dieselbe als altfriesische »stoeltjeklok« (S. 10), d. i. soviel wie Stühlchen-Uhr, ein Name, den ich nicht näher zu deuten vermag. Die von dem Uhrwerk herabhängenden Ketten und Gewichte laufen, wie auch Fig. 22 erkennen läfst, in einer deckelartigen Führung aus Eichenholz, deren Vorderseite einen kräftig geschnitzten Fruchtkranz mit Amoretten von bemerkenswerter Schönheit trägt, eine Schnitzerei, die etwa mit den gleichen schönen Arbeiten an den Mangelbrettern zusammengestellt werden mufs[88]).

So also haben wir die Wände des Gemaches in ihrer Ausstattung ringsum gemustert, und es bleibt uns nur noch übrig, die in der Mitte des Raumes aufgestellten Möbel zu betrachten. Die dahin gehörende Wiege haben wir schon kennen gelernt, anders aber ist es mit Tisch und Stühlen, die ungefähr in der Ecke zwischen Fenster und Fliesenwand stehen, wo sie bei Mahlzeiten und ähnlichen Versammlungen des Familienkreises zu dienen haben. Über die verschiedenen Arten der in Hindeloopen üblichen Tische geben uns die Merkwaardigheden deutlichen Aufschlufs, denn sie bemerken darüber: »Es

87) Merkwaard. S. 11: »De overige ruimte is met kastjes bezet, waarvan het buitenwerk alsmede uit glad eikenhout met paneelwerk eu lijsten bestaat, en van binnen met steentjes opgezet, even als aan de muren.«

88) Besonders möchte ich hier zum Vergleiche auf ein von Brinckmann, a. a. O. S. 680 abgebildetes, sehr schön geschnitztes Mangelbrett verweisen, welches mit der Jahreszahl 1589 bezeichnet ist, und das auch Brinckmann der »holländischen Art« zuweist.

waren dreierlei verschiedene Tische in Gebrauch, schmale, die an zwei Seiten auf- und niedergeklappt werden konnten und »Holländische Tische« hiefsen, ferner runde oder Mangeltische und endlich ovale »Vlap aan de wand« genannt, die alle bunt bemalt sind, und von denen die letztgenannten auf drei Beinen stehen, um aufgeschlagen platt gegen die Wand gestellt zu werden [89]). Von diesen drei Tischsorten haben wir die ovale bereits kennen gelernt, denn wir erinnern uns, dafs wir einen solchen Tisch genau so, wie die Merkwaardigheden es beschreiben, an der seitlichen Fliesenwand (vgl. Fig. 22) angelehnt fanden. Ich möchte aber noch darauf aufmerksam machen, dafs die Platten dieser Tische beiderseitig mit Lackmalereien versehen sind, da beim Aufklappen derselben je nach dem Geschmack der Bewohner auch die Unterseite der Platte als Schauseite benützt werden kann. Das eine der drei Beine wird dabei zur Seite geklappt, sodafs es mit den beiden anderen ungefähr in einer Ebene liegt.

Dreibeinig wie die ovalen scheinen auch die runden oder »Mangeltische« meist gewesen zu sein, denn nach Angabe der Merkwaardigheden fand man unter der Uhr, wo im Museum eine Truhe steht, häufig einen »zierlich gemalten runden Tisch auf drei Füfsen, den sogen. Mangeltisch« [90]).

Die Stühle, die um den mit Teegeschirr aus Porzellan besetzten Tisch herumstehen, zeigen alle die gleiche Bauart. Es sind leicht und schlank gebaute Möbel mit gedrehten Beinen und hohen Lehnen, die übereinander je drei ausgeschnittene Rückenbretter tragen, während zwischen den Beinen zweimal vier runde Zargen sich befinden, von denen die unteren — wie ich bereits erwähnte — etwa eine Spanne über dem Fufsboden, die oberen aber kurz unter dem Sitze angebracht sind, sodafs die Stühle bei aller Leichtigkeit doch infolge der doppelten Versteifung der Beine einen sehr festen Eindruck machen. Das ganze Gestell ist mit einem gleichmäfsigen Anstrich in sattgrüner Lackfarbe überzogen, der die Stühle im Gegensatz zu den bunt gemalten Kästen als eine besondere Möbelgattung für sich charakterisiert und ihnen in dieser Umgebung fast möchte man sagen einen würdevollen Schein gibt [91]). Der Sitz ist aus Schilf geflochten.

Auch für diese Art der Stühle ist in Anlehnung an die Werke der holländischen Malerei ein Alter festzustellen, welches mindestens bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück reicht, denn die gleiche Form der Stühle findet sich schon auf den von mir öfter angeführten Bildern von J. Koedyck, P. v. Slingeland, P. de Hooch und Gabr. Metsu. Dazu könnte man noch auf des letztgenannten Meisters Bild »Beim Frühstück« in der Dresdener Galerie

89) Merkwaard. S. 10: »Er waren drieërlei tafels in gebruik: smalle, die aan twee zijden konden op- en neergeslagen worden en Hollandsche tafels heetten, ronde of mangeltafels en ovale, vlap aan de wand genaamd, die alle bont beschilderd zijn, terwijl de laatste en op drie beenen staan, om, opgeslagen, plat tegen den muur geplaatst te worden.«

90) Merkwaard. S. 10: »Daar onder staat eene fraai beschilderde ronde tafel op drie pooten, de mangeltafel genaamd.«

91) Merkwaard. S. 10: »De stoelen met hooge ruggen of bekkelingen waren alle groen geverwd.«

oder auf eine Reihe von Bildern Jan Steen's verweisen, die in der erwähnten Monographie Adolf Rosenberg's (Hrsg. H. Knackfufs) in Abb. 16, 20 u. 21 wiedergegeben sind.

Das auf dem Tische aufgestellte Teegeschirr entspricht ungefähr dem, was auch J. Luiken's Kupferstich als »het thee- en koffy-gereedschap« (vergl. Fig. 28) zur Darstellung bringt. Besonders im Anschlufs an dieses Bild ist es vielleicht nicht unnötig, daran zu erinnern, dass der Tee in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus Ostasien nach Europa gebracht war. Der Import wurde von den Holländern besorgt, und diesem Umstande ist es wohl in erster Linie zuzuschreiben, dafs bis auf den heutigen Tag der Tee als Hausgetränk von den Friesen beträchtlich mehr geschätzt und getrunken wird als im übrigen Deutschland, wo der gleichfalls im 17. Jahrhundert eingeführte Kaffe während des 18. Jahrhunderts im Bürgertum und seit etwa den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts auch in den bäuerlichen Kreisen zu allgemeiner Geltung gelangt ist [92]).

Schliefslich fassen wir noch ein kleines Möbel ins Auge, welches wir unter den Stühlen der Hindelooper Kamer in mehreren Exemplaren aufgestellt finden. Es sind die sogenannten Feuerkieken, die im Holländischen als »stoof« bezeichnet werden [93]), und deren eine auf Luiken's Kupferstich »de haardstee« im Vordergrunde links abgebildet ist (vergl. Fig. 24). Wir sehen dort ein im Grunde sehr einfaches Gerät, einen viereckigen hohlen Holzkasten mit durchlöcherten Wänden und seitlich angebrachter Tür, in welchen ein irdener Topf mit glühenden Kohlen hineingesetzt wird, und der zum Wärmen der Füfse dient. Auch die Feuerkieken der Hindelooper sind genau von der gleichen Form, ihre Wände sind mit Lackmalereien verziert, was — wie wir nicht übersehen dürfen — bei der beständig einwirkenden Wärme als ein gutes Zeugnis für die Haltbarkeit dieser Dekorationsweise betrachtet werden mufs.

Gehen wir der Geschichte dieser Feuerkieken etwas näher nach, so werden wir zu dem Schlufs kommen, dafs dieselben recht eigentlich als ein Gerät der Kaminländer gelten müfsen. So sind sie denn auch z. B. in Frankreich weit verbreitet gewesen, wo sie mit den Ausdrücken »chaufferette« und »chauffe-pied« bezeichnet wurden [94]). Schon in französischen Inventaren des 14. und 15. Jahrhunderts kommen derartige Gluttöpfe in Schlössern und auch in bürgerlichen Küchen häufig vor. Aber das waren nur offene Kohlentöpfe ohne irgend welchen deckenden Schutz, die den Frauen, die sie benutzten, häufig die Unterkleider in Brand setzten. Daher hat man sie denn schon im Laufe des 16. Jahrhunderts in einen Kasten mit durchbrochenen Wänden eingeschlossen, wofür aus eben dieser Zeit von Havard I., 787 Fig. 532 ein bildlicher Beleg beigebracht wird, während ihm die früheste schriftliche Erwähnung erst aus dem Jahre 1615 bekannt ist.

92) Vergl. A. Schultz, »Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh.« München 1903. S. 329.

93) Vergl. auch Brinckmann, a. a. O. S. 693.

94) Vergl. Havard, a. a. O., unter den oben angegebenen Stichworten, sowie auch den Artikel »chauffette«.

Die Feuerkieke hat sich dann in den folgenden Jahrhunderten sehr weit ausgebreitet. Im 17. Jahrhundert findet sie sich im holländischen Hause in stetem Gebrauch, eine Tatsache, zu deren Beleg ich wieder auf die Bilder von Koedyck und Slingeland, sowie auf die in Rosenberg's Monographie in Abbildung 16 und 20 reproduzierten Bilder Jan Steen's verweise. Auch in den übrigen niederdeutschen Gegenden war und ist bis heute die Kieke in Gebrauch, so erwähnt sie z. B. Andree in seiner »Braunschweiger Volkskunde« S. 261 unter den Namen »fûerkîke« oder »huchtelpott«. Der einzige Unterschied gegen unsere Hindelooper Exemplare besteht dort darin, dafs der Umschliefsungskasten nicht aus Holz, sondern aus Messing besteht. In der gleichen Ausstattung sind sie in rheinischen Gegenden zu finden, und auch Jacobsson's Technologisches Wörterbuch gibt ihnen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts die gleiche Beschreibung. In Deutschland ist dieses Wärmegerät, Feuertopf samt Schutzkasten, sogar schon beträchtlich früher belegt als in Frankreich, denn Andree a. a. O. macht mit Recht darauf aufmerksam, dafs schon Saxo Grammaticus in seiner Historia danica um 1200 das Fufswärmen durch ein »calidum laterculum cistula crebris foraminibus distincta inclusum« erwähnt. In diesem Punkte bedürfen also Havard's Angaben der Ergänzung, und aufserdem dürfen wir hier wohl auch darauf hinweisen, dafs der einfache irdene Gluthafen schon beinahe 3000 Jahre vor Saxo Grammaticus in den nördlichen Ländern im Gebrauch war, denn in England haben sich Beispiele davon schon aus der früheren Bronzezeit gefunden, die jetzt im British Museum aufbewahrt werden und in dem Fachkatalog desselben — British Museum. A guide to the antiquities of the bronze age. 1904 — in Fig. 21. und 22. abgebildet sind.

Mehr nebenbei möchte ich zum Schlufs noch erwähnen, dafs in einfacher Ausstattung die Feuerkicken auch heute noch bei Händlern und Marktfrauen selbst in Deutschland im Gebrauche stehen. So kann man auf dem Marktplatze in Nürnberg ihre stete Verwendung beobachten, und das gleiche berichtet Havard von den französischen Städten, wo sie in dieser einfachen Art unter dem Namen »gueux« bekannt sind[95]). —

Wenn wir damit die Hindelooper Kamer verlassen, so tun wir das nicht, ohne noch einmal den Blick über das ganze Gemach streifen zu lassen, dessen Einzelheiten wir kennen und, wie ich hoffe, auch in mancher Hinsicht verstehen gelernt haben. Die Freude am Reinlichen und Zierlichen, die Sorgfalt in der Behandlung der Einzelheiten und die Lust an der Farbe, das ist es, was neben der lichten Geräumigkeit dem Gemache seinen Charakter gibt. Derselbe wird freilich wesentlich noch getragen und verstärkt durch die bedeutende Wohlhabenheit, über welche die Bewohner zu verfügen hatten. Die Menge kostbaren Porzellans haben wir ausdrücklich hervorgehoben. Aufserdem aber ist noch ein bedeutender Reichtum an silbernem Geräte zu betonen, mehr wohl noch als er in der Stube des Museums dargestellt ist, und es scheint, dafs die Vorliebe für silberne Ausstattung der Geräte den Friesen

95) Havard, a. a. O. II. S. 1234.

gewissermafsen im Blute liegt, denn wir finden sie nicht nur in Holland, sondern auch aus Nordfriesland berichtet uns Meiborg a. a. O. S. 187, dafs in dem Nachlafs eines 1666, also kurz nach dem 30-jährigen Kriege verstorbenen Hufners sich Sachen befanden wie eine Kleiderbürste mit silbernem Kopfe, ein mit Silber beschlagener Kamm und eine Branntweinschale aus Silber, und dafs auch silberne Becher und Löffel, und Messer mit silberbeschlagenem Stile in den Erbteilungspapieren im nördlichen und nordwestlichen Schleswig sich aus jener Zeit häufig finden. Nehmen wir zu diesem Reichtum an Porzellan und Silbersachen noch die sorgfältig gearbeiteten Möbel und Hausgeräte, die Menge an Tisch-, Bett- und anderem Linnen und endlich eine grofse Zahl von Kleidungsstücken, besonders der überaus interessanten und reichhaltigen Frauentracht, so bekommen wir erst einen vollen Begriff von dem Wohlstande, der die Grundlage des Hindelooper Hauswesens bildete, und wir verstehen, wie noch im Jahre 1843 die Versteigerung einer einzigen nachgelassenen Ausstattung es nach Angabe der Merkwaardigheden S. 21 auf ungefähr 6000 Gulden bringen konnte. Es ist unzweifelhaft das prunkvollste und auch dadurch aus der Reihe der Bauernstuben des Museums sich heraushebende Gemach, welches wir in der Hindelooper Kamer kennen gelernt haben.

LITERARISCHE NOTIZEN.

Zur Wiederherstellung des Aachener Münsters. Von Joseph Buchkremer. Mit 12 Abbildungen. Aachen, Verlag der Cremer'schen Buchhandlung. Febr. 1904. 52 SS. **Zur Wiederherstellung des Aachener Münsters.** Von C. Viehoff, Stiftsarchivar. Verbesserter Sonderabdruck aus dem Volksfreund.

Die im vorigen Heft S. 190, 191 angezeigte Schrift Strygowskis hat in der Abhandlung von Buchkremer eine Erwiderung gefunden. Gegen diese wendet sich Viehoff: persönliches und sachliches sind in seiner Polemik nicht streng auseinander gehalten, liefsen sich wohl auch nicht immer trennen, was ihr allgemeines Interesse verleiht, ist der Einblick in die Art und Weise, wie die unselige Restauration des Münsters eingeleitet und durchgeführt worden ist.

Mein Urteil über die Restauration des Innenraumes der Kirche habe ich Seite 191 des vorigen Jahrgangs kurz ausgesprochen. Wenn ich daran die Befürchtung geknüpft habe, man werde trotz Strzygowskis Einspruch die Arbeit unentwegt fortsetzen, so hat sich diese Befürchtung glücklicher Weise nicht bewahrheitet. Die Arbeiten sind, wie ich höre, eingestellt worden.

Nachdem Buchkremer über die Veranlassung der Restauration einiges mitgeteilt hat, bespricht er im zweiten Teil seiner Abhandlung Theorie und Praxis der Denkmalpflege. Die sehr anerkennenswerten Ausführungen kommen zu folgendem Schlufs: »Ich weifs . . . namentlich in den karolingischen Teilen des Aachener Münsters sehr genau Bescheid. Habe aber auch erfahren und empfinden gelernt, was es eigentlich heifst: »restaurieren«. Ich bin dabei zu der vollen Erkenntnis gekommen, dafs die Kunstwissenschaft mit ihren strengen Grundsätzen über die Behandlung der Denkmale durchaus recht hat. Und doch wird es in der Praxis oft sehr schwer sein, sie ganz durchzuführen oder überhaupt einen gangbaren Weg zu finden.

Dies zeigt so recht ein erheblicher Teil der ausgeführten Arbeiten am Aachener Münster, die Strzygowski in seinem Protest allgemein als übereilt und als unberechtigt bezeichnet.

Diese Wiederherstellungsarbeiten beziehen sich zum gröfseren Teile auf die innere musivische Ausschmückung, zum kleineren Teile auf eigentliche Instandsetzungen und bauliche Ergänzungen. Im Hinblick auf die ersteren — die musivische Ausschmückung — stimme ich Strzygowski jetzt vollkommen bei, während ich die Vornahme der letzteren — der baulichen Wiederherstellungen — noch heute zum gröfsten Teile nach wie vor verteidige.«

Dies wird nun im Einzelnen begründet. Strzygowskis Forderung, man entferne mit den reichen vorhandenen Mitteln vor allem den Turm, wird abgewiesen. Wohl mit Recht. Der Turm ist 1884 nach den Entwürfen von Schneider in Kassel erbaut. Er trat an die Stelle der Ruinen eines älteren gotischen Turmes, der 1656 abgebrannt war. Man kann bedauern, dafs er erbaut wurde, seiner Entfernung könnte aber doch nur das Wort geredet werden, wenn ein positiver, archaeologisch unanfechtbarer Vorschlag darüber vorläge, wie der obere Abschlufs des Westbaues nach Abbruch des Turmes zu gestalten wäre. Ich glaube nicht, dafs man jemals im Stande sein wird, einen solchen

Vorschlag zu machen. Auch Buchkremers Bedenken gegen Strzygowskis Vorschlag, die karolingische Bronzetür wieder an ihre alte Stelle zu bringen, sind beachtenswert.

Schwieriger ist die Frage der Freilegung des Atriums. Die Diskrepanz von Theorie und Praxis wird immer zu Tag treten, sobald man an die Lösung dieser Frage herantritt. Schon früher, namentlich aber 1897 sind Reste eines Atriums aufgedeckt worden, dessen freie Fläche noch durch die Umfassungen des Domhofs kenntlich ist. Die Forderung der Wissenschaft ist einfach. Man lege die Reste frei und erhalte sie, so dafs sie der Forschung zugänglich sind. Strzygowski hat die Forderung ungefähr so formuliert. Dafs sie, wenigstens in ihrem zweiten Teil, nicht durchführbar ist, hat Buchkremer überzeugend dargetan. Was in Pompeji und Rom ja in Trier möglich ist, ist es deshalb nicht unmittelbar auch in Aachen. Strzygowski bezweifelt im Hinblick auf orientalische Bauten, ob das karolingische Münster überhaupt ein Atrium hatte. Demnach gehörten die Reste des Atriums einer späteren Zeit an. Diese Frage mufs sich aus technischen Merkmalen mit voller Sicherheit lösen lassen. Die formale Gestaltung des Atriums lassen die Reste in den wesentlichen Punkten noch erkennen. Allerdings bleibt einiges fraglich. Damit aber ist die Frage, was denn überhaupt geschehen soll nicht gelöst. Ihre Lösung ist auch vorerst nicht dringend, und ich halte die Frage überhaupt nicht für die wichtigste. Das karolingische Münster wird durch sie in seinem Bestand nicht berührt. Aber man prüfe sie in dem von Strzygowski verlangten Umfang, um gerüstet zu sein, wenn eine Lösung notwendig werden sollte.

Das dritte Kapitel von Buchkremers Schrift behandelt die baulichen Wiederherstellungsarbeiten. Buchkremer erklärt die Art, in welcher die Nordostecke des Atriums erneuert worden ist für mifslungen. Wäre nur an der Wand des Atriums gearbeitet worden, so könnte es hingehen, aber man hat in willkürlicher Weise an den Bestand des karolingischen Treppenturmes gerührt, eine Tür eingebrochen und Fenster verändert. Der Königsstuhl ist nur technisch in Stand gesetzt worden, ohne dafs formale Veränderungen an ihm vorgenommen wurden. Der Wiederaufbau der Säulenstellung vor der Kaiserloge und die Herstellung der ursprünglichen Form der Fenster, welche an zwei Fenstern noch erhalten ist, werden gerechtfertigt, ebenso die richtige Aufstellung der Brüstungsgitter. Man wird auch vom Standpunkt der Theorie aus hiegegen nichts einwenden. Was den Sturm erregt hat sind nicht diese Arbeiten an Einzelheiten, sondern die Gesamtausstattung des Inneren.

Buchkremer beharrt zwar darauf, dafs eine Marmorverkleidung einzelner Teile bestanden hat, fafst aber sein Urteil dahin zusammen, »dafs eine Marmor- und Mosaikbekleidung der noch nicht damit versehenen Teile besser ganz unterbleibt.«

Es ist bekannt, dafs nachdem die Stuckverkleidung des Münsters abgeschlagen war, zunächst die Kuppel eine reiche figürliche Ausstattung in Mosaik erhielt, dafs dann ein Wettbewerb um Entwürfe zur gesamten inneren Ausstattung erlassen wurde, aus dem Professor Schaper in Hannover als Sieger hervorging. Schapers Entwurf war sehr reich, er nahm eine sehr ausgedehnte Verwendung von Mosaik und Marmorinkrustation an. Hiegegen erhoben schon die Preisrichter Einwenduugen und empfahlen die mafsvollste Zurückhaltung. Als der Karlsverein zum Schutz und zur historisch-treuen Wiederherstellung des Münsters gleichwohl Schapers Ideen aufgenommen und ihn mit der Ausführung eines genaueren Planes und Kostenvoranschlages beauftragt hatte, fand dieser nicht die Genehmigung der staatlichen Aufsichtsbehörde, welche der Ansicht war, dafs die Konstruktion des Münsteroktogons, seine Gesimse und Profile darauf hinweisen, dafs eine Verkürzung durch Mosaik- und Marmorauftragung von vornherein ausgeschlossen sei und der ursprünglichen Absicht des Erbauers nicht entspreche. Schapers Ideen hatten indes im Karlsverein so grofsen Anklang gefunden, dafs dieser trotzdem ihre Ausführung anstrebte. Nach langen Verhandlungen kam 1898 ein Vertrag zu Stande, nach welchem Schaper eine Gesamtskizze für die Ausstattung des Tambours liefern sollte. Als Gegenstand der Darstellungen war die grofse Deesis, der Pantokrator, Maria und der Prodromos (Johannns der Täufer) umgeben von Engels-Chören und den Aposteln bestimmt worden. Schaper legte aber im März 1900 nicht nur diese Skizze vor, sondern zugleich Kartons

und ein Modell für die Ausschmückung des ganzen Münsters mit Mosaik und Marmor. Er hatte seine Entwürfe zuvor dem Kaiser gezeigt, und dieser gab seiner Anerkennung in einem Telegramm an den Präsidenten des Karlsvereins Ausdruck. Damit hatten die Wünsche des Vereins gewissermafsen die allerhöchste Sanktion erhalten. Aber noch stand das archaeologische Bedenken, ob denn das karolingische Münster überhaupt eine Marmorverkleidung hatte in Kraft. Um über diese Frage Klarheit zu erlangen, untersuchte eine Kommission, welche aus dem Regierungs- und Baurat Kosbab, dem Architekten und Privatdozenten Buchkremer und dem Mitglied des Karlsvereins Schmitz bestand, das Münster.

Das Ergebnis ihrer Untersuchung war, dafs wirklich eine Marmorverkleidung vorhanden gewesen sei.

Hier setzt Viehoff nach Darlegung der Vorgeschichte der Restauration mit scharfer Kritik ein. Ich habe auch nach Buchkremers Ausführungen an der Marmorverkleidung gezweifelt, durch Viehoffs Gegengründe scheint mir ihre Annahme endgiltig widerlegt zu sein.

Die Kommission war, wie Viehoff S. 20 nach dem Jahresbericht des Karlsvereins mitteilt mit der Aufgabe in Funktion getreten, diejenigen Merkmale festzustellen, wonach das Münster in der Tat ursprünglich mit dem reichsten Marmor- und Mosaikschmuck an Wänden, Pfeilern und Decken ausgestattet gewesen ist. War die Aufgabe wirklich so gestellt, so mufste jeder, der eine wissenschaftliche Fragestellung beurteilen kann, im Voraus seine Mitwirkung versagen. Ob der Vorwurf einer weitgehenden Konnivenz der Kommissionsmitglieder gegenüber den Wünschen der Auftraggeber gerechtfertigt ist, ob sie, was doch anzunehmen ist, einem sehr verhängnisvollen Irrtum anheimgefallen sind, mögen die Herrn in Aachen ausmachen. Tatsache ist, dafs die Verantwortung für die Entstellung des ehrwürdigen Gebäudes zum grofsen Teil auf die Kommission fällt; daran ändert die späte Erkenntnis, dafs die Marmorverkleidung besser nicht ausgeführt worden wäre nichts mehr.

Die Schrift von Viehoff beschränkt sich aber nicht auf die Frage der Marmorverkleidung, sondern gibt eine eingehende Darstellung der Geschichte der Wiederherstellung des Aachener Münsters. Sie ist ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte des Restaurierens überhaupt.

Die Anfänge der Restauration des Münsters liegen etwa 60 Jahre zurück. Die Anregung ging vom Stiftskapitel, dem Eigentümer des Münsters aus. Es war die Zeit der Freskomalerei grofsen Stils und der Geringschätzung der Kunst des 18. Jahrhunderts. Die Stuckdekoration des Münsters sollte entfernt und das Innere in Fresko ausgemalt werden. Die Absicht ist noch eine rein künstlerische; eine Ausstattung, welche dem Zeitgeschmack nicht entsprach, sollte durch eine zeitgemäfsere ersetzt werden. Schon aber regte sich der historische Sinn und bald wurde die Forderung gestellt, dafs die Wiederherstellung des Münsters historisch treu sein müfse. Praktisch nahm man es freilich leicht mit dieser Forderung. Ciampini hatte in den vetera monumenta eine sehr oberflächliche Zeichnung der Mosaiken der Kuppel publiziert. Nach dieser Vorlage sollten wieder Mosaiken angebracht werden, Wände und Pfeiler sollten erst Malereien, dann eine Verkleidung in Stucco lustro erhalten. Um die Gelder für dieses grofse Unternehmen zu beschaffen, wurde der Karlsverein gegründet der bald über bedeutende Mittel verfügte. Damit trat allmählig nicht formell aber faktisch eine Verschiebung der Kompetenzen ein, der Karlsverein wird die treibende Macht. Er schrieb, nachdem die Mosaiken der Kuppel 1881 vollendet waren die Konkurrenz aus, er war es, der trotz der Warnungen der Preisrichter, trotz der Verwahrung von Hermann und Adler, die Ausführung des reichen Entwurfes Schapers durchsetzte. Was Viehoff über diese Vorgänge mitteilt, lautet nicht erfreulich.

Man hat für Schapers Entwurf nachträglich eine archaeologische Begründung versucht, tatsächlich hat man ihn durchgesetzt, weil er reich und glänzend war. Man war nach sechzig Jahren auch nicht weiter als beim Beginn der Restauration und man konnte nicht weiter sein. Für eine historisch treue Wiederherstellung fehlen die wissenschaft-

lichen Grundlagen. Eiteles Hoffen ist es, sie von gründlichen Studien, sei es in Rom und Ravenna, sei es in Syrien oder Ägypten zu erhoffen; wir wissen nicht, wie Karls Münster ausgeschmückt war und wir werden es niemals wissen. Eines aber wissen wir gewifs: So wie es Herr Schaper ausgestattet hat hat es nicht ausgesehen. Es ist immer wieder der gleiche Fehler. Man will verschönern, wo man erhalten sollte. Welche Zahl von Denkmälern ist diesem Irrtum zum Opfer gefallen. Die Wahlstatt reicht von der Charente bis an die Ostsee und an die Theifs. Wann endlich wird die Überzeugung durchdringen, dafs wir uns mit unseren Restaurationen bescheiden müssen, dafs die Denkmäler der Baukunst des gleichen Schutzes wert sind, wie die der Skulptur und der Malerei.

Kaum an einem Denkmal ist seit mehr als hundert Jahren mehr gesündigt worden als am Aachener Münster. Das nach seiner Wirkung verhängnisvollste war vielleicht die vorzeitige Gründung des Karlsvereins. Es ist gut und löblich, wenn die Mittel zur Durchführung einer unumgänglichen Restauration durch Vereine aufgebracht werden. Aber man gründe solche Vereine nicht, bevor nicht über Art und Umfang der auszuführenden Arbeiten volle Klarheit und Übereinstimmung herrscht. Hier hat die Wissenschaft das erste Wort zu sprechen. Dann mag der Künstler seine entsagungsvolle Tätigkeit beginnen, dann mögen Vereine gegründet werden um die Mittel aufzubringen. Ist der Verein zuerst da, so wird die ganze Angelegenheit im Voraus in falsche Bahnen geleitet, man will für sein Geld etwas sehen, man will Grofses, Schönes. Dann werden Künstler berufen, welche schaffen wollen, welche glänzende Entwürfe liefern, die faszinieren; dann vergifst man, dafs man erhalten wollte und berauscht sich an den Herrlichkeiten des Neuen. Ruft man in diesem Stadium die Wissenschaft als Eideshelferin an, so geschieht es nur noch um das Dekorum zu wahren, und man hört nur noch was man hören will.

So energischem Drängen gegenüber versagt selbst die staatliche Denkmalspflege, das hat Meifsen, das hat Aachen, das haben auch andere Fälle gezeigt. *Quousque tandem.*

Gustav von Bezold.

Vasel, A. Sammlung graphischer Kunstblätter nebst Anhang: Aquarelle und Handzeichnungen. Mit 10 Abbildungen. Wolfenbüttel 1903. Julius Zwissler. (XI, 388 S. 8°).

Es gibt nicht allzuviel Kataloge, die wie der hier vorliegende einmal ausnahmsweise nicht zum Zwecke des Verkaufs der beschriebenen Sammlung abgefafst sind. Von älteren Handbüchern dieser Art sind nur nennenswert: Paignon-Dijonval (1810), Malaspina 1824), Wilson (1828), v. Quandt (1853), Morrison (1868) und als beste Arbeit von allen: v. Lanna (1895). Diesem letzten, in jeder Beziehung ganz ausgezeichneten Kataloge, den wir Hans Wolfgang Singer verdanken, dürfte auch der hier zu besprechende in keiner Weise nahekommnn, viel weniger ihn übertreffen. Gleichwohl ist das Erscheinen desselben trotzdem mit Freuden zu begrüfsen, weil wir darin gewissermafsen die Äufserung einer echten, uneigennützigen Freude an der Kunst selbst und den Beweis eines persönlichen Verhältnisses zu den von ihr geschaffenen Werken zu sehen haben. Wie sympathisch berühren gleich die Worte der Einleitung: »Den Verkauf zu vermitteln, soll der Zweck dieses Verzeichnisses nicht sein. Mufs es doch ein wehmütiges Gefühl erwecken, das, was mit aller Liebe und Sorgfalt im Laufe eines Menschenalters zusammengetragen worden ist, nun wieder in alle Winde zerstreut und allerlei Fährlichkeiten ausgesetzt zu sehen, und sollte da nicht der Wunsch erklärlich und berechtigt sein, es zusammen zu erhalten, oder wenigstens in seinen Hauptteilen vor Zerstreuung zu bewahren und doch der Allgemeinheit oder einem gröfserem Kreise nutzbar zu machen! Dies zu erreichen ist mein Wunsch, und hierauf wird auch in Zukunft mein Bestreben gerichtet sein. Diesem Zwecke soll auch das vorliegende Buch dienen; möge es zur Benutzung der Sammlung anregen und diese erleichtern!«

Die Hauptstärke der 6312 Nummern umfassenden Sammlung liegt nicht wie bei dem v. Lanna'schen Kabinet in Blättern des 15. und 16. Jahrhunderts. Von diesen weist der Katalog nicht übermäfsig viele Exemplare auf. Nur von Dürer und Marcanton findet sich etwas mehr vor. (Die 278 Illustrationen im »spiegel der menschen behaltnysse«, die Vasel dem Meister des Hausbuches zuschreibt, haben mit diesem nichts zu tun.). Von

späteren Meistern sind reichhaltiger vertreten: Rembrandt, Adr. v. Ostade, van Dyck (Iconographie fast vollständig), J. D. Ridinger, C. W. E. Dietrich, G. F. Schmidt, Chodowiecki und Raphael Morghen; letzterer mit einer ganzen Anzahl unvollendeter Probedrucke. Unter den Künstlern des 19. Jahrhunderts scheint Vasel besonders Menzel und Richter seine Vorliebe zugewandt zu haben. Die Aufnahme weniger bekannter und bedeutender Meister erklärt sich daraus, dafs sie aus Braunschweig, der Heimat des Verfassers, stammen.

Als systematische Anordnung hat der Verfasser die alphabetische Reihenfolge gewählt, die wenigstens den einen Vorteil bietet, dafs sie ein rasches Auffinden der einzelnen Meister ermöglicht. Ein Personenregister ist dadurch überflüssig geworden; und dafür hätte vielleicht einmal dem Katalog ein gut gearbeitetes Sachregister hinzugefügt werden können. Eine solche bisher nur in den Ornamtstichkatalogen übliche Verarbeitung des reichaltigen Materials ist allerdings mit gewissen Schwierigkeiten verbunden, dafür aber dankenswerter als man gemeiniglich annimmt. Dafs Vasel die Abdrucksgüte der einzelnen Blätter nicht erwähnt, kann man nur billigen, denn jedes Urteil hierüber ist so durchaus subjektiv, dafs der Wert desselben vollständig illusorisch wird. Wenn man bedenkt, welchen Blättern in dem zum Zwecke des Verkaufes einer Sammlung fertiggestellten Katalogen häufig die schmückenden Beiworte wie »reizend, kostbar, prachtvoll, brillant, suberb, tadellos, hervorragend, unvergleichlich, erstklassig, wunderbar« zu teil werden, dann ist es mit dem Respekt vor dererlei Zensuren ein für allemal vorbei.

Dafs dem gut ausgestatteten Katalog zehn Abbildungen von selteneren Blättern beigegeben sind, soll zum Schlufs noch besonders hervorgehoben werden. Sie in Netzätzungen herstellen zu lassen, war allerdings verfehlt, da eine solche den Charakter eines Stiches oder einer Radierung auch nicht im entfernten wiederzugeben imstande ist. Wer das Geld hat, einen solchen Katalog drucken zu lassen, der kann in diesem Falle auch zur Reproduktionstechnik der Heliogravüre greifen. A. Hg.

Scheglmann, A. M., Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern. I. Band: Vorgeschichte der Säkularisation. Regensburg 1903. J. Habbel (X, 297 S. 8°).

Obwohl nunmehr schon ein volles Jahrhundert vergangen ist, seitdem die in der Kirchengeschichte mit einem schwarzen Kreuz bezeichnete Säkularisation ihre tief einschneidenden Wirkungen fühlbar zu machen begann, besafsen wir bis auf den heutigen Tag noch keine umfassende Geschichte derselben. Scheglmann will sie uns in dem hier angezeigten Werke für das rechtsrheinische Bayern geben. Der unter Benutzung zahlreicher Originalkorrespondenzen sowie mit Verwertung einer ganzen Fülle von mündlichen persönlichen Überlieferungen bis jetzt fertig gestellte erste Band enthält als Frucht einer dreizehnjährigen mühevollen, fleifsigen Sammlerarbeit die nicht wenig interessante Vorgeschichte der ganzen Bewegung. In den folgenden Bänden soll dann die Aufhebung der ständischen und nichtsändischen Klöster und Hospitien, der Abteien, Kollegien, Kommenturen, Damenstifte, Fürstbistümer, Hochstifte und Domkapitel eingehend behandelt werden. Im Anschlufs daran will uns Scheglmann endlich noch das Leben der hervorragendsten unter den säkularisierten Personen schildern und, was nicht weniger dankenswert ist, das fernere Schicksal der säkularisierten Sachen, namentlich der Klöster, Paläste, Kirchen, Bibliotheken, Kunstgegenstände, naturwissenschaftlichen Apparate und Sammlungen. Wenn schon der Stoff an und für sich das dem ersten Bande entgegengebrachte hohe Interesse in vollem Mafse zu rechtfertigen und verständlich zu machen imstande ist, so verdient doch die klare und leichtfassliche Schreibweise noch als besonders ausschlaggebend hervorgehoben zu werden. Ihr ist es zu verdanken, dafs das in seiner Anlage doch mehr wissenschaftliche Werk gleich nach Erscheinen des ersten Bandes eine nachhaltige Wirkung auf die Laienkreise auszuüben imstande war. Über den Standpunkt, den der Verfasser der Frage gegenüber einnimmt, orientiert uns gleich der erste Satz des ganzen Werkes: »Die natürliche Entwicklung der bayerischen Säkularisation reicht, wie so viel anderes Unglück, auf Luther zurück«. Das heifst man aber doch mit der Tür ins Haus fallen. Neben der konfessionellen Seite hat der ganze eigen-

tümliche Vorgang ja schliefslich auch noch eine wirtschaftliche, nationalökonomische. Dafs diese nicht unter Erwägung des Für und Wider eingehender behandelt ist, dürfte entschieden ein Fehler der fleifsigen Arbeit sein.

Die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis zum Jahre 1500. Im Auftrage der königl. Sächs. Staatsregierung herausgegeben von Otto Posse, Dresden. Verlag des Apollo (Franz Hoffmann) 1903. gr. 4.

Seitdem die Sphragistik aufgehört hat, allein ein Betätigungsfeld des Dilettantismus zu sein, und wieder ihre alte Stelle als wichtige historische Hülfswissenschaft eingenommen hat, sind eine Reihe wertvoller Abhandlungen zur Siegelkunde erschienen. Inhaltlich dürfte sich Posses jüngstes Werk den besten Arbeiten aus diesem Gebiet an die Seite stellen, an Reichtum und Güte der Ausstattung aber alle hinter sich lassen. Bisher ist von dem grofs angelegten Werke über die mittelalterlichen Adelssiegel der Wettiner Lande der erste Band erschienen, der die Grafen von Käfernburg-Schwarzburg, die Vögte von Weida, Plauen und Gera, sowie vom Adel den Buchstaben A umfafst.

Mit kritischem Blick ist das weit zerstreute Material gesichtet, genaue genealogische Übersichten und Tabellen für die zeitliche Dauer der einzelnen Siegelstempel sind als wertvolle Hülfsmittel beigegeben und ein sehr sorgfältig gearbeitetes Register erleichtert den Gebrauch. Die im Text beschriebenen Siegel sind auf 50 Lichtdrucktafeln aus der graphischen Kunstanstalt von Meissenbach Riffarth & Co. in vortrefflicher Weise wiedergegeben. W. J.

Neujahrsblätter aus Anhalt. Herausgegeben von Professor Dr. Hermann Wäschke, Herzogl. Anhalt. Archivrat: 1. **Anhalt vor hundert Jahren** von H. Wäschke. Dessau. 1904. Verlagsbuchhandlung von Paul Baumann, Herzogl. Anhalt. u. Sachsen-Altenb. Hofbuchhändler. 32 SS. 8^0.

Zu einem Unternehmen, wie es gleicher Art seit Jahren schon die historischen Kommissionen der Provinz Sachsen und des Grofsherzogtums Baden für diese Gebiete betätigen, der alljährlichen Herausgabe von »Neujahrsblättern« für einen weiteren Kreis von Freunden der Landesgeschichte, ist nun auch für das Herzogtum Anhalt von berufenster Seite der Grund gelegt worden. Mit dem ersten Heft, einem geschichtlichen Rückblick auf »Anhalt vor hundert Jahren«, erscheint der Herausgeber selbst auf dem Plan. Nun ist das Jahr 1803 freilich eines der allerunerquicklichsten in der deutschen Reichsgeschichte, indes, wie des Verfassers Geleitwort mit Recht betont, bleibt es eine nicht zu unterschätzende Quelle politischer Einsicht, selbst so unerfreulichen Dingen, wie sie das beginnende 19. Jahrhundert gebracht hat, voll ins Antlitz zu schauen. Nicht wenige gleichzeitige Dokumente manigfachster Art, Akten, Noten, Relationen, Briefe sind sorgfältig verwertet und verwoben zu einer lebendigen Charakteristik der inner- und aufserpolitischen wie nicht weniger der wirtschaftlichen Verhältnisse der drei anhaltischen Fürstentümer in jenen Tagen. HH.

Obrist, Hermann, Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst. Essays. Leipzig. 1903. Eugen Diederichs. (168 S. 8^0.)

Eine Sammlung von sieben zu verschiedenen Zeiten niedergeschriebenen Aufsätzen und Vorträgen, die in manchen Punkten offene Türen einstofsen, in vieler Beziehung aber durch die stark anregende Art, in der die aktuellen Probleme der Kunst und des Kunstgewerbes besprochen werden, von mehr als ephemerer Bedeutung sind. Von den durch den Charakter der Entstehung des Buches bedingten Mängeln verschiedener Wiederholungen abgesehen, geben uns die temperamentvollen Äufserungen des Münchener Künstlers wertvolle Beiträge zur Beantwortung der Frage eines zeitgemäfsen Kunstunterrichts, denen sich nicht weniger interessante Erörterungen über die Zukunft unserer Plastik und Architektur angliedern. Wenn wir auf einen Aufsatz noch speziell hinweisen, so verdient er es vor allem deshalb, weil er in treffender Kürze die Schattenseiten einer heutzutage immer mehr an Boden gewinnenden Bewegung charakterisiert, an die man

gewöhnlich bei Nennung des Schlagwworts »Volkskunst« denkt. Was wir jetzt Volkskunst nennen, sagt Obrist sehr richtig, ist nicht das, was unser Volk mag, sondern das, von dem wir wünschen und verlangen, dafs es unser Volk haben soll. Wir glauben Volkskunst zu liefern, wenn wir eine konstruktiv exakte Zimmereinrichtung ohne Dekor fertigstellen; der Arbeiter aber, für den sie bestimmt sein soll, denkt anders über die Kästen und Gestelle, die wir ihm gaben. Er sehnt sich nach etwas Höherem, das, wenn es auch nicht echt ist, so doch wenigstens vorgibt, echt zu sein. Er will Möbeln mit Schnörkeln und Kugeln mit Troddeln und Fransen, ebenso wie seine Frau lieber sechs Mark für eine Diaphanie als drei Mark für eine moderne Künstlerlithographie ausgeben wird. Alles mufs nach etwas aussehen, was es in Wirklichkeit nicht ist und der Natur der Sache nach auch nicht sein kann.

Was wir an der Bauernkunst so sehr schätzen, ist aber vielfach weiter nichts, als eine auf dem Wege ungeschickter Nachahmung entstandene Afterkunst, die sich zur wirklichen Kunst verhält wie der Löschpapierabdruck zur Originalschrift. Von solchen Arbeiten erhoffe man doch keine Anregung zu einer Neubelebung der sogenannten Volkskunst. Das gibt stets nur Talmi und nie und nimmer echtes Gold. Es verlohnt sich deshalb nicht einmal, solche Stücke systematisch zu sammeln. Das überlasse man dem Liebhaber und den kleineren Museen, die in erster Linie Heimatkunde treiben. Für gröfsere Centralen genügen ein paar bemerkenkwerte Proben, wie unser Museum deren auch einige besitzt, vollauf. Jedes Mehr ist da von Übel; es sei denn, dafs man sich auf den von Lauffer im Archiv für Kulturgeschichte (II, 106) vertretenen Standpunkt stellt, wonach die »historischen« Museen — als wenn nicht jedes Museum mehr oder weniger historisch wär — nicht in erster Linie nach künstlerischen, sondern vor allen Dingen nach geschichtlichen und germanistischen Gesichtspunkten geordnet und zusammengestellt werden müfsten. Wenn dies das Ideal einer deutschen Archaeologie ist, dann kann uns eine solche Altertumswissenschaft mehr schaden wie nützen, weil sie geeignet ist, unsere Museen zu Raritätenkabinetten herabzuwürdigen, die in erster Linie dazu berufen wären, die Naturgeschichte des bric à brac zu lehren. Wenn es wirklich nötig sein soll, neben dem Entwicklungsgang der Erzeugnisse der Kunstindustrie auch den der ganz gewöhnlichen Handwerksprodukte vor Augen zu führen, dann werden wir dahin kommen, auch noch typische Exemplare der »historischen« Formengestaltung eines Stiefelknechtes oder einer Ofengabel als wichtige kulturgeschichtliche Dokumente zusammenzustellen. Dann — aber auch nur dann — kann man auch den Denkmälern der sogenannten Bauernkunst das weitgehendste Interesse entgegenbringen. Nur soll man in dem Falle dann nicht mehr von kunsterzieherischen Aufgaben der Museen reden. Die Kunst selbst wird von solchen Erzeugnissen keine Anregung empfangen können; das Publikum aber zu einer solchen »Kunst« erziehen zu wollen, das wäre sündhaft. Wirkliche Volkskunst hat etwas einfaches, solides, wahres, echtes; alles Eigenschaften, die der Bauernkunst in der Regel abgehen. In dieser also den regenerierenden Odem zu sehen, der der Volkskunst Gesundheit und Jugend wiederzugeben imstande ist, dürfte vollständig verfehlt sein.

Alfred Hagelstange.

U. E. Sebald, Nürnberg.

DIE HOLZMÖBEL DES GERMANISCHEN MUSEUMS.

VON DR. HANS STEGMANN.

VI.

Die Kastenmöbel, denen wir uns nunmehr zuzuwenden haben, begreifen die Truhen, Koffer, die kleineren Kästen, die Schränke, endlich die Kommoden und die mannigfachen Kombinationen von Schrank und Tisch in sich, soweit sie nicht etwa als Abart des eigentlichen Tisches dem nächsten Abschnitt vorbehalten bleiben. Sämtliche Kastenmöbel lassen sich in den zwei Hauptgruppen, Truhen oder eigentliche Kasten und Schränke im weiterem Sinne unterbringen. Das hauptsächlichste Charakteristikum der ersten Abteilung ist die Kistenform, d. h. ein oblonger rechteckiger Kasten (Parallelepipedon) dessen Öffnung durch Aufklappen, bezw. manchmal durch Abheben der Oberseite des Deckels vor sich geht. Charakteristikum der zweiten ist ebenfalls (bis zu den Phantasieerzeugnissen des 17. und 18. Jahrhunderts) das Parallelepipedon, das aber nicht auf einer seiner längeren, sondern auf einer seiner kurzen Seiten steht und von der Vorderseite aus mittelst eines oder mehrer Türflügel, später auch mittelst Schubladen seine Öffnung erhält.

Beide Hauptarten haben als Hausgerät Jahrtausende lang eine Rolle nebeneinander gespielt. Bis zur Spätrenaissance, d. h. etwa bis zur Zeit von 1580—1600 hat in Deutschland die Truhe das Übergewicht als eigentliches, wichtiges Aufbewahrungsmöbel, vom 16. Jahrhundert an aber trägt der Schrank den Sieg davon; im neunzehnten Jahrhundert wird die Truhe nur noch in bäuerlichen Kreisen, und da nur selten, neu gefertigt. Es wäre müßig über die Priorität von Truhe und Schrank zu streiten. Als eigentliches Möbel, d. h. als beweglicher Hausrat, wird der Kasten wohl als die frühere Form anzusprechen sein. Nicht nur als Aufbewahrungsort, sondern auch recht eigentlich als Transportmittel haben wir uns den Kasten und die aus diesem hervorgegangene Truhe zu denken. So haben sich denn auch, solange wir die Truhe zurückverfolgen können und soweit sie heraufrückt zu unseren Tagen, als unentbehrliche Zutat an den Schmalseiten die Handhaben

für die Fortbewegung erhalten. Schon der etymologische Zusammenhang des Wortes »Truhe« und »tragen« gibt ja die Zweckbestimmung klar wieder. Der Schrank dagegen ist, wie später des Weiteren noch auszuführen sein wird, kein Möbel im eigentlichen Sinne. Wie wir ihm bis zum heutigen Tage noch begegnen als Wandschrank d. h. als eingebautem Möbel, so haben wir ihn auch als solches entstanden zu denken; in primitivster Form als eine mit einer Tür verschließbare Wandnische.

Die ältesten erhaltenen Holzkasten und Truhen finden wir wieder in dem Lande, das die reichsten Schätze aus seiner uralten Kultur bewahrt hat, Aegypten, und zwar in seinen Holzsärgen, die freilich nicht als regelmäßige Parallelepipeda gebildet sind, sondern in den Seitenflächen, bisweilen auch im Deckel den Umrissen der menschlichen Gestalt folgen. Truhen des klassischen Altertums in Holz besitzen wir nicht, aber in den griechischen und römischen Steinsarkophagen dürfen wir mit demselben Recht eine Nachbildung des Steinhauses, als des Holzkastens in Hausform erblicken. Der allen Völkern auf früher Stufe innewohnende Zug in ihrem Gerät eine Nachahmung ihrer Wohnbauten zu geben — hier ist auf die mannigfachen Formen der vorgeschichtlichen Hausurnen zu verweisen — hat hier im Kasten und auch im Sarg genau dieselbe Rolle gespielt wie in der Keramik und in der Metallbildnerei (z. B. des mykenischen Zeitalters). Es ist daher gewiß kein Zufall, daß die im Wesentlichen stets beibehaltene Form der Truhe der einfachsten Form des Sarges, der Behausung der Toten, entspricht. Die Hausform der Truhe mit giebelförmig gestaltetem, abgeschrägtem Deckel ist eine verbreitete Art, die besonders bei kleineren Truhen und vor Allem beim mittelalterlichen Kästchen sehr beliebt war. Vielleicht spielt hier der Reliquienschrein, das Haus und der Sarg der Heiligen und Märtyrer oder eines Teiles ihrer irdischen Überreste, in der mittalalterlichen angewandten Kunst die Hauptrolle.

Die Kastenmöbel, so selten sie in wirklich guten und gut erhaltenen Exemplaren auch sind, haben doch, da sie der Gebrauch weit weniger zerstörte als die Ruhemöbel oder die Tische, sich in größerer Zahl erhalten und bilden in ihrer Gesamtheit nicht nur der Zahl, sondern auch dem künstlerischen Wert nach weitaus den wichtigsten Bestandteil der Möbelsammlung des Germanischen Museums. Im Nachfolgenden sollen aus praktischen Gründen zunächst die größeren, dann die kleineren Truhen, die Koffer, die Holzkästchen, die Schränke, die Schrankkombinationen und die Kommoden behandelt werden.

Die mittelalterlichen Truhen sind in unseren Sammlungen nur durch wenige Beispiele vertreten, wozu noch kommt, daß einige kaum deutscher, sondern wohl oberitalienischer Herkunft sind.

Die formale Entwicklung der Truhe ist ihrem Wesen nach als die eines im Innern nicht gegliederten Kastens — von den Versuchen darüber hinaus zu kommen wird noch zu reden sein — eine sehr einfache. Und insbesondere Deutschland ist über die Grundform des rechteckigen Kastens eigentlich nie recht hinausgekommen, wie das beispielsweise mit der italienischen geschnitzten

Truhe der Spätrenaissance und des Barock der Fall gewesen ist. Vielleicht auch deshalb, weil die Truhe im vornehmen und im Bürgerhaus zu der Zeit, wo sie in Italien ihre höchste künstlerische Vollendung als Prunkmöbel erhielt, gegenüber dem Schrank in Deutschland schon etwas in den Hintergrund zurückgetreten war. War doch, wohl auch unter Einwirkung der italienischen Renaissance, welche diesen Typus zur größten Höhe entwickelte, auch in Deutschland — wie die vielen Wappentruhen es klar dartun — vom 16. Jahrhundert an die Brauttruhe der Hauptvertreter der Gattung. Als solche, als Brauttruhe, hat sie besonders im bäuerlichen Leben bis ins 19. Jahrhundert, gewöhnlich in der modernen Kofferform, ein etwas kümmerliches Dasein im Norden und Süden unseres Vaterlandes fortgefristet.

Da der Deckel, mochte er giebelförmig, gewölbt oder horizontal sein, in der Regel keine wesentliche Verzierung erhielt, so blieben für diesen zu allen Zeiten nur die Seitenflächen übrig. Im Mittelalter, aber auch in der Renaissance, beschränkte zudem die ganz naturgemäße Sitte, die Truhen mit einer Langseite an der Wand aufzustellen, die Dekoration auf die beiden Schmalseiten und die vordere Seite, die eigentliche Schauseite. Daß zunächst, der primitiven Kastenform folgend, die Ausschmückung sich in reiner Flächendekoration bewegte, ehe man daranging — im wesentlichen erst in der Zeit der spätesten Gotik und der Renaissance — die Außenwände mit architektonischen Gliederungen zu versehen, ist einleuchtend. Die früheste Verzierung, die wir aus dem Mittelalter bei Holztruhen kennen, ist nicht in Holz ausgeführt, sondern wird durch die in regelmäßiger Musterung verteilten eisernen Beschläge erzielt.

Solange und soweit die Truhe als Transportmittel im engeren Sinne gebraucht wurde, war ja die einfachste Form mit rechtwinkligen aufeinander stoßenden Flächen die gegebene. Die üblichen Holzverbindungen gewährten aber weder gegenüber den Erschütterungen beim Verladen und beim Transport, noch auch den Öffnungsversuchen von fremder Hand genügend Widerstand, sodaß das Beschlagen mit eisernen Bändern sehr in Aufnahme kam und stets gebräuchlich blieb. Das Beschläge dieser Art verdichtete sich schließlich ähnlich wie bei den Türen derart, daß der ganze Kasten resp. die Truhe mit Eisen bezogen wurde, ebenso wie um den Holzkern zu schonen vom späten Mittelalter der eigentliche Reisekoffer (franz.: coffre = Truhe) mit Leder- oder Stoffbezug wenigstens für den vornehmen Gebrauch Sitte wurde.

Die feststehende Eigenschaft der Truhe, daß die obere Seite den zu öffnenden Verschluß bildete, bringt es natürlich mit sich, daß die aufzubewahrenden Gegenstände, wie heute noch im modernen Reisekoffer oder -Korb, soweit er nicht neuerdings mit herausnehmbaren Einsätzen versehen ist, übereinander aufgeschichtet werden mußten. Um zu einem im unteren Teil befindlichen Gegenstand zu gelangen, müssen infolgedessen die darüber liegenden Gegenstände herausgeräumt werden, ein Mißstand, der im seitlich vorn zu öffnenden Schrank, der noch dazu zur Anordnung von einzelnen senk- und wagrechten Abteilungen wie geschaffen ist, vermieden ist. Um wenigstens kleinere Gegenstände ohne viel Umstände verwahren bezw. herausnehmen zu können, wurden an einer oder mehreren Innenseiten der Truhe rinnen-

oder fachartige Behälter angebracht, manchmal schon früh mit kleinen wirklichen Schubfächern, auch Geheimfächern, die einen wenn auch minderwertigen Ersatz von Schrankfächern und Schubladen bieten konnten.

Als die Truhe im Verlaufe des Mittelalters nicht mehr so ausschließlich für weitere Transportmöglichkeiten ausgerüstet werden mußte, bekam sie als Auflager einen Untersatz. Während derselbe im Süden Deutschlands bis ins 16. Jahrhundert getrennt hergestellt wurde, sodaß die Truhe von ihm weggehoben und fortbewegt werden konnte, entwickelte sich im Norden die Stollentruhe. Entweder wurden die Seitenteile nach unten verlängert, sodaß seitliche Stollen entstanden, während vorne ein gerades oder ausgesägtes Brett angefügt wurde, oder Vorder- und Rückseite wurden dreiteilig gebildet und die schmäleren Seitenteile nach unten verlängert, sodaß die Stollen in der Axe der Längsseiten lagen. Der Grund zu der Maßnahme, die Truhen in der Regel nicht mit dem Behälter auf dem Boden aufstehen zu lassen, darf wohl in dem Bestreben gesucht werden, den Inhalt vor der Bodenfeuchtigkeit und vor animalischen Schädlingen zu sichern.

Das älteste Stück unserer mittelalterlichen Truhen ist eine in dunkel gebeiztem Eichenholz geschnitzte Truhenvorderwand (Fig. 59) welche von einer Truhe aus dem Rathause zu Dortmund stammen soll. Die beiden schmalen Seiten-

Fig. 59. Gotische Truhenvorderwand aus Dortmund.

teile, welche unten die schmucklosen Stollen bilden und deren Holz im Gegensatz zum Mittelteil senkrecht läuft, sind mittelst Nut und Feder und runden Zapfen an das Mittelteil gefügt. Einschnitte an der Innenseite zeigen, daß im Innern oben schmale Kästen, wie wir sie später noch des Näheren kennen lernen werden, angebracht waren. Das Mittelbrett ist in fünf rautenförmige Felder eingeteilt, die je eine stilisierte drachenartige Tiergestalt tragen. In den unteren Zwickeln ist zweimal die gleiche Tiergestalt, zweimal je drei Nadelholzbäume, deren Belaubung schachbrettartig geschnitten ist, und an den Seiten ein flammenartiges Ornament angebracht. Zwischen den Rauten erheben sich Fialen, aus den Rauten wächst stilisiertes Laub und den Grund bildet wieder das geflammte Ornament. Auf den Seitenteilen sitzt das Tier in einer Maßwerkarchitektur mit Fialen, resp. Türmchen. Die verhältnismäßig strenge und herbe Behandlung läßt erkennen, daß die Truhe dem Anfang des 15.

oder dem Ende des 14. Jahrhunderts angehört. Die Breite des Vorderteiles beträgt 168 cm, die Höhe inklusive der Stollen 75 cm.

Ebenfalls wohl noch dem 14. Jahrhundert angehörig ist das nächste Stück. Ganz einfach in Kistenform stellt sich diese Truhe dar, welche kirchlichen Zwecken gedient hat und daher auch der Sammlung kirchlicher Geräte einverleibt ist. Sie hat, wie manch anderes gleichartige Stück bis in die neuere Zeit zur Aufbewahrung eines Kirchenschatzes gedient. Ihre Bestimmung weniger als Möbel im engeren Sinne, denn als diebessicherer Aufbewahrungsort wertvoller Paramente zu dienen spricht sich in ihrer Schmucklosigkeit aus. Die Schmalseiten der rechteckigen Kiste bilden zugleich an den Ecken die Füße. An der Vorderseite und an den Seitenteilen ist sie mit eisernen Bändern beschlagen, die an den Seiten wagrecht, an der Vorderseite senkrecht laufen und jeweilig um die Ecken umgeschlagen sind. Die

Fig. 60. Gotische Truhe des 15. Jahrhunderts; tirolisch oder oberitalienisch.

Zahl der seitlichen wagrechten Bänder beträgt je fünf, die der vorderen aus der Unterseite hervorkommenden Bänder acht. Alle haben lilienförmigen Abschluß. Vorn ein einfaches gotisches Schloßblech. Das Material ist Eichenholz. Da der Deckel gar kein Beschläg zeigt, ist die Annahme einer Erneuerung desselben wohl gerechtfertigt. Höhe und Tiefe je 62 cm, Länge 182 cm. Da die Truhe aus dem Nürnberger Antiquitätenhandel erworben wurde (1891) dürfte sie wohl auch süddeutschen Ursprungs sein.

Einen besonderen Typus bilden ähnlich der vorstehend beschriebenen eine Art von hauptsächlich in Westfalen vorkommender mittelalterlicher Truhen. An ihnen sind die Holzteile ganz einfach kistenartig behandelt. Die verhältnismäßig hohen — ca. 40 cm — Füße werden durch schmale, nach unten verlängerte Seitenbretter der Vorder-, bezw. der Rückwand gebildet. Vorder- und Seitenwände und der Deckel sind ganz dicht mit schweren

eisernen Bändern beschlagen, die zwischen sich nur einen durchschnittlich etwa 3 cm breiten Raum freilassen. An den Vorderecken laufen die Bänder, je neun an der Zahl, wagrecht, an den Seiten je vier, und der Vorderseite 21, senkrecht, auf dem Deckel in der Richtung der Letzteren (30). Die Endigungen der mit großen rundköpfigen Nägeln befestigten Bänder bilden distelartige, stilisierte Blätter, in abwechselnd schmaler und breiter Form. Der Rand der Truhe sowie des Deckels sind ebenfalls mit schweren eisernen Bändern verkleidet, so daß sie den Eindruck großer Festigkeit und Sicherheit macht. Das schwere Schloß mit dem langen eisernen Bügel, das Schloßblech mit reichen ebenfalls in Blattformen durchbrochenen Scheiben an den Ecken und Seiten verstärken noch diesen Eindruck. Obgleich eine Stiftung aus Adelskreisen des Landes und dem Stil nach wohl dem 15. Jahrhundert angehörig, läßt die ganz außergewöhnlich gute Erhaltung in allen Teilen, die nicht die mindeste Spur einer Benutzung bemerken lassen, doch die Möglichkeit einer Nachbildung zu. An den vorderen Fußstollen des aus Eichenholz bestehenden Kastens befinden sich in zwei halbrunden Nischen mit Rundstabumrahmungen von einem Löwen, beziehungsweise Greifen gehaltene Wappenschilder in Schnitzarbeit. Die Maße sind 1,13 m Höhe, 0,73 Tiefe und 2,07 m Länge.

Von den gotischen Truhen ist die reichste und schönste die als Figur 60 abgebildete. Sie ist ganz in weichem Holz hergestellt. Die Vorderseite des Truhenkastens ist in vier Felder eingeteilt, deren Umrahmung Einlagearbeit in hellen und dunklen Hölzern in streng geometrischen, aber verhältnismäßig reichen Formen zeigt. Die Zeichnung der Maßwerkfüllung ist von großer Schönheit, die zwei mittleren Füllungen zeigen eine stilisierte Lilie, die seitlichen fensterartiges Maßwerk. Die seitlichen größeren Füllungen haben einen mit fischblasenartigem Maßwerk gefüllten Kreis als Hauptmotiv. Der dicke graubraune Ölfarbenanstrich, der jetzt die Füllung der Lade wie des Untersatzes bedeckt, ist kaum ursprünglich. Die Inneneinrichtung ist einfach: linker Seitenkasten und fünf kleine Schubladen unter einer seichten Rinne an der Rückseite. Über den Schubladen eingelegter Streifen, zwischen demselben sternartige Rosetten. Der Untersatz ist in derselben reichen Dekorationsweise behandelt. Die Stollen haben vorn und seitlich Fensterarchitektur. Die geschnitzten Füllungsfelder bilden hier drei Schubladen. Interessant ist beim Truhenkasten das technische Verfahren. Der Kasten ist auf Gehrung gearbeitet, die einzelnen Bretter sind stumpf aufeinander gestoßen. Die Füllungen sind direkt in die Truhenwände geschnitten. Das in Gehrung geschnittene Rahmenwerk — der glatte und der profilierte Teil ist aus einem Stück — ist dann aufgeleimt. Breite 189 cm, Tiefe 98 cm, Höhe 104 cm. Die Truhe ist in Tirol erworben und möglicher Weise südtirolisch. Dieselbe Truhenarbeit ist indessen auch in ganz Norditalien heimisch gewesen, so daß für die deutsche Provenienz kein schlagender Beweis vorzubringen ist.

Norditalienisch — in unserem Besitz, ebenfalls in Südtirol erworben — dürfte auch eine kleinere Truhe sein, von deren Art in allen bedeutenderen

Sammlungen und im Kunsthandel Exemplare sich finden. Bode in seiner Monographie über das italienische Möbel der Renaissance schreibt dieselben vorzüglich den Marken zu, allein auch bis nach Toscana sind sie vielfach verbreitet gewesen. Sie gehören wohl immer dem 15. und 16. Jahrhundert an. Von der großen länglichen italienischen Truhe (cassone) unterscheiden sich diese bis zur kleineren Kästchenform herunter vorkommenden Truhenkasten (cassa) durch ihre Verhältnisse. Bei verhältnismäßiger Tiefe sind sie weniger hoch und weniger lang als ihre vornehmeren Vettern. Der glatte rechtwinklige Holzkasten ruht in der Regel wie auch bei unserem ziemlich großen Exemplar auf einem profilierten Sockel, und der ganze Kasten auf Querleisten an den Enden, die gewöhnlich in einer Tierbildung mit Löwenköpfen oder Löwenfüßen endigen. Bei uns sind diese Leisten verschwunden und durch schlichte Holzriegel ersetzt. Der vorn kämpferartig profilierte,

Fig. 61. Tiroler Truhe; 15. Jahrhundert.

über den Kasten vorspringende Deckel zeigt die Besonderheit, daß seitlich an der Unterseite zwei starke balkenartige Querriegel angebracht sind, die sich an der Seitenwand bei geschlossenem Zustand vorlegen, ursprünglich jedenfalls dazu bestimmt eine gewaltsame Öffnung von der Seite, wo sich keine Schloßteile oder Bänder befunden zu erschweren. Vorn endigen dieselben in geschnitzten Löwenköpfen. Die Holzverbindung der kräftigen Kastenwände ist durch zahlreiche ganz eng auf einander folgende Schwalbenschwänze gebildet. Die Außenflächen tragen im Holz keine Verzierung als eine Anzahl dünner eingriefter Linien in der Nähe des Randes, die sich an den Ecken der Flächen demgemäß überschneiden. Innen am Deckel und an dem Kastenwerk sind schmale eingelegte Linien in zweifarbigem Holz zu sehen, an den Ecken und an den Langseiten durch eine Quadratverschlingung unterbrochen, Auf der Hirnseite der Wände sternförmige eingeschlagene Verzierungen und eingelegte kleine Füllungen. An den inneren Seiten- und der Rückwand ein kompliziertes Kastenwerk mit Schub- und Geheimfächern, das nur teilweise erhalten ist. Den bemerkenswertesten Zierrat dieses einfach vornehmen Möbels bildet

das Beschläge, das, wie bei den Italienern allgemein üblich im Gegensatz zur deutschen Sitte überall in das Holz versenkt ist. Die Charnierbänder des Deckels, sowie ein konstruktiv nicht nötiges mittleres Band, das in der Axe des Verschlußbügels liegt, haben runde gitterförmig durchbrochene Scheiben mit roter Sammtunterlage. Ebenso die beiden seitlichen und die fünf wohl mehr als Zier angebrachten vorderen Handhaben, sowie das Schloßblech des kunstvollen Schlosses mit Vexiervorrichtung. Die Truhe ist aus massivem Nußbaumholz hergestellt; der Deckel augenscheinlich stark abgehobelt. Die Truhe mißt

Die nächste, nicht sehr große Truhe (Fig. 61), deren Länge 132 cm, Tiefe 64 und Höhe 72 cm hat, zeigt schon durch ihr Material (Lärchen oder Zirbenholz) den oberdeutschen Ursprung an. Dieselbe ist auch in Tirol erworben und steht stilistisch der in Fig. 60 abgebildeten am nächsten. Ihre innere Einrichtung besteht in einem doppelten Fachwerk an der linken Seite. Vorder- und Seitenteile bilden in ihrer unteren Verlängerung den Untersatz,

Fig. 62. Sitztruhe: oberdeutsch; 15. Jahrhundert.

der hinten und seitlich gerade, vorn geschweift ausgeschnitten ist. Die Vorderseite enthält vier Füllungen mit Nachbildungen spätgotischer Maßwerkfenster. Die Zeichnung ist etwas geringer als bei der in Fig. 60 abgebildeten, aber immerhin von beachtenswerter Schönheit.

Sicher noch dem 15. Jahrhundert dürfte eine ebenfalls in weichem Holz angefertigte kleine Sitztruhe gehören, die als Auftritt zum Besteigen des Bettes gedient hat. Von Interesse sind hier die beiden Langseiten (Fig. 62), die in eigentümlich launiger Zeichnung flotte stilisierte Drachen auf der einen Seite, auf der anderen üppiges Rankenwerk zeigen. Auch hier dürfte Tirol das Ursprungsland sein. Die Arbeit ist sehr geschickt der Art der Technik, ausgehobener Grund mit dunkler Farbenfüllung, angepaßt, sodaß es zu den wirkungsvollsten Stücken dieser Art gehört. Die Höhe ist 47, die Tiefe 43,5, die Länge 131 cm.

Trotz der gotischen Formen doch schon sicher in das 16. Jahrhundert gehörend, ist eine weitere Tiroler Truhe aus Tannenholz nebst zugehörigem Untersatz (Fig. 63). Nur die durch aufgelegtes einfaches Rahmenwerk in drei Felder

geteilte Vorderseite ist verziert und zwar in der einfacheren Weise, dafs die Konturen der Verzierungen eingeschnitten, der Grund aber nur an wenigen Stellen ausgehoben ist. Das äußerste linke Feld stellt eine von Blumen umrankte Rosette, das mittlere einen auf einer Bank stehenden Blumentopf dar, dessen Zweige das Schlüsselblech umranken. Rechts das Wappen des Besitzers mit sehr reicher Helmdecke und dem Namen Hans Wieland. Leider sind von der früheren reichen Bemalung nur ganz schwache Spuren übrig geblieben. Im Innern links großer schmuckloser Kasten, an der Hinterseite Kastenrinne und darunter durch vier Schiebegitter verschließbarer Kasten. Das sparsame Blumenornament und die Füllungen und Gitter haben hier noch die ursprüngliche Bemalung in Rot, Grün und Weiß. An dem in üblicher Weise gestalteten Untersatz sind die Ornamentfüllungen mit ausgestochenem Grund her-

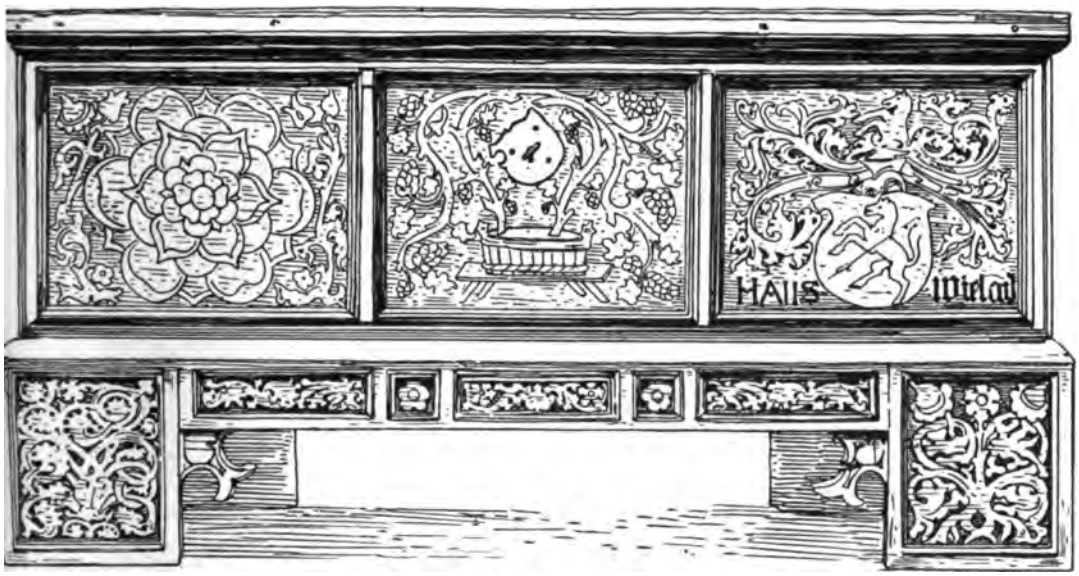


Fig. 63. Tiroler Truhe: 16. Jahrhundert.

gestellt, dieser selbst ist grünblau gefärbt. Die Ornamentzeichnung ist interessant, weil sie die Einwirkung der Renaissance auf das gotische Rankenwerk deutlich erkennbar zeigt. Die Maße sind 2,06 cm Länge, 0,79 m Tiefe und 1,05 m Höhe.

Von unbekannter Provenienz, aber doch vermutlich süddeutsch und zwar vom Ende des 15. oder dem früheren 16. Jahrhundert stammt eine große eichene Truhe mit Fußgestell. (Fig. 64. Höhe 1,11 m, Breite 1,87 m, Tiefe 0,78 m.) Die Truhe ist vorzüglich erhalten, auch in ihrer besonders reichen Innenausstattung. Der Truhenkasten selbst zeigt außer dem schönen großen Schloßblech und einem hübschen Maßwerkfries oben an der Vorderseite keine andere Verzierung als geometrische Einlegearbeit an dem die seitliche Umrahmung des Vorderblatts bildenden Pfosten. Auch der Deckel ist ganz einfach. Das Fußgestell hat am oberen schrägen Sims wieder Einlegearbeit in dem üblichen Zickzackfries, in den Füllungen der geschweiften Vorderseiten

leider sehr defektes frei aufliegendes geschnitztes Band- und Rankenwerk. Das innere Fachwerk zieht sich um die Seiten und die Hinterwand herum, seitlich untere Geheimbehälter, der rechts befindliche mit durchbrochenem Stabgitter. Seitlich je eine größere Lade, auf der hinteren Seite unter der oberen seichten Rinne noch fünf Schiebekästchen. Die Außenseite des Kastenwerks ist wiederum völlig mit Einlagewerk in derselben Musterung wie außen bedeckt. Die Truhe ist auf Gehrung gearbeitet, ebenso Rahmen und Füllung der Schubladenvorderseiten.

Eine ähnliche Truhe mit Fußgestell, aber aus weichem Holz, vermutlich süddeutsch oder tirolisch, bietet ein frühes Beispiel der Furnierung. Der Kasten samt Deckel ist aus Fichtenholz, die Furnierung des Vorderblattes — circa 4 mm dick — schön und regelmäßig gemasertes Nußbaumholz. Die das Vorderblatt umrahmenden Leisten mit den Rankenwerkfriesen auf aus-

Fig. 64. Gotische Truhe, süddeutsch: 15.–16. Jahrhundert.

gestochenem Holz sind aus Linden- (Pappel-?) Holz. Das Fußgestell, reich durchbrochen und vorzugsweise in architektonischen Formen gehalten aus dem gleichen Material. Das innere Gefach ist an der linken Schmal- und an der Rückseite. Links doppelgeschoßig, hinten Rinne und fünf Schubfächer; die zugehörigen Kästchen fehlen. Die Dekoration besteht in einfachem Rankenornament auf ausgestochenem Grunde, der ebenso wie an der Außenseite mit dunkelblau-grüner Farbe ausgefüllt ist. Die Truhe ist 1,73 m lang, 97,4 cm breit und 69 cm hoch. Das Schloß ist von bemerkenswert reicher Arbeit.

Den Schluß der tirolischen Truhen mag ein ganz einfaches Stück bilden. Der Truhenkasten mit Ausnahme des modernen Deckels ist aus Apfel- oder Birnbaumholz und ganz glatt gehalten. Die Wände zeigen Schwalbenschwanzverbindung. An den vertikalen Kanten sind je zwei horizontale Eisenbänder

über Eck aufgeschlagen, mit Dreiblattendigung. Zwei längere ähnliche Bänder laufen vertikal von der Vorderseite, die außerdem ein großes gotisches Schloßblech ziert, zum Boden. Eine unten herumlaufende profilierte Leiste aus weichem Holz ist ebenfalls moderne Ergänzung. Interessanter als das Äußere ist das innere komplizierte Fachwerk, das außerdem auch die landesübliche diskrete Schnitzerei auf ausgehobenem Grund, mit teilweiser Bemalung in Rot, Grün und Blau zeigt. An der Rückseite in zwei Stockwerken eine Reihe von Schubfächern mit seitlich beweglichen Schiebern. Einmal der linke und einmal der rechte letzte Verschluß sind so angeordnet, daß durch einen Druck sich die Verschlüsse um einen Zapfen drehen und so die Ver-

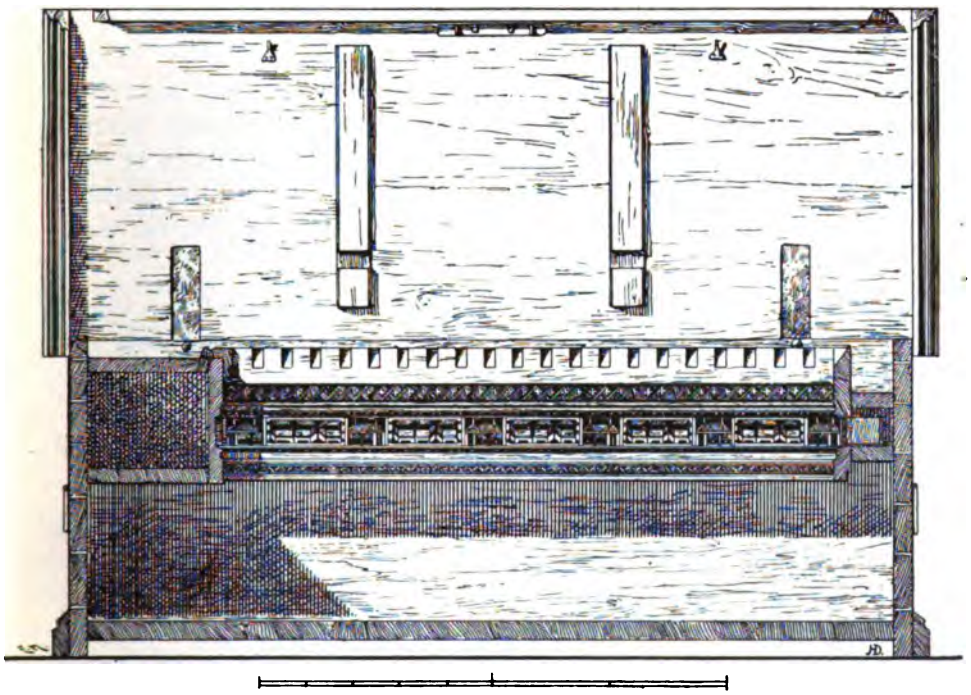


Fig. 65. Inneneinrichtung einer gotischen Truhe.

schiebung der übrigen Deckel ermöglichen. Die seitlichen Behälter — auch ein vollständiger doppelter, mittelst eines keilförmigen Brettes verchließbarer Boden ist vorhanden — sind oben durch in Vorder- und Rückwand eingezapfte Leisten versteckt, so daß erst diese beweglichen Leisten herausgenommen werden müssen, um zum oberen Verschluß zu gelangen. Der Boden der Kästen läßt sich allerdings auch öffnen, da er um in der Mitte der Axe befindliche Zapfen drehbar ist. Diese Geheimfachleidenschaft hat etwas kindliches an sich, denn irgendwelche Sicherheit werden diese versteckten Verschlüsse kaum geboten haben; die Mitlebenden kannten sie und bei einigem Nachdenken wird jeder einigermaßen kluge Mensch die Mechanik bald erraten. Obgleich die Formgebung noch gotisch ist, dürfte die Truhe doch erst dem späteren 16. Jahrhundert angehören. Ihre Dimensionen sind: Höhe 75,

Tiefe 65, Länge 167 cm. Der ursprüngliche Untersatz fehlt. Sie ist auf einem passendem, ebenfalls tirolischem, mit reicher ausgestochener Rankenschnitzerei aufgestellt.

Zwei Truhen ohne Fußgestell zeigen in ihrer ganzen Gestaltung große Ähnlichkeit. Daß sie gotisch wirken, das ist eigentlich nur die Folge ihrer sehr großen und schönen, auch konstruktiv beachtenswerten Schlösser. Es sind einfache, rechteckige Kasten, massiv aus Eichenholz hergestellt, die einzige Gliederung der Flächen bilden die zwei seitlichen Pfosten der Vorderwand, die mit geometrischem Einlegewerk geschmückt sind. Sockel und Deckelrand sind moderne Ergänzung. Bei der einen der beiden Truhen fehlt von dem Fachwerk innen der Teil an der Rückwand, die linke Seite zeigt, außen mit reicher und geschmackvoller Einlegearbeit geziert, zwei Kästen über einander, von denen der eine ein Schiebegitter als Verschluß zeigt. Im anderen findet sich die in Abbildung 64 wiedergegebene Einrichtung, die durch die Zinnenverzierung an dem rinnenförmigen Kasten besonders reich wirkt. Die schöne Einlegearbeit an den Schiebekästen, die wieder Kästchen in perspektivischer Ansicht darstellt, weist schon auf spätere Zeiten des 16. Jahrhunderts hin. Die erstere Truhe ist 78 cm hoch, 76 cm tief und 180 cm lang, die zweite je 73 cm hoch und tief, 192 cm lang.

Die bisher behandelten Truhen tragen in ihrer Formgebung, ihrer Verzierung und auch in der konservativ bis in späte Zeit beibehaltenen Art der Schlösser und des Beschläges das Stilgepräge der Gotik. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß ein größerer Teil der aufgeführten Truhen des Museums sicher dem 16. Jahrhundert, manche darunter wohl auch schon dem späteren Dezennien desselben angehören.

Wir kommen nun zu denjenigen, in denen die Renaissanceformen sich klar und deutlich aussprechen. Im wesentlichen der Truhe hat auch die Renaissance keine Änderungen hervorgebracht; sie hat sogar die Art des Aufbaus in den beiden Hauptrichtungen, der ober- und niederdeutschen, genau beibehalten. Ganz wenig hat, was doch nach Analogie der Zierformen nahe gelegen hätte, die italienische Truhe eingewirkt. Während diese in der Renaissance den mit der Truhe zusammenhängenden Fuß, gewöhnlich in der Zahl vier und in Gestalt von Tierbildungen oder deren Teilen bevorzugt, ist dieser Gebrauch in Deutschland gar nicht oder doch nur spät und selten (meist Kugelfüße) eingedrungen. In Süddeutschland hat der selbständige Untersatz, gewöhnlich mit mehreren Schubladen versehen, bis ins späte 17. Jahrhundert das Feld beherrscht, in Niederdeutschland ist die Verlängerung der ganzen oder von Teilen der Truhenwände, besonders in bäuerlichen Kreisen zur Erzielung von Stollen bestehen geblieben, daneben hat sich als Auflager die Sitte zweier am jeweiligen Ende der Truhe angebrachter, senkrecht zur Truhenaxe laufender, balkenartiger Hölzer mit Verzierung an der Hirnseite mehr und mehr eingebürgert, ebenso wie die Verwendung eines zwischen diesen Auflagern als Verbindung und Deckung des leeren Zwischenraums zwischen Fußboden und Truhe dienenden gezierten Brettes.

Im Gegensatz zur italienischen Hochrenaissance die durch bewegtere Linienführung, manchfache Gliederung an Kasten und Deckel über die Kistenform weit hinausging, ist man in Deutschland nie von derselben weggekommen. Trotzdem hat auch in Deutschland die Truhe dem Zug nach reicherer Dekoration sich angeschlossen, in Süddeutschland durch reiche architektonische Gliederung und Einlegearbeit in verschiedenen Hölzern; in Norddeutschland wo man stets dem altbewährten Material, dem massiven Eichenholz treu blieb, in reicher Schnitzarbeit. In Süddeutschland, wo ja in gewissem Sinne und nicht zum Vorteile der Baukunst der Schreiner, der Meister und Lehrer der Architektur wurde, herrscht die architektonische Bildung von Südtirol bis über den Main.

Nur schade, daß in diesen architektonischen Versuchen, die Kenntnis der deutschen Handwerker zu sehr auf der Oberfläche blieb; das was die süddeutschen Meister nicht als modischen Aufputz sich beilegten die Ornamentfüllung, die oft die reichste Phantasie und das feinste künstlerische Verständnis offenbaren, muß für manche andere Mängel entschädigen. Was die Süddeutschen einlegten, das schnitzten die Niederdeutschen; wären sie da bei rein dekorativen Schnitzereien stehen geblieben, so würde das besser gewesen sein. Aber das reiche, in den graphischen Künsten niedergelegte Vorbildermaterial des 16. Jahrhunderts reizte sie, wie ihre süddeutschen Brüder in die Architektur, in die figürliche Bildung und zwar in der anspruchsvollsten Art hineinzupfuschen. So wirken ober- und niederdeutsche Werke zwar beim ersten Anblick äußerst malerisch und reich, halten aber nicht ganz, was sie versprechen.

Von niederdeutschen Truhen der Renaissance besitzt das Museum verhältnismäßig wenig Exemplare in der Sammlung der Hausgeräte, die hier zunächst behandelt wird. Die große Zahl der unter den bäuerlichen Altertümern befindlichen Stücke, die weiter unten znr Sprache kommen, bilden daher eine willkommene Ergänzung. Aber die niederdeutschen Lande sind aus der Zeit der Hoch- und Spätrenaissance mit einigen sehr charakteristischen Stücken vertreten.

Das älteste derselben ist eine vermutlich aus Dortmund stammende große Truhe, die wohl noch der ersten Hälfte oder der Mitte des 16. Jahrhunderts angehören dürfte. Sie wurde in Westfalen erworben nachdem sie zuletzt in einem Archiv Verwendung gefunden hatte. Fig. 66 gibt ihr Bild. Das mächtige Möbel — seine Höhe beträgt 1,17, seine Tiefe 0,82 und seine Länge 2,06 m — hat einen, seiner Größe entsprechend reichen Aufbau, der fast schrankartig gemahnt. Auf einen getrennten Untersatz ist, wie bei allen niederdeutschen Truhen verzichtet. Zwei balkenförmige, kräftige Querhölzer an den Enden der Langseiten, vorn mit einfacher Rundstab- und Hohlkehlenprofilierung versehen und mit der Truhe fest verbunden, fungieren als Träger. Durch ziemlich weit ausladende, energisch profilierte Simse ist die Truhe nach ihrer Höhe in drei Stockwerke gegliedert, einen niedrigeren Sockel, dessen Binnenraum aber zum Truhenkasten genommen ist, und zwei gleichgroße obere Abteilungen. Die gesamte Einteilung besteht aus Rahmen und Füllwerk,

Fig. 68. Niederdeutsche Truhe aus Dortmund; 16. Jahrh.

Fig. 67. Niederdeutsche Truhe aus Bremen; Ende des 16. Jahrh.

das reich und gut profiliert ist. An den Seiten ein unteres schmales, darüber je vier hochrechteckige Felder, vorn im Sockel drei schmale liegende Rechtecke, darüber zehn annähernd quadratische Felder. Der Deckel hat in ähnlicher Weise sechs Felder. Während der letztere und die Schmalseiten nur schlichte Schreinerarbeit zeigen, sind die Füllungen der Vorderseite mit reicher Reliefschnitzerei bedeckt. Die drei unteren Felder zeigen eine Blattornamentfüllung mit einem Löwenkopf in der Mitte. Von den oberen zehn Feldern haben die beiden mittleren nur Blattornament, während die acht seitlichen inmitten des Blattwerks je ein Wappen zeigen. Die untergeschriebenen Namen nennen in der oberen Reihe als Wappenführer: Hane (Hahn), Svarte, Prume, Svarte, in der unteren Reihe. Lemgaw (Lemgo?), Schedinge (Scheidingen), Bersvort, Unna. Die drei Familien Svarte (Schwarze), Scheidingen und Bersvort gehören dem Dortmunder Patriziat an, die anderen ließen sich zunächst nicht bestimmen. Die Vermutung nach analogen Fällen dürfte wohl richtig sein, daß wir es hier mit einer Ahnenprobe auf einer Brauttruhe und zwar eines Paares aus den Familien Scheidingen und Bersvort zu tun haben. Die Ausführung der Ornamentreliefs ist in Zeichnung und Schnitzarbeit eine gleich vorzügliche, das Material Eichenholz. Die Gesamtgestaltung, die Einteilung der Vorderwand in mehrere Geschosse und in sehr viele Felder zeigt bei dieser Truhe eine gewisse Abhängigkeit von dem niederdeutschen Schranktypus, den wir später kennen lernen werden.

Die beiden nächst zu besprechenden niederdeutschen Truhen stammen aus Bremen; ob sie auch dort geschaffen, ist damit natürlich noch nicht gesagt, denn mit Ausnahme der ihren künstlerischen Wert bedingenden Vorderseiten dürften sie — und zwar nicht erst in jüngster Zeit — mancherlei Veränderung unterworfen worden sein. Ziemlich sicher nicht ursprünglich aber auch nicht modern sind die dachartig abgewalmten Deckel. Die eine der beiden Truhen gibt Fig. 67 wieder. Der Aufbau ist der echt niedersächsische. Zwei kufenartige Bretter springen als Untersatz vorn etwas vor, an der Vorderseite durch ein geziertes Vorderbrett verbunden. Hier ist ausnahmsweise bis auf die mit karyatidenartigen Hermen geschmückten seitlichen Pilaster die ganze Vorderfläche als ein Ganzes behandelt, während das untere Brett in drei Abteilungen mit Rollwerk, Löwenköpfen und Fruchtbündeln zerfällt. Die Seitenteile sind einfach durch Leisten in ein oberes schmal oblonges und zwei hochgestellte rechteckige Felder geteilt. Das Vorderblatt hat außer dem dasselbe umgebende Schriftband noch eine Umrahmung; seitlich von je einem reichgezierten, kandelaberartigen Aufbau, oben von Rollwerk mit Engels- und Löwenköpfen und Fruchtgebinden gebildet.

Die abgebildete Truhe gibt die Geschichte von Esther und Haman in der aus dem Bilde ersichtlichen figurenreichen Komposition wieder. Die seitlich und oben laufende Umschrift in niederdeutschem Dialekt lautet: ESTR ERES HERTEN QUAL LADDE DEN KEONINCK THOM AVENTMALE HAMAN WOLLDE VTHATE ERDENCKEN DAT MARDOCHE WORDE G(EHENKT). Links thront der König Ahasverus und neigt das Szepter zum Zeichen der Gnade gegen die Königin Esther. In der Mitte, etwas in den

Hintergrund gerückt, das Mahl Esthers mit dem König und Haman, weiter rechts wird Mardochai zu Pferde durch die Stadt geführt, zuletzt rechts der König thronend mit Mardochai (?) neben sich. Reiche Architektur in perspektivischer Anordnung bildet den Hintergrund. Im Vordergrund sind zahlreiche Figuren in der Zeittracht (1580—1600) unter das Gefolge und die Zuschauer gemischt. Das Ganze zeigt immerhin einen bemerkenswerten Grad von Sicherheit in der Komposition und der Beherrschung der Technik. Ganz rechts neben dem Thron steht ein junger Mann in Zeittracht, der mit dem Finger auf sich weist. Sollte der Künstler nach großen Mustern hier sein Selbstporträt gegeben haben? Die beiden Karyatiden halten je ein Wappen vor sich. Das Wappen links vom Beschauer zeigt drei Bienenkörbe auf einer Bank, das rechts drei gezackte Blätter. Es handelt sich der ganzen unheraldischen Aufmachung nach um kleinbürgerliche Wappen, die sich nicht feststellen lassen.

Die zweite Truhe entspricht in Form und Größe völlig der vorbeschriebenen, nur ist die Vorderseite nach Inhalt und Einteilung verschieden, und auch durch den Wert der figürlichen Schnitzereien. Diese sind erstens etwas später, dann in Zeichnung und Ausführung weitaus geringer. Das Vorderbrett hat wieder drei längliche Felder mit Rollwerk, Blumen und geflügelten Engelsköpfen. Diesen drei Feldern entsprechen drei gleiche am oberen Rand der Truhe, hier durch eine Art Karyatidenkonsolen getrennt. Über und unter diesem obern Band eine Inschrift folgenden Inhalts: »ALS HEFDT GODT DE WELDT GELEVET DAT HE SINEN EINGEBAREN SONE GAF VPDAT ALE DE AN EN GELOVEN NICHT VERLAREN WERDEN SONDER DAT EW(IGE LEBEN GEWINNEN)«. Den seitlichen Abschluß bilden auch hier Pilaster mit männlichen Kostümfiguren, die Schilde mit Hausmarken vor sich halten. Die untere größere Abteilung füllen fünf durch plumpe Karyatiden getrennte Szenen, die sich unter mit Rosetten und gezierten, facettierten Quadern gebildeten Arkaden abspielen. Sie stellen vor von links nach rechts: Adam und Eva im Paradies, Isaaks Opferung, Verkündigung Mariä, Geburt und Himmelfahrt Christi. Zeichnung und Ausführung ist roh handwerklich, so daß man die Truhe ebenso gut der bäuerlichen Kunst, in deren Abteilung wir ganz ähnliche Werke zu betrachten haben werden, zuweisen könnte. Die Schnitzereien gehören der Mitte des 17. Jahrhunderts an. Die auffällige Verschiedenheit der künstlerischen Qualität der Schnitzereien bei völliger Gleichheit der Truhen im Übrigen läßt den Schluß zu, daß dieselben im 18. oder im frühen 19. Jahrhundert in diese Form gebracht worden sind. Die Höhe beträgt je ungefähr 1,04, die Tiefe 0,85, die Länge 1,9 m.

Vom Rhein, wo die Truhe am Schrank wohl am frühesten einen übermächtigen Konkurrenten erhielt, besitzt das Museum nur ein kleineres Exemplar, das noch dazu durch seine Maße äußerlich einigermaßen einem niedrigem Schranke gleicht — es ist 0,65 m hoch, 0,47 m tief und 0,86 m breit — und nur durch den Klappdeckel sich als Truhe erweist. Deckel und Seitenflächen sind ganz glatt, und der Kasten steht auf zwei kufenartigen Quer-

balken. Die Vorderseite ist durch drei kannelierte senkrechte Bretter zweiteilig gestaltet. In den zwei dadurch gebildeten Füllungen Rankenfüllwerk, das oben sich volutenartig nach beiden Seiten legt. In der Mitte zwei fast frei geschnitzte Köpfe in Medaillons, wie wir sie später bei den Stollenschränken noch mehrfach finden und besprechen werden. Unter den Medaillons, auf einer Seite von zwei Sirenen gehalten, leere Wappenschildchen. Die nicht sehr feine Arbeit läßt auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts schließen.

Die oberdeutschen Truhen sind wesentlich stärker vertreten, als die norddeutschen und hier wieder ist es die Südmark, die dominiert. Es mögen zunächst diejenigen Stücke folgen, die am unmittelbarsten den italienischen Einfluß aufweisen.

Eine eigenartige und vielleicht die früheste Renaissancetruhe des Museums ist eine nach dem Vorbild Florentiner Cassoni des 16. Jahrhunderts geschaffenes Stück. Bekanntlich war seit dem vierzehnten Jahrhundert in Florenz die Ausschmückung der Brauttruhen durch Malereien Sitte und wir verdanken dieser eine ganze Reihe kostbarer und anziehender Werke. Im 16. Jahrhundert war freilich die Blüte der italienischen und der an ihrer Spitze stehenden Florentiner Truhenmalerei vorbei. Der Schöpfer unserer Truhe muß aber unbedingt gute welsche Vorbilder gesehen haben. Wenn nicht gewisse malerische Eigentümlichkeiten auf einen deutschen Maler als Verfertiger hinwiesen, würde wohl jeder Kenner bei nur flüchtiger Prüfung die Truhe als eine mittelmäßige italienische Arbeit ansprechen. Die Form der Truhe bietet kaum etwas Erwähnenswertes. Auf schlichtem, von vier Leisten gebildeten Sockel — das Material ist Fichten- oder Tannenholz — sitzt der eigentliche Truhenkasten. Ein einfaches Sockelprofil umfaßt ihn unten, wie am Deckel. Die Vorderseite zeigt eine weitere ähnlich profilierte Umrahmung, während Seiten und Deckel gänzlich schmucklos sind. Den mittleren gemalten Fries der Vorderseite umgibt ein gemalter Rahmen mit vier plastischen Zierscheiben in den Ecken und goldenen Arabesken auf grünblauem Grund. Grünblau ist auch die ganze Truhe gestrichen, während alle Profile vergoldet sind. Die zwei von dem genannten Arabeskenfries umrahmten Bilder erhalten durch ein Rundmedaillon mit den Köpfen Alexander des Großen und des Kaisers Nerva, offenbar nach Medaillen oder Cameen als Vorbildern gemalt, eine weitere Teilung. Das Bild links stellt in waldiger Landschaft das Urteil des Paris dar. Auf der linken Seite sitzt Paris mit dem Apfel links, rechts von ihm Venus, zwischen den beiden en face Merkur. Auf der rechten Seite, wie Venus völlig unbekleidet, Juno und Athene in einer Seelandschaft. Auf dem rechten Bild links findet eine bekleidete Frauengestalt die Leiche eines Kriegers, neben dem ein Schild liegt (Cephalus und Procris? Venus und Adonis?), rechts eine Frau, den Kopf desselben vor ihr liegenden Kriegers im Schoße haltend. Die Malereien sind von recht tüchtiger Qualität; um 1530—50 entstanden zeigen sie, wenn auch deutsch, eine genaue Kenntnis der italienischen Schule und sind, obgleich flüchtig hingestrichen, durch die Weichheit der Formen und Farbengebung den üblichen Vorlagen der deutschen Kleinmeister überlegen. Wo die Truhe, die zu den frühesten Beständen des

Musenms gehört. herstammt, ist nicht zu eruieren. Aber ihr süddeutscher Ursprung kann wohl kaum in Zweifel gezogen werden. Sie ist 0,57 m hoch, 0,53 tief und 1,79 m lang.

Ebenso wie die vorher beschriebene bemalte Truhe zeigt eine weitere geschnitzte aus Südtirol den Einfluß des benachbarten Italiens. Schon das Material, massives Nußbaumholz, bezeugt ihren südlichen Ursprung, ebenso die seitlichen Leisten am Deckel. Ohne Fuß oder Untersatz steht sie glatt auf dem Boden auf; der völlig glatte Deckel bei verhältnismäßig geringer Höhe (Höhe 50, Tiefe 55, Breite 156 cm) weist sie außerdem als Banktruhe aus. Unten und oben zeigt Kasten und Deckel einfache Profilierung, die Vorderseite zeigt Flachschnitzerei: zwei einander zugekehrte Sirenen, deren Hinterleib je in zwei große Blattwerkvoluten ausläuft. Zwischen den Sirenen ein barock gezeichnetes Wappenschild, das sich bisher der Bestimmung entzog. Die Zeit der Entstehung des hübschen, wenn auch nicht übermäßig fein durchgeführten Stückes dürfte um 1600 zu setzen sein.

Fig. 68. Südtiroler oder oberitalienische Truhe; 17. Jahrh.

Südtirolisch und jedenfalls stark unter venezianischem Einfluß stehend ist eine massiv aus Nußbaum gefertigte Truhe, wie sie im Trentino nicht gerade selten zu finden sind. Fig. 68 mag von ihr einen Begriff geben. Die als umgestürzte Kompositkapitäle gebildeten Füße dürften schwerlich mehr die ursprünglichen sein und sind auch nicht mit der Truhe fest verbunden. Der Mittelfries der Vorderseite, neben anderen Profilierungen von einem Pfeifenornament umrahmt, zeigt eine geschnitzte, ziemlich trocken ausgefallene Blumenranke, seitlich zwei steil aufsteigende Blattwerkkonsolen. Den unteren Abschluß bildet ein vorspringender Wulst, den man, wenn der Ausdruck gestattet ist, mit einem negativen Eierstab bezeichnen könnte. Die Schnitzarbeit des jedenfalls dem 17. Jahrhundert angehörenden Werkes ist eine verhältnismäßig flotte und gute. Die Höhe beträgt 0,66 m, die Tiefe 0,67, die Länge 1,86 m.

Von den oberdeutschen Landen ist Tirol am stärksten vertreten. Der Truhentypus, den wir hier finden ist aber kein besonderer, sondern der in der Schweiz und in ganz Oberdeutschland gleichmäßig verbreitete. Die ober-

deutsche Möbelschreinerei nimmt in der Renaissanceperiode einen schon in der vorhergehenden auftretenden Dekorationszweig, die Fournierung und Einlegearbeit nun mit verdoppeltem Eifer auf. Wir werden das auch bei der Betrachtung der Schränke konstatieren können. Daß Tirol an erster Stelle steht, gibt einen Fingerzeig dafür, daß die Technik transalpin ist und die Denkmäler bestätigen dies. Aus der ursprünglich nur über bescheidene Flächen als Friese und Einrahmungen u. dergl. sich erstreckende Einlegewerk im engeren Sinne, das zunächst keine Fournierung, d. h. keine Verdeckung der ganzen Fläche durch dünn geschnittene Blätter edleren Materials kennt, entwickelt sich in Deutschland die letztere immer kräftiger. Der Grund ist wohl der, daß die Gebirgsländer wenig erstklassiges und astfreies Holz zu Möbelzwecken lieferte und daß man mit dem besseren und kostspieligerem Material möglichst spar-

Fig. 69. Tiroler Truhe; Ende des 16. Jahrh.

sam umgehen wollte. Die Freude am Kontrast, dann die gegenüber der Schnitzerei leichtere Technik taten ein Übriges. Zum Kunstwerk im engeren Sinne, wie in Oberitalien, wo die Intarsia die vornehmsten Künstler beschäftigt — es sei hier nur an Sa. Maria in Organo in Verona, oder an Sa. Maria maggiore in Bergamo erinnert, hat sich in deutschen Landen aber die Einlegearbeit nicht erhoben. Dafür zeigt sie im Ornament, das sich ganz selbständig deutsch im 16. und 17. Jahrhundert entwickelt, besondere Vorzüge. Die Tiroler Truhen haben, wie ja dies auch die schon früher beschriebenen gotischen Stücke teilweise zeigten, sämtlich getrennten Untersatz. Bei einigen fehlt er, offenbar durch die Länge der Zeit verdorben und in Abgang gekommen.

Die Tiroler Truhen haben meist eine zweiteilig angelegte Vorderseite, wie sie auch das vollständige, in Fig. 69 abgebildete Stück zeigt. Hier bilden drei schwach vorgekröpfte Pilaster die Gliederung, die sich durch eine herum-

gekröpfte profilierte Basis mit den gleichartigen Sockeln des Untersatzes verbinden. Die beiden Felder zwischen den Pilastern enthalten zunächst eine einfache Bogenstellung und in dieser, in mehrfarbigen Hölzern eingelegt, perspektivische Architekturansichten, wie sie allerdings in viel feinerer Durchführung viele oberitalienische Chorstühle und dergl. aufweisen. Zwei gleiche Architekturen, hier in rechteckigem Felde schmücken auch die Schmalseiten. Die Pilaster mit Sockeln und die Bogenstellungen sind mit ornamentalen Füllungen, an denen das spitze, langgezogene Blattwerk charakteristisch ist, versehen. Der Deckel ist in zwei Felder mit einfachen Füllungen geteilt und im einfach gegliederten Untersatz sind zwei Schubladen angebracht. Die Höhe nebst Untersatz beträgt 1,09 m, die Tiefe 0,66 und die Länge 1,76 m.

Die nächstfolgenden beiden Truhen, von denen die erstere in Bozen, die zweite in Salzburg erworben wurde, sind im Aufbau sehr ähnlich. Die erstere, Fig. 70, hat keine eigentliche Intarsien ist aber mit verschiedenen Hölzern schön fourniert. Die Front wird durch drei jonische Pilaster gegliedert. Dazwischen zwei breite Bogenstellungen, die hier durch ein besonders schön gemasertes Fournier von ungarischer Esche — ähnlich auch an den Seiten-

Fig. 70. Tiroler Truhe; um 1600.

teilen — gefüllt sind. Die Füllungen der Hauptpilaster, derjenigen der Bogenpilaster und die Bogenzwickel haben auf dem gemaserten Fournier aufgeleimte, in hartem Holz (Birnbaum?) geschnitzte Blattwerkfüllungen mit Delphinen. Zeichnung und Ausführung sind äußerst sauber und fein, so daß die Truhe, deren ursprünglicher Untersatz durch flachkugelige Füße ersetzt ist, als mustergültig bezeichnet werden kann. Die Höhe beträgt 0,75, die Tiefe 0,77 und die Länge 1,75 m. Der Deckel folgt mit drei Kröpfungen der Gliederung der Vorderwand und ist oben glatt und mit geometrischer Fourniereinteilung versehen.

Das zweite Stück ist ebenfalls durch drei jonische vorgekröpfte Pilaster, die aber schlanker gebildet sind und sich stark verjüngen, gegliedert. Zwischen ihnen doppelt gerahmte rechteckige Intarsiafüllungen mit Blumenvasen und Vögeln in bunt gefärbten Hölzern in ziemlich naturalistischer Zeichnung, die

auf schachbrettartigem, perspektivisch behandeltem Fußboden stehen. Die Pilaster und die beiden Füllungen des Deckels haben ebenfalls eingelegte Ornamentfüllungen. Diejenigen der Vorderseite sind von Schnitzwerk, Blatt- und Rollwerk, umrahmt. Die Truhe, deren Untersatz fehlt, ist 0,64 m hoch, 0,66 tief und 1,70 m breit. Während die ersteren beiden Stücke noch den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts angehören könnten, ist die letzte schon ins 17. zu setzen.

Eine der jüngeren im Museumsbesitz befindlichen Truhen ist die nächste. Auch hier ist der Untersatz und die Truhe in der Vorderwand ganz architektonisch gegliedert, und zwar dreiteilig. Im Untersatz vier vorspringende Sockel, in den dazwischenliegenden Feldern mit reich profilierten Rahmen umgebene Füllungen. An der eigentlichen Truhe springen über den Sockeln Pilaster vor, die mehrfach gegliedert sich von unten nach oben verstärken.

Fig. 71. Schweizer Truhe; 1. Hälfte des 17. Jahrh.

Über den Pilastern ein richtiges ganz durchlaufendes Gebälk, dessen Hauptgesims durch den profilierten Deckelrand gebildet wird. In dem mittleren der drei Zwischenfelder eine Bogenstellung, in den seitlichen je eine umrahmte, in den oberen Ecken verkröpfte Füllungen. An den Seiten finden sich je zwei reichere, auf dem Deckel zwei einfache umrahmte Füllungen. Den Hauptschmuck des in seinen Verhältnissen sehr glücklichen, in der Hauptsache aus Fichten- oder Tannenholz hergestellten, aber fast durchaus mit verschiedenartigen und -farbigen Hölzern fournierten Möbels bilden seine Intarsien. Einfach geometrisch in den Deckelfüllungen, reicher schon in den seitlichen, überziehen sie die Vorderseite in fast überreicher Fülle. Alle umrahmten Flächen sind mit reichsten Ornamentfüllungen überzogen, in jener barocken, dünnstrichigen Zeichnungsweise, wie sie im Süden dem gleichzeitigen nordischen Knorpelstil entsprach. Abgesehen von der, der ganzen Stilart innewohnenden Verfalltendenz, muß man dem Ver-

fertiger eine ausserordentlich sichere und gewandte Formensprache nachsagen. Auf den beiden seitlichen Feldern der eigentlichen Truhenvorderwand läßt er sein Rankenwerk aus Vasen entsprießen, in den übrigen Füllungen ist es frei entwickelt, stets untermischt mit Fratzenwerk, für das der fromme Tiroler die landläufige Teufelsvorstellung zum Vorbild genommen zu haben scheint. Im Fries des abschließenden Gebälks sind die Namen der Besteller zu lesen: Georg Herl, Maria Herlin, Cordula Mosburgerin. Unter der mittleren Bogenstellung: Anno 1631. Neben den Füllungen ist noch im gleichen Stile behandeltes, ausgesägtes und aufgeleimtes Ornament verwendet. Das vorzüglich erhaltene, weil vorzüglich gearbeitete Stück darf als Meisterwerk der Schreinerkunst der Spätrenaissance angesprochen werden. Die Höhe (nebst Untersatz) beträgt 0,96, die Tiefe 0,65 und die Länge 1,75 m.

Kein wesentlicher stilistischer Unterschied besteht zwischen den oben beschriebenen und der in Fig. 71 wiedergegebenen Truhe aus der Schweiz. Nur daß in diesem Falle die Wirkung eine noch unruhigere geworden ist. Die Färbung des Holzes verfügt über mehr Nuancen, insbesondere ist Grün, an einzelnen Stellen — im Kostüm der Mittelfigur auch Blau und Rot — verwandt. Um recht realistisch zu sein, ist das Quaderwerk durch Anbrennen der einzelnen Holztäfelchen schattiert. Die Einteilung der auf dem üblichen Untersatz stehenden Truhe ist wie gewöhnlich an der Vorderseite zweiteilig. Links und rechts je eine durch zwei Arkaden durchbrochene, gequaderte Mauerfläche, an den Seiten durch schmale Füllungen mit auf Sockeln stehenden Obelisken begrenzt, in der Mitte eine Art Portalbau, in der der glückliche Besitzer des Möbels, nach der Inschrift Johann Scherer 1651, ganz in der Art der Schweizerscheiben im Sonntagsstaate abkonterfeit ist. Die Arkaden im Mauerwerk sind mit gotischen Ornamentfüllungen in abwechselnder Farbengebung ausgefüllt. Die Zeichnung des Ornaments ist schon eine wilde. Die Profilierungen sind recht mäßig. Der Deckel zeigt oben einfache Rahmenfüllung. Der Untersatz in der Mitte mehrfach geschweift ausgesägt, hat links und rechts zwei kleinere Schubladen und einfachere meist geometrische Einlegearbeit, die sich durch ziemlich ungeschickte, zur eigentlichen Truhe nicht passende Anordnung auszeichnet. An den Seitenteilen sowohl der Truhe als des Aufsatzes sind Renaissancefüllungen, die stilistisch dem 16. Jahrhundert näher stehen, aufschabloniert. Die Maße sind 0,99 Höhe, 0,64 Tiefe und 1,94 m Länge.

Eine zweite, kleinere Schweizer Truhe, ungefähr aus derselben Zeit zeigt außer der ebenfalls sehr reichen Einlegearbeit fast gar keinen Schmuck. Auf einem ganz schlichten Postament mit mittlerer Schublade erhebt sich die eigentliche Truhe, deren Vorderseite in zwei Felder mit ovalen Ornamentfüllungen zerfällt. Die die Felder umrahmenden senkrechten und ziemlich breiten Felder sind ganz mit Ornament bedeckt, das einfach aber recht ordentlich gezeichnet ist. Sie ist 0,6 m hoch, 0,53 tief und 0,94 lang.

Von den oberdeutschen Truhen, die nicht aus Tirol stammen, hat die wichtigste aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende, Franken zur Heimat. Sie zeigt deutlich die Neigung zum Prunkmöbel und in der

reichen Architektur, welche die vordere Schauseite bekleidet, kann man füglich behaupten, daß sie zu der konstruktiven Einrichtung der Truhenkiste in ziemlichem Gegensatze steht. Der gesonderte Untersatz hat drei Sockelvorsprünge, auf denen dann auf nochmaligem niedrigem Postamente sich drei weitgestellte toskanische Säulenpaare aufbauen. Zwischen den Säulenpaaren in besonderer Umrahmung eine Ädicula mit von karyatidenartigen Figuren getragenen Giebeln. Zwischen den einzelnen Säulen der drei Paare ein aus Bogennische und Fenster darüber bestehender Aufbau. Über den Säulen ein Fries mit Wappen. Alle Flächen, alle Architekturteile, selbst die Säulenschäfte sind mit Einlegearbeit bedeckt. In den beiden Hauptnischen je eine figürliche Darstellung, Justitia und Fides, in den Bogennischen Vasen mit Blumensträußen, darüber in den viereckigen Öffnungen Masken. Ähnlich die ganz originell in eine große Zahl von Feldern eingeteilten Schmalseiten. Der Reich-

Fig. 72. Prachttruhe aus Franken; Ende des 16. Jahrh.

tum der Zierrate steht aber mit Erfindung und Ausführung nicht ganz in richtigem Verhältnis. Der Untersatz ist modern, offenbar nach dem alten Original getreu gefertigt, wobei die sicher im Original vorhandenen drei Schubladen weggelassen wurden, der Deckel, der in drei Felder ebenfalls mit eingelegten Füllungen zerfällt, stark restauriert. Die Truhe ist vermutlich von einem provinzialen Meister in Bamberg oder Forchheim angefertigt worden.

Die an dem oberen Fries angebrachten, ebenfalls in Einlegearbeit hergestellten sechzehn kleinen Wappen geben über den Besitzer und die Zeit der Herstellung keinen absolut sicheren Aufschluß. Man kann annehmen, daß die in der Mitte getrennte Reihe hier beginnt und nach links und rechts (vom Beschauer) die Ahnenprobe des Besitzerpaares darstellen soll. Die zwei mittleren Wappen sind diejenigen der Wiesenthau (links vom Beschauer) und Aufseß (rechts vom Beschauer). Von den mannigfachen Familienverbindungen

beider Familien im 16. Jahrhundert könnte, wenn die obige Annahme richtig ist, am ehesten Christoph von Wiesenthau und Cordula von Aufseß, deren Ehe von 1583—1599 währte, inbetracht kommen. Auf der Aufseß'schen Ahnenseite*) (rechts vom Beschauer) folgen die Wappen der Giech, Rüssenbach (Riesenbach), Streitberg, Littwag (Littbeck), Lichtenstein (Lichenstein), ^ ıfseß und Deuchern, was als Ahnenreihe für Cordula von Aufseß höchstens bis zu Littwag stimmen würde, wobei das zwischenstehende Streitberg noch dazu ausfallen müßte. Die links stehenden und also vermutlich die Wiesenthau'schen Ahnen angebenden Wappen sind von rechts nach links Schafstall, Aufseß, Schaumberg, Kemnath (Kemmet), Sheberg (Schbegern), Egloffstein, Hauger (Haiicher). Sie stimmen für Christoph von Wiesenthau auch bis zur vierten Stelle. Nach einer Katalognotiz stammt die Truhe aus Freiherrlich von Schaumburg'schen Besitz und da sie schon zur Zeit des Freiherrn Hans von Aufseß in den Sammlungen sich befand, ist sie wohl durch dessen Familienbeziehungen ins Museum gekommen.

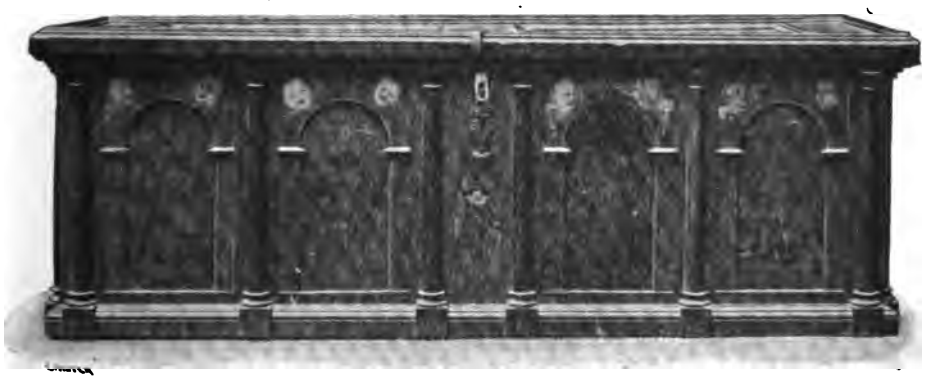


Fig. 73. Hessische, bemalte Truhe von 1595.

Die Maße des stattlichen in Fig. 72 wiedergegebenen Möbels sind: Höhe 1,04 m, Tiefe 0,9 m und Länge 2 m.

Von einer den oben beschriebenen tirolischen ähnlichen und gleichzeitigen Truhe, die den ältesten Beständen des Museums angehört, steht die Provenienz nicht fest. Jedenfalls ist sie süddeutsch. Die teilweise Verwendung von Eichenholz läßt an fränkischen Ursprung denken. Die Truhe ist hier dreiteilig angelegt. An den Seiten legen sich zwei Risalite mit je zwei jonischen Pilastern vor. Der hier erhaltene Untersatz mit drei Schubladen folgt dem oberen Aufbau. Die Seitenfelder zeigen Bogenstellungen mit in Einlegearbeit hergestellten Mauerwerk, die innere Füllung ist mit stilisiertem Blattwerk eingelegt. Im Mittelfeld von einem eingelegten Fries umgeben eine queroblonge, innen ovale Füllung ebenfalls mit Intarsien. Der Deckel ist wieder in zwei schlicht gelassene Felder geteilt. Das recht gute Stück ist 1 m hoch, 0,73 tief und 1,76 m breit.

*) S. Otto von Aufseß, Geschichte des uradeligen Aufseß'schen Geschlechtes in Franken, Berlin 1888.

Einen einfacheren ebenfalls oberdeutschen Truhentypus stellen die in weichem Holz und in Bemalung hergestellten Truhen dar, von denen das Museum zwei Exemplare besitzt. Das ältere aus dem Jahre 1595 stammende und in Fig. 73 wiedergegebene Stück, ist wie alle seines gleichen mit einfacher Architektureinteilung versehen. Sechs schlanke toskanische Säulen umschließen vier ganz einfache Bogenstellungen und in der Mitte ein schmäleres Feld ohne eine solche. An den Seiten je ein gleichartiges Säulenpaar mit einer breiteren Bogenstellung. Die Art der Behandlung und Bemalung läßt den Schluß zu, daß die letztere als Surrogat für die kostbare Einlegearbeit in verschiedenen Hölzern eintreten sollte. Abgesehen von den figürlichen und Wappenmalereien ist die Truhe in zwei Tönen, Dunkelolivgrün und Rotbraun gehalten. Die vier in den vorderen Bogenstellungen gemalten Wappen sind von links nach rechts (vom Beschauer) die der Dieden, Dragsdorf, Dalberg und Lyne, genannt Moren. Die beiden mittleren geben wohl das erste Besitzerpaar, die seitlichen die beiderseitigen nächsten Ahnen an. Da die drei erstgenannten Familien hessische sind, so ist damit das Ursprungsland der Truhe gekennzeichnet. Der in der Mitte stehende Schütze in charakteristischer Zeittracht, die Engelsköpfe in den Zwickeln vor Allem aber die an den Schmalseiten angebrachten Profilköpfe Pax und Fides zeigen die Hand eines recht tüchtigen Malers. Die Maße sind: Höhe 0,7, Tiefe 0,73 und Länge 1,87 m.

Einer einfacheren kleineren Truhe des 17. Jahrhunderts brauchen wir nur kurz Erwähnung zu tun. Sie ist aus weichem Holz schwarzbraun gestrichen. Ihr einziger Schmuck besteht aus einer sehr einfachen zweiteiligen architektonischen Gliederung der Vorderseite durch drei Pilaster. Zwischen diesen zwei gekröpfte Füllungen in denen in kleinem Maßstab zwei Wappen aufgemalt sind. Die Wappen sind diejenigen der Familie Tal und Adelshofen, von denen die letztere in bayrisch Schwaben im Gerichte Landsberg am Lech ansäßig war. Sie mißt 0,54 in der Höhe, 0,57 in der Tiefe und 1,68 m in der Länge.

Das jüngste Stück der Truhen, soweit sie der Sammlung der Hausgeräte angehörig, entstammt dem bayerischen Schwaben und zwar dem Allgäu. Es kann sich mit den vorbeschriebenen Tiroler Truhen, wie auch den Schweizer Truhen, in keiner Beziehung messen. Im Aufbau ist es diesen insofern gleich, als es einen gesonderten Untersatz hat, der vorn in fünf Felder geteilt und in der Mitte geschweift ausgesägt ist, aber keine Schubfächer enthält. Die Vorderfront ist zweiteilig angelegt, so daß neben einem schmalen Mittelfeld je zwei knopfartig gedrehte Säulenpaare ein breiteres umrahmtes Feld umgeben. Die Zwischenräume zwischen den Säulen, die umrahmten Felder und der Mittelstreifen, sowie die Füllungen des Untergestells sind mit ziemlich schwach gezeichnetem Rankenornament, das ausgesägt und aufgeleimt ist, geziert. Der äußerlich reiche und günstige Eindruck der Truhe vermag bei näherer Prüfung nicht standzuhalten. An den Schmalseiten in Einlegearbeit zwei aus durchgesteckten Quadraten gebildete Sterne. Als Entstehungszeit kann das Ende des 17. Jahrhunderts gelten. Die Maße sind 0,89 Höhe, 0,70 Tiefe und 1,67 m Länge.

Bildnis von G. Pencz in der Grossherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe.

DAS ANGEBLICHE HIRSCHVOGEL-PORTRÄT VON G. PENCZ IN KARLSRUHE.

VON FRIEDRICH H. HOFMANN.

Mit einer Tafel und fünf Abbildungen im Text.

Nach Dürers und Holbeins Tod hat wohl kaum einer der deutschen Maler der Renaissance wieder ein Bildnis geschaffen, das dem berühmten Porträt eines älteren Mannes von der Hand des Georg Pencz in der Kunsthalle zu Karlsruhe an die Seite gestellt werden dürfte. Trotz der hervorragenden künstlerischen Bedeutung des Bildes, trotzdem Wappen (Abb. 1) und Alter des Dargestellten und das Jahr der Anfertigung auf dem Bilde selbst angebracht sind, ist es jedoch bis jetzt nicht gelungen, über die porträtierte Persönlichkeit authentische Aufschlüsse zu erhalten. Meist geht das Gemälde in der älteren Litteratur als das Porträt eines »Goldschmiedes« oder aber eines »Münzmeisters«, eine naheliegende Deutung, da der Mann ein Zängchen — nicht Zirkel, wie man häufig lesen kann — in der Hand hält, und im Hintergrunde eine große Goldwage aufgestellt ist. Erst ganz neuerdings ist ein Versuch gemacht worden, die Persönlichkeit festzustellen, indem man das Bild als Porträt des Nürnberger Glasmalers Veit II. Hirschvogel in Anspruch genommen hat [1]). Gegen diese Taufe sprechen jedoch gewichtige Gründe, die im Folgenden klar gelegt werden sollen.

Im Hintergrunde des Karlsruher Bildes ist an der Wand des Zimmers über der Goldwage ein Zettelchen angebracht mit der Inschrift: »Da man 1545 jar zelt, was ich 53 jar alt«; dieser Cartellino enthält auch das aus G. und P. bestehende Monogramm des Malers. Aus dieser Inschrift ergibt sich somit als Geburtsdatum des Dargestellten 1492. Nun steht aber das Geburtsjahr des jüngeren Veit Hirschvogel ganz einwandfrei fest. Aus der eigenen Grabschrift des Meisters, einem wohl kaum anzuzweifelnden authentischen Dokument, geht hervor, daß er 1487 geboren wurde [2]). Die Grabschrift dieses Epitaphs im Johannisfriedhof in Nürnberg hat folgenden Wort-

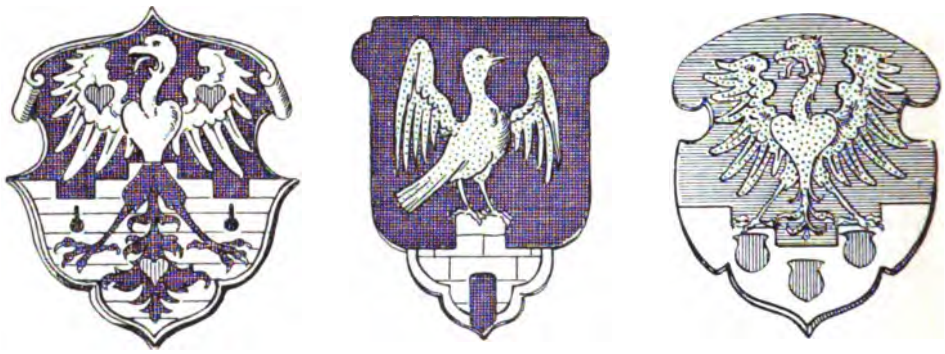
1) Koelitz, Katalog der Gemäldegallerie der großherzogl. Kunsthalle in Karlsruhe, Karlsruhe o. J., S. 55, Nr. 130. Der Direktion der großherzogl. Kunsthalle bin ich für gütige Unterstützung sehr zu Dank verpflichtet.

2) Vgl. dazu Rettberg, Nürnberger Briefe zur Geschichte der Kunst, Hannover 1846, S. 136. Lochner, Des Johann Neudörfer Nachrichten von Künstlern und Werkleuten in Nürnberg; Quellenschriften für Kunstgeschichte etc., X., Wien 1875, S. 150.

laut: »Veit Hirschvogel der ander, welcher ein Glasmaler, und 27 Jar Stat-Glaser gewesen verschid an Sanct Görgen Abent In 1553. Jar seines Alters 66. Jar«[3]). Das Datum 1487 wird auch durch Friedrichs Untersuchungen über die Genealogie der Hirschvogel als Geburtsjahr Veits II. vollauf bestätigt[4]).

Somit ist die Angabe des Karlsruher Katalogs über die Lebensdauer des jüngeren Veit Hirschvogel (1492—1553) eine ziemlich willkürliche zu Gunsten der Bildtaufe und mit den historisch feststehenden Tatsachen nicht in Einklang zu bringen. Schon aus diesem Argument geht bis zur Gewißheit hervor, daß in dem Karlsruher Porträt nicht Veit II. Hirschvogel dargestellt sein kann.

Aber auch das auf dem Karlsruher Bild angebrachte Wappen ist von dem der Hirschvogel vollständig verschieden. Allerdings kommt das Hirschvogel-Wappen in 3 Varianten vor. Das älteste, das Wappen des Patriziergeschlechts, ist ein redendes Wappen, ein Hirsevogel oder Grünfink[5]), ein



1. 2. 3.

Abb. 1. Wappen auf dem Porträt in der Kunsthalle zu Karlsruhe. Abb. 2. Wappen des Nürnberger Patriziergeschlechts Hirschvogel. Abb. 3. Gebessertes Wappen des Augustin Hirschvogel.

naturalistisch gebildeter goldener Vogel im schwarzen Felde, auf der Zinne einer silbernen Mauer stehend[6]). (Vgl. Abbildung 2.) In dieser Blasonierung findet sich das Wappen z. B. in allen Geschlechterbüchern der Stadt Nürnberg[7]). Auch über dem berühmten Kamin im Hirschvogel-Saal in Nürnberg ist es in dieser Form angebracht[8]). Wesentlich von diesem Wappen ab-

3) Trechsel, gen. Großkopff, Verneuertes Gedächtnis des Nürnbergischen Johannis-Kirch-Hofs, Frankfurt und Leipzig 1736, S. 318. Ob die Inschrift heute noch vorhanden ist, vermag ich augenblicklich nicht festzustellen.

4) Friedrich, Augustin Hirschvogel als Töpfer, Nürnberg 1885, S. 5.

5) Grimm, Deutsches Wörterbuch, 1877, Sp. 1572.

6) Siebmacher-Fürst, Das erneuerte Teutsche Wappenbuch, Nürnberg 1657, II, 158.

7) Die Abbildung des Hirschvogel-Wappens (Abbildung 2) ist gezeichnet nach einem Nürnberger Geschlechterbuch von ca. 1625 in der Bibliothek des bayr. Nationalmuseums, IVa 538, fol.

8) Abbildung bei Biede, Der Hirschvogelsaal, Nürnberg 1903.

weichend ist das Wappen der Glasmalerfamilie Hirschvogel, lediglich der Rumpf eines Vogels (Adlers?), von zwei Sternen begleitet[9]). Tinkturen weiß ich nicht anzugeben. Man hat auf Grund der Verschiedenartigkeit der Wappen die Zugehörigkeit der Glasmaler zu dem Patriziergeschlecht angezweifelt, eine Frage, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Die dritte Variante ist das Wappen des Augustin Hirschvogel, das dem Meister von dem damaligen römischen König Ferdinand »gebessert« wurde[10]). Es zeigt nach dieser »Besserung« einen heraldisch stilisierten goldenen Adler im blauen Felde über einer silbernen Mauer, die mit den drei roten Schildchen des sog. Künstlerwappens belegt ist. (Vgl. Abb. 3.)

Eine weitere Variante des Hirschvogel-Wappens, die Friedrich irrtümlicher Weise anerkennt[11]), dankt wohl nur einem Versehen O. T. von Hefners ihr Dasein. Wahrscheinlich urteilt Hefner nach einer schlechten Abbildung des Patrizierwappens sehr flüchtig, wenn er angibt, das Wappen der Familie sei ein goldener Adler auf silbernem Dreiberg im schwarzen Feld[12]). Die Zuweisung dieses Wappens an den Glasmaler Veit I. Hirschvogel vollends ist ein direkter Irrtum, denn dieser führte, wie erwähnt, nur das Wappen mit dem Vogelrumpf.

Man sieht, keines dieser drei Hirschvogel-Wappen stimmt mit dem Karlsruher Wappen überein. Am meisten Ähnlichkeit hat noch das gebesserte Wappen des Augustin Hirschvogel mit dem heraldischen Adler und den drei Künstlerschilden. Dieses Wappen wird wohl auch für die Taufe des Karlsruher Bildes bestimmend gewesen sein. Wie jedoch einerseits aus der Tatsache, daß dieses Wappen erst Augustin Hirschvogel in Wien von König Ferdinand verliehen wurde, andererseits aus dem oben erwähnten Grabstein der Familie Hirschvogel auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg hervorgeht, hat der Nürnberger Zweig der Glasmalerfamilie dieses Wappen nie geführt, nie führen können; also kann es auch nicht als Wappen Veits II. in Anspruch genommen werden. Damit fällt wohl die Theorie der Übereinstimmung beider Wappen ohne Weiteres! Zudem ist auch die Annahme kaum zulässig, daß bei einem Porträt und besonders bei einem derartigen Meisterstück eine solch tiefgreifende Entstellung des Wappens vorgekommen sein kann. Und

---

9) Trechsel a. a. O. S. 318. — Abb. bei Bösch & Gerlach, Die Bronze-Epitaphien der Friedhöfe zu Nürnberg, 1890 ff., Tafel 67, 2. Aus dieser Abbildung ist zu ersehen, daß Trechsel irrt, wenn er hier von einem »Schild mit einem Schildeshaupt« spricht; was er nämlich für das Schildeshaupt hält, ist lediglich ein Inschrifttäfelchen mit der Inschrift: »Feyt Hirschfogell · Glasser: 1520.«, hat also mit dem Wappenschild selbst nicht das Geringste zu tun.

10) Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates vom 16.—19. Jhdt., I., Wien 1844, S. 288. Abbildung auch auf dem Porträt des Augustin Hirschvogel bei Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch, I, Nr. 937. — Dazu vgl. Friedrich a. a. O., Tafel II und VII und Camesina, Augustin Hirschvogels Plan der Stadt Wien vom Jahre 1547, Wien 1863.

11) a. a. O. S. 3.

12) v. Hefner, Siebmachers großes und allgemeines Wappenbuch, V, Nürnberg 1857, 1, Tafel 6.

selbst wenn wir an einen Irrtum oder eine Nachlässigkeit bezüglich der figürlichen Darstellungen glauben würden, hinsichtlich der Tinkturen des Wappens kann der Maler ganz unmöglich so unbekümmert gewirtschaftet haben, daß er Schwarz für Blau (beim Feld), Weiß-Schwarz statt Gold (beim Adler) setzen durfte. Es wird also wohl kaum noch ein Beweis nötig sein für die Behauptung, das Wappen auf dem Karlsruher Bild ist weder das Veits II., noch das sonst eines Mitgliedes der Familie Hirschvogel.

Wem gehört nun aber das Karlsruher Wappen an? Umfängliche Recherchen, die s. Z. H. Eyth, Zeicheninspektor in Karlsruhe, in dem Kgl. Kreisarchiv in Nürnberg und dem Kgl. Allgem. Reichsarchiv in München anstellte, führten zu keinem definitiven Resultat. Das Kgl. Allgem. Reichsarchiv mußte

Abb. 4. Epitaph des Georg Herz im Germanischen Museum.

damals mitteilen, daß »das auf dem fraglichen Gemälde angebrachte Wappen sich hier weder auf Siegeln Nürnberger Urkunden aus der betr. Zeit findet, noch in einigen aus der ehemaligen Habel'schen Sammlung stammenden Wappenbüchern, die zum Teil speziell Nürnberger Familien behandeln. Die meiste Ähnlichkeit weist immerhin noch das Hirschvogel'sche Wappen auf, doch fehlen ihm nach allen hier vorliegenden Überlieferungen die charakteristischen roten Herzen«[13]).

Und doch ist das Wappen das einer Nürnberger Familie, deren Angehörige sogar angesehene Ämter im Dienste der Stadt bekleideten. Im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg wird ein Bronze-Epitaph aufbewahrt[14]),

13) Manualakt des Kgl. Allgem. Reichsarchivs in München, Nr. 5264 rot.

14) Katalog der im germanischen Museum befindlichen Bronzeepitaphien des 15.—18. Jahrhdts., Nürnberg 1891, Nr. 23. Vgl. dazu Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum I, 1886, S. 218.

das in einem Dreipaß drei Wappen enthält; von diesen ist das oberste — wie ohne weiteres aus einem Vergleich der Abbildungen 1, Seite 72 und 4, Seite 74 erhellt — mit dem Karlsruher vollkommen identisch.

Aus der bekannten Publikation des Pfarrers Trechsel über den Johannis-Friedhof in Nürnberg läßt sich nun nachweisen[15]), daß zu diesem Wappen eine rechteckige Tafel mit folgender Inschrift gehörte: ANNO DNI M:DXXXVI : DEN XVII : IANVARII STARB DIE ERBAR FRAV SIBILLA IORG HERTZIN DER GOT GENAD. ANNO DNI M : D : XLVII : DEN XIII : AVGVSTI STARB DIE ERBAR FRAV BARBARA IORG HERTZIN DER GOT GENEDIG SEI[16]). Aus der heraldischen Anordnung der Wappen geht weiterhin hervor, daß das obere Wappen das des Jörg Herz darstellt, des Gatten der beiden Frauen Sibylla († 1536) und Barbara († 1547). Das Wappen ist also teilweise wenigstens ein redendes.

Nachforschungen nach diesem Jörg Herz im Stadtarchiv Nürnberg blieben leider resultatlos[17]). Dagegen fand sich im Kgl. Kreisarchiv manches aufklärende Material. Jörg Herz war Bürger von Nürnberg; er wohnte »an der alten Ledergasse«. Bereits Ende Oktober 1524 wurde er vom Rate der Stadt als Vertreter des erkrankten Münzmeisters und Wardeins zum Münzordnungstag nach Eßlingen gesandt. 1537 erscheint er als städtischer Münzkürner. Als solcher wurde er anfangs der fünfziger Jahre nach Joachimstal geschickt. Jörg Herz starb im Oktober 1554; er war dreimal verheiratet gewesen. Sein ältester Sohn und Amtsnachfolger war Sebald Herz, der in einen langwierigen Erbschaftsprozeß um Haus und Werkstatt mit seinen Geschwistern verwickelt wurde[18]).

Sebald Herz (Hertz) wird ferner als »Nurmbergischer sonderbarer Wardein« 1560 (6. März) genannt in dem »Abschied und Handlung des Fränckischen Reichs-Kreiß-Tags zu Nürnberg das Münz-Weesen betreffend«[19]). Am 3. Mai 1562 bei dem Münz-Probations-Tag zu Nürnberg ist er jedoch nicht mehr im Dienste der Stadt, »nachdem ein erbar rath hie zu Nurmberg iren sonderbaren probirer geendert, und an Seboldten Hertzen statt einen andern angenommen und presentirt, nemblich Lucaßen Walther«[20]). Einen Paul Herzer, Goldschmied, finde ich 1547 in Nürnberg[21]); er ist wohl auch ein Mitglied

15) a. a. O. S. 647.

16) Der Text der Inschrift nach dem Katalog der im germanischen Museum befindlichen Bronzeepitaphien, Nr. 24.

17) Gütige Mitteilung des Herrn Archivrats Dr. E. Mummenhoff in Nürnberg.

18) Ratsverlässe und Ämterbücher der Stadt Nürnberg; die Notiz über das Sterbejahr aus der Abschrift eines Totenbuches. Gütige Mitteilung des Königl. Kreisarchivs Nürnberg.

19) Hirsch, Des Teutschen Reichs Münz-Archiv, Nürnberg 1756, I, 416.

20) Ebenda II, 5. — Gebert (Geschichte der Münzstätte Nürnberg, 1890) kennt weder Sebald Herz, noch Lucas Walther; über die dienstliche Stellung des Münzkürners zu Münzmeister und Wardein ist hier ebenfalls nichts zu finden.

21) Hampe, Nürnberger Ratsverlässe über Kunst und Künstler; Quellenschriften zur Kunstgeschichte XI, 1904, Nr. 3031, 3033. Ob der ebenda Nr. 3404 erwähnte Goldschmied Sebastian Hetzer (1552) gleichfalls hieher gehört, wage ich nur andeutungsweise zu streifen. Später (im 17. Jhdrt.) finden sich ebenfalls Goldschmiede mit dem Namen Herz (Herzer) öfters in Nürnberg.

unserer Familie, vielleicht der Bruder des Jörg. Leider ließen sich die Namen der Frauen dieses Jörg Herz nicht ausfindig machen. Es wird jedoch auch ohne diese Feststellung kein Zweifel möglich sein an der Annahme, daß der Nürnberger Münzkürner Jörg Herz mit dem auf dem Bronze-Epitaph genannten Jörg Herz identisch ist, daß also auch diesem das dort angebrachte Wappen zugehört. Daß auf dem Epitaph nur zwei Frauen genannt sind, während

Fig. 5. Porträt des Georg Herz von Georg Fenitzer.

feststeht, daß der Münzkürner Jörg Herz dreimal verheiratet war, ist sicher nicht auffallend, denn von 1547, dem Todesdatum der zweiten Frau, bis 1554, seinem eigenen Todesjahr, hatte Jörg Herz gewiß noch genug Zeit, sich ein drittesmal zu verheiraten.

Was liegt nun näher als der Schluß, in dem Karlsruher Bild, das nachgewiesenermaßen das gleiche Wappen, wie das Bronze-Epitaph des Germanischen Museums zeigt, das Porträt des Nürnberger Münzkürners Jörg Herz zu sehen? Daß in dem Karlsruher Bild ein Münzmeister oder Goldschmied

dargestellt ist, wurde — wie bereits erwähnt — schon seit langem erkannt. Die Goldwage im Hintergrund und die sogen. Kornzange (molette) in der Hand des Porträtierten sind die deutlichsten Anhaltspunkte für diese Erklärung. Mit diesen Emblemen stimmt auch die amtliche Eigenschaft des Jörg Herz als Münzkürner der Stadt Nürnberg aufs befriedigendste überein.

Nun findet sich aber in der reichhaltigen Sammlung »von Nürnbergischen Porträten«, die G. W. Panzer veröffentlicht hat[22]), ein Schwarzkunst-Blatt in 4° verzeichnet mit der Unterschrift: Georg HERTZ, Gemmar. Norib. Obiit Anno 1554. G. F. fec. Um zuerst den Verfertiger des Blattes festzustellen, der sich mit seinen Initialen G. F. nennt: es ist Georg Fenitzer, der gegen Schluß des 17. Jahrhunderts eine lange Reihe mehr oder weniger guter Bildnisse von Nürnbergern herausgab; als Künstler ist er nicht eben von Bedeutung. Ein Exemplar dieses Stiches bewahrt die Porträtabteilung der Kgl. Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung in München; auch im Germanischen Nationalmuseum befindet sich das Porträt. Es zeigt in ovalem Rahmen das Brustbild eines Mannes in mittleren Jahren mit starkem Vollbart, nach rechts gewendet; bekleidet mit Pelzschaube und Barett; die linke Hand liegt auf der Brust. Die Unterschrift, die Panzer ziemlich genau kopiert hat, lautet: GEORG HERTZ GEMMAR : Norib: Obyt Anno 1554. Rechts unten: G. F. fec. (Vgl. Abb. 5, S. 76.) Die Bezeichnung »Gemmar.« ist selbstverständlich Abkürzung von gemmarius und bedeutet einen »Juwelier«. Wenn auch der amtliche Titel eines Münzkürners auf dem Stich fehlt, so ist es doch zweifellos, daß wir es hier mit einem Porträt unseres Jörg Herz zu tun haben; das Todesdatum 1554 beseitigt vollends etwaige Bedenken.

Und in der Tat, vergleichen wir den Stich Fenitzers nun schließlich mit dem Karlsruher Porträt, so fällt sofort viel Gemeinsames in die Augen, besonders der starke hängende Schnurrbart, die große gebogene Nase. Schlagend allerdings ist die Übereinstimmung beider Bilder nicht, vielleicht nicht einmal genügend, ohne weitere Belege eine Identität der beiden dargestellten Persönlichkeiten zu konstruieren. Dabei müßten allerdings immer noch die so verschiedenen künstlerischen Qualitäten beider Porträts ein gewichtiges Wort mitreden! Nachdem aber doch einmal alle übrigen Tatsachen so überraschend zusammenstimmen, schließt nun gerade Fenitzers Stich die Kette der Beweise, indem er wenigstens der Möglichkeit einer Identität nicht widerspricht. Wir dürfen also mit Sicherheit in dem Karlsruher Bild ein Porträt des 1554 gestorbenen Nürnberger Münzkürners Georg Herz erkennen.

22) Beytrag zur Geschichte der Kunst oder Verzeichnis der Bildnisse der Nürnbergischen Künstler, Nürnberg 1784, S. 25. Vgl. dazu Panzer, Verzeichnis von nürnbergischen Porträten, Nürnberg 1790, S. 101.

Fig. 66. Niederdeutsche Truhe aus Dortmund; 16. Jahrh.

Fig. 67. Niederdeutsche Truhe aus Bremen: Ende des 16. Jahrh.

LITERARISCHE NOTIZEN.

Zur Wiederherstellung des Aachener Münsters. Von Joseph Buchkremer. Mit 12 Abbildungen. Aachen, Verlag der Cremer'schen Buchhandlung. Febr. 1904. 52 SS. **Zur Wiederherstellung des Aachener Münsters.** Von C. Viehoff, Stiftsarchivar. Verbesserter Sonderabdruck aus dem Volksfreund.

Die im vorigen Heft S. 190, 191 angezeigte Schrift Strygowskis hat in der Abhandlung von Buchkremer eine Erwiderung gefunden. Gegen diese wendet sich Viehoff: persönliches und sachliches sind in seiner Polemik nicht streng auseinander gehalten, liefsen sich wohl auch nicht immer trennen, was ihr allgemeines Interesse verleiht, ist der Einblick in die Art und Weise, wie die unselige Restauration des Münsters eingeleitet und durchgeführt worden ist.

Mein Urteil über die Restauration des Innenraumes der Kirche habe ich Seite 191 des vorigen Jahrgangs kurz ausgesprochen. Wenn ich daran die Befürchtung geknüpft habe, man werde trotz Strzygowskis Einspruch die Arbeit unentwegt fortsetzen, so hat sich diese Befürchtung glücklicher Weise nicht bewahrheitet. Die Arbeiten sind, wie ich höre, eingestellt worden.

Nachdem Buchkremer über die Veranlassung der Restauration einiges mitgeteilt hat, bespricht er im zweiten Teil seiner Abhandlung Theorie und Praxis der Denkmalpflege. Die sehr anerkennenswerten Ausführungen kommen zu folgendem Schlufs: »Ich weifs . . . namentlich in den karolingischen Teilen des Aachener Münsters sehr genau Bescheid. Habe aber auch erfahren und empfinden gelernt, was es eigentlich heifst: »restaurieren«. Ich bin dabei zu der vollen Erkenntnis gekommen, dafs die Kunstwissenschaft mit ihren strengen Grundsätzen über die Behandlung der Denkmale durchaus recht hat. Und doch wird es in der Praxis oft sehr schwer sein, sie ganz durchzuführen oder überhaupt einen gangbaren Weg zu finden.

Dies zeigt so recht ein erheblicher Teil der ausgeführten Arbeiten am Aachener Münster, die Strzygowski in seinem Protest allgemein als übereilt und als unberechtigt bezeichnet.

Diese Wiederherstellungsarbeiten beziehen sich zum gröfseren Teile auf die innere musivische Ausschmückung, zum kleineren Teile auf eigentliche Instandsetzungen und bauliche Ergänzungen. Im Hinblick auf die ersteren — die musivische Ausschmückung — stimme ich Strzygowski jetzt vollkommen bei, während ich die Vornahme der letzteren — der baulichen Wiederherstellungen — noch heute zum gröfsten Teile nach wie vor verteidige.«

Dies wird nun im Einzelnen begründet. Strzygowskis Forderung, man entferne mit den reichen vorhandenen Mitteln vor allem den Turm, wird abgewiesen. Wohl mit Recht. Der Turm ist 1884 nach den Entwürfen von Schneider in Kassel erbaut. Er trat an die Stelle der Ruinen eines älteren gotischen Turmes, der 1656 abgebrannt war. Man kann bedauern, dafs er erbaut wurde, seiner Entfernung könnte aber doch nur das Wort geredet werden, wenn ein positiver, archaeologisch unanfechtbarer Vorschlag darüber vorläge, wie der obere Abschlufs des Westbaues nach Abbruch des Turmes zu gestalten wäre. Ich glaube nicht, dafs man jemals im Stande sein wird, einen solchen

Vorschlag zu machen. Auch Buchkremers Bedenken gegen Strzygowskis Vorschlag, die karolingische Bronzetür wieder an ihre alte Stelle zu bringen, sind beachtenswert.

Schwieriger ist die Frage der Freilegung des Atriums. Die Diskrepanz von Theorie und Praxis wird immer zu Tag treten, sobald man an die Lösung dieser Frage herantritt. Schon früher, namentlich aber 1897 sind Reste eines Atriums aufgedeckt worden, dessen freie Fläche noch durch die Umfassungen des Domhofs kenntlich ist. Die Forderung der Wissenschaft ist einfach. Man lege die Reste frei und erhalte sie, so dafs sie der Forschung zugänglich sind. Strzygowski hat die Forderung ungefähr so formuliert. Dafs sie, wenigstens in ihrem zweiten Teil, nicht durchführbar ist, hat Buchkremer überzeugend dargetan. Was in Pompeji und Rom ja in Trier möglich ist, ist es deshalb nicht unmittelbar auch in Aachen. Strzygowski bezweifelt im Hinblick auf orientalische Bauten, ob das karolingische Münster überhaupt ein Atrium hatte. Demnach gehörten die Reste des Atriums einer späteren Zeit an. Diese Frage mufs sich aus technischen Merkmalen mit voller Sicherheit lösen lassen. Die formale Gestaltung des Atriums lassen die Reste in den wesentlichen Punkten noch erkennen. Allerdings bleibt einiges fraglich. Damit aber ist die Frage, was denn überhaupt geschehen soll nicht gelöst. Ihre Lösung ist auch vorerst nicht dringend, und ich halte die Frage überhaupt nicht für die wichtigste. Das karolingische Münster wird durch sie in seinem Bestand nicht berührt. Aber man prüfe sie in dem von Strzygowski verlangten Umfang, um gerüstet zu sein, wenn eine Lösung notwendig werden sollte.

Das dritte Kapitel von Buchkremers Schrift behandelt die baulichen Wiederherstellungsarbeiten. Buchkremer erklärt die Art, in welcher die Nordostecke des Atriums erneuert worden ist für mifslungen. Wäre nur an der Wand des Atriums gearbeitet worden, so könnte es hingehen, aber man hat in willkürlicher Weise an den Bestand des karolingischen Treppenturmes gerührt, eine Tür eingebrochen und Fenster verändert. Der Königsstuhl ist nur technisch in Stand gesetzt worden, ohne dafs formale Veränderungen an ihm vorgenommen wurden. Der Wiederaufbau der Säulenstellung vor der Kaiserloge und die Herstellung der ursprünglichen Form der Fenster, welche an zwei Fenstern noch erhalten ist, werden gerechtfertigt, ebenso die richtige Aufstellung der Brüstungsgitter. Man wird auch vom Standpunkt der Theorie aus hiegegen nichts einwenden. Was den Sturm erregt hat sind nicht diese Arbeiten an Einzelheiten, sondern die Gesamtausstattung des Inneren.

Buchkremer beharrt zwar darauf, dafs eine Marmorverkleidung einzelner Teile bestanden hat, fafst aber sein Urteil dahin zusammen, »dafs eine Marmor- und Mosaikbekleidung der noch nicht damit versehenen Teile besser ganz unterbleibt.«

Es ist bekannt, dafs nachdem die Stuckverkleidung des Münsters abgeschlagen war, zunächst die Kuppel eine reiche figürliche Ausstattung in Mosaik erhielt, dafs dann ein Wettbewerb um Entwürfe zur gesamten inneren Ausstattung erlassen wurde, aus dem Professor Schaper in Hannover als Sieger hervorging. Schapers Entwurf war sehr reich, er nahm eine sehr ausgedehnte Verwendung von Mosaik und Marmorinkrustation an. Hiegegen erhoben schon die Preisrichter Einwenduugen und empfahlen die mafsvollste Zurückhaltung. Als der Karlsverein zum Schutz und zur historisch-treuen Wiederherstellung des Münsters gleichwohl Schapers Ideen aufgenommen und ihn mit der Ausführung eines genaueren Planes und Kostenvoranschlages beauftragt hatte, fand dieser nicht die Genehmigung der staatlichen Aufsichtsbehörde, welche der Ansicht war, dafs die Konstruktion des Münsteroktogons, seine Gesimse und Profile darauf hinweisen, dafs eine Verkürzung durch Mosaik- und Marmorauftragung von vornherein ausgeschlossen sei und der ursprünglichen Absicht des Erbauers nicht entspreche. Schapers Ideen hatten indes im Karlsverein so grofsen Anklang gefunden, dafs dieser trotzdem ihre Ausführung anstrebte. Nach langen Verhandlungen kam 1898 ein Vertrag zu Stande, nach welchem Schaper eine Gesamtskizze für die Ausstattung des Tambours liefern sollte. Als Gegenstand der Darstellungen war die grofse Deesis, der Pantokrator, Maria und der Prodromos (Johannns der Täufer) umgeben von Engels-Chören und den Aposteln bestimmt worden. Schaper legte aber im März 1900 nicht nur diese Skizze vor, sondern zugleich Kartons

und ein Modell für die Ausschmückung des ganzen Münsters mit Mosaik und Marmor. Er hatte seine Entwürfe zuvor dem Kaiser gezeigt, und dieser gab seiner Anerkennung in einem Telegramm an den Präsidenten des Karlsvereins Ausdruck. Damit hatten die Wünsche des Vereins gewissermafsen die allerhöchste Sanktion erhalten. Aber noch stand das archaeologische Bedenken, ob denn das karolingische Münster überhaupt eine Marmorverkleidung hatte in Kraft. Um über diese Frage Klarheit zu erlangen, untersuchte eine Kommission, welche aus dem Regierungs- und Baurat Kosbab, dem Architekten und Privatdozenten Buchkremer und dem Mitglied des Karlsvereins Schmitz bestand, das Münster.

Das Ergebnis ihrer Untersuchung war, dafs wirklich eine Marmorverkleidung vorhanden gewesen sei.

Hier setzt Viehoff nach Darlegung der Vorgeschichte der Restauration mit scharfer Kritik ein. Ich habe auch nach Buchkremers Ausführungen an der Marmorverkleidung gezweifelt, durch Viehoffs Gegengründe scheint mir ihre Annahme endgiltig widerlegt zu sein.

Die Kommission war, wie Viehoff S. 20 nach dem Jahresbericht des Karlsvereins mitteilt mit der Aufgabe in Funktion getreten, diejenigen Merkmale festzustellen, wonach das Münster in der Tat ursprünglich mit dem reichsten Marmor- und Mosaikschmuck an Wänden, Pfeilern und Decken ausgestattet gewesen ist. War die Aufgabe wirklich so gestellt, so mufste jeder, der eine wissenschaftliche Fragestellung beurteilen kann, im Voraus seine Mitwirkung versagen. Ob der Vorwurf einer weitgehenden Konnivenz der Kommissionsmitglieder gegenüber den Wünschen der Auftraggeber gerechtfertigt ist, ob sie, was doch anzunehmen ist, einem sehr verhängnisvollen Irrtum anheimgefallen sind, mögen die Herrn in Aachen ausmachen. Tatsache ist, dafs die Verantwortung für die Entstellung des ehrwürdigen Gebäudes zum grofsen Teil auf die Kommission fällt; daran ändert die späte Erkenntnis, dafs die Marmorverkleidung besser nicht ausgeführt worden wäre nichts mehr.

Die Schrift von Viehoff beschränkt sich aber nicht auf die Frage der Marmorverkleidung, sondern gibt eine eingehende Darstellung der Geschichte der Wiederherstellung des Aachener Münsters. Sie ist ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte des Restaurierens überhaupt.

Die Anfänge der Restauration des Münsters liegen etwa 60 Jahre zurück. Die Anregung ging vom Stiftskapitel, dem Eigentümer des Münsters aus. Es war die Zeit der Freskomalerei grofsen Stils und der Geringschätzung der Kunst des 18. Jahrhunderts. Die Stuckdekoration des Münsters sollte entfernt und das Innere in Fresko ausgemalt werden. Die Absicht ist noch eine rein künstlerische; eine Ausstattung, welche dem Zeitgeschmack nicht entsprach, sollte durch eine zeitgemäfsere ersetzt werden. Schon aber regte sich der historische Sinn und bald wurde die Forderung gestellt, dafs die Wiederherstellung des Münsters historisch treu sein müfse. Praktisch nahm man es freilich leicht mit dieser Forderung. Ciampini hatte in den vetera monumenta eine sehr oberflächliche Zeichnung der Mosaiken der Kuppel publiziert. Nach dieser Vorlage sollten wieder Mosaiken angebracht werden, Wände und Pfeiler sollten erst Malereien, dann eine Verkleidung in Stucco lustro erhalten. Um die Gelder für dieses grofse Unternehmen zu beschaffen, wurde der Karlsverein gegründet der bald über bedeutende Mittel verfügte. Damit trat allmählig nicht formell aber faktisch eine Verschiebung der Kompetenzen ein, der Karlsverein wird die treibende Macht. Er schrieb, nachdem die Mosaiken der Kuppel 1881 vollendet waren die Konkurrenz aus, er war es, der trotz der Warnungen der Preisrichter, trotz der Verwahrung von Hermann und Adler, die Ausführung des reichen Entwurfes Schapers durchsetzte. Was Viehoff über diese Vorgänge mitteilt, lautet nicht erfreulich.

Man hat für Schapers Entwurf nachträglich eine archaeologische Begründung versucht, tatsächlich hat man ihn durchgesetzt, weil er reich und glänzend war. Man war nach sechzig Jahren auch nicht weiter als beim Beginn der Restauration und man konnte nicht weiter sein. Für eine historisch treue Wiederherstellung fehlen die wissenschaft-

lichen Grundlagen. Eiteles Hoffen ist es, sie von gründlichen Studien, sei es in Rom und Ravenna, sei es in Syrien oder Ägypten zu erhoffen; wir wissen nicht, wie Karls Münster ausgeschmückt war und wir werden es niemals wissen. Eines aber wissen wir gewifs: So wie es Herr Schaper ausgestattet hat hat es nicht ausgesehen. Es ist immer wieder der gleiche Fehler. Man will verschönern, wo man erhalten sollte. Welche Zahl von Denkmälern ist diesem Irrtum zum Opfer gefallen. Die Wahlstatt reicht von der Charente bis an die Ostsee und an die Theifs. Wann endlich wird die Überzeugung durchdringen, dafs wir uns mit unseren Restaurationen bescheiden müssen, dafs die Denkmäler der Baukunst des gleichen Schutzes wert sind, wie die der Skulptur und der Malerei.

Kaum an einem Denkmal ist seit mehr als hundert Jahren mehr gesündigt worden als am Aachener Münster. Das nach seiner Wirkung verhängnisvollste war vielleicht die vorzeitige Gründung des Karlsvereins. Es ist gut und löblich, wenn die Mittel zur Durchführung einer unumgänglichen Restauration durch Vereine aufgebracht werden. Aber man gründe solche Vereine nicht, bevor nicht über Art und Umfang der auszuführenden Arbeiten volle Klarheit und Übereinstimmung herrscht. Hier hat die Wissenschaft das erste Wort zu sprechen. Dann mag der Künstler seine entsagungsvolle Tätigkeit beginnen, dann mögen Vereine gegründet werden um die Mittel aufzubringen. Ist der Verein zuerst da, so wird die ganze Angelegenheit im Voraus in falsche Bahnen geleitet, man will für sein Geld etwas sehen, man will Grofses, Schönes. Dann werden Künstler berufen, welche schaffen wollen, welche glänzende Entwürfe liefern, die faszinieren; dann vergifst man, dafs man erhalten wollte und berauscht sich an den Herrlichkeiten des Neuen. Ruft man in diesem Stadium die Wissenschaft als Eideshelferin an, so geschieht es nur noch um das Dekorum zu wahren, und man hört nur noch was man hören will.

So energischem Drängen gegenüber versagt selbst die staatliche Denkmalspflege, das hat Meifsen, das hat Aachen, das haben auch andere Fälle gezeigt. *Quousque tandem*.

Gustav von Bezold.

Vasel, A. Sammlung graphischer Kunstblätter nebst Anhang: Aquarelle und Handzeichnungen. Mit 10 Abbildungen. Wolfenbüttel 1903. Julius Zwissler. (XI, 388 S. 8°).

Es gibt nicht allzuviel Kataloge, die wie der hier vorliegende einmal ausnahmsweise nicht zum Zwecke des Verkaufs der beschriebenen Sammlung abgefafst sind. Von älteren Handbüchern dieser Art sind nur nennenswert: Paignon-Dijonval (1810), Malaspina 1824), Wilson (1828), v. Quandt (1853), Morrison (1868) und als beste Arbeit von allen: v. Lanna (1895). Diesem letzten, in jeder Beziehung ganz ausgezeichneten Kataloge, den wir Hans Wolfgang Singer verdanken, dürfte auch der hier zu besprechende in keiner Weise nahekommnn, viel weniger ihn übertreffen. Gleichwohl ist das Erscheinen desselben trotzdem mit Freuden zu begrüfsen, weil wir darin gewissermafsen die Äufserung einer echten, uneigennützigen Freude an der Kunst selbst und den Beweis eines persönlichen Verhältnisses zu den von ihr geschaffenen Werken zu sehen haben. Wie sympathisch berühren gleich die Worte der Einleitung: »Den Verkauf zu vermitteln, soll der Zweck dieses Verzeichnisses nicht sein. Mufs es doch ein wehmütiges Gefühl erwecken, das, was mit aller Liebe und Sorgfalt im Laufe eines Menschenalters zusammengetragen worden ist, nun wieder in alle Winde zerstreut und allerlei Fährlichkeiten ausgesetzt zu sehen, und sollte da nicht der Wunsch erklärlich und berechtigt sein, es zusammen zu erhalten, oder wenigstens in seinen Hauptteilen vor Zerstreuung zu bewahren und doch der Allgemeinheit oder einem gröfserem Kreise nutzbar zu machen! Dies zu erreichen ist mein Wunsch, und hierauf wird auch in Zukunft mein Bestreben gerichtet sein. Diesem Zwecke soll auch das vorliegende Buch dienen; möge es zur Benutzung der Sammlung anregen und diese erleichtern!«

Die Hauptstärke der 6312 Nummern umfassenden Sammlung liegt nicht wie bei dem v. Lanna'schen Kabinet in Blättern des 15. und 16. Jahrhunderts. Von diesen weist der Katalog nicht übermäfsig viele Exemplare auf. Nur von Dürer und Marcanton findet sich etwas mehr vor. (Die 278 Illustrationen im »spiegel der menschen behaltnysse«, die Vasel dem Meister des Hausbuches zuschreibt, haben mit diesem nichts zu tun.). Von

späteren Meistern sind reichhaltiger vertreten: Rembrandt, Adr. v. Ostade, van Dyck (Iconographie fast vollständig), J. D. Ridinger, C. W. E. Dietrich, G. F. Schmidt, Chodowiecki und Raphael Morghen; letzterer mit einer ganzen Anzahl unvollendeter Probedrucke. Unter den Künstlern des 19. Jahrhunderts scheint Vasel besonders Menzel und Richter seine Vorliebe zugewandt zu haben. Die Aufnahme weniger bekannter und bedeutender Meister erklärt sich daraus, dafs sie aus Braunschweig, der Heimat des Verfassers, stammen.

Als systematische Anordnung hat der Verfasser die alphabetische Reihenfolge gewählt, die wenigstens den einen Vorteil bietet, dafs sie ein rasches Auffinden der einzelnen Meister ermöglicht. Ein Personenregister ist dadurch überflüssig geworden; und dafür hätte vielleicht einmal dem Katalog ein gut gearbeitetes Sachregister hinzugefügt werden können. Eine solche bisher nur in den Ornamtstichkatalogen übliche Verarbeitung des reichaltigen Materials ist allerdings mit gewissen Schwierigkeiten verbunden, dafür aber dankenswerter als man gemeiniglich annimmt. Dafs Vasel die Abdrucksgüte der einzelnen Blätter nicht erwähnt, kann man nur billigen, denn jedes Urteil hierüber ist so durchaus subjektiv, dafs der Wert desselben vollständig illusorisch wird. Wenn man bedenkt, welchen Blättern in dem zum Zwecke des Verkaufes einer Sammlung fertiggestellten Katalogen häufig die schmückenden Beiworte wie »reizend, kostbar, prachtvoll, brillant, suberb, tadellos, hervorragend, unvergleichlich, erstklassig, wunderbar« zu teil werden, dann ist es mit dem Respekt vor dererlei Zensuren ein für allemal vorbei.

Dafs dem gut ausgestatteten Katalog zehn Abbildungen von selteneren Blättern beigegeben sind, soll zum Schlufs noch besonders hervorgehoben werden. Sie in Netzätzungen herstellen zu lassen, war allerdings verfehlt, da eine solche den Charakter eines Stiches oder einer Radierung auch nicht im entfernten wiederzugeben imstande ist. Wer das Geld hat, einen solchen Katalog drucken zu lassen, der kann in diesem Falle auch zur Reproduktionstechnik der Heliogravüre greifen. A. Hg.

Scheglmann, A. M., Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern. I. Band: Vorgeschichte der Säkularisation. Regensburg 1903. J. Habbel (X, 297 S. 8°).

Obwohl nunmehr schon ein volles Jahrhundert vergangen ist, seitdem die in der Kirchengeschichte mit einem schwarzen Kreuz bezeichnete Säkularisation ihre tief einschneidenden Wirkungen fühlbar zu machen begann, besafsen wir bis auf den heutigen Tag noch keine umfassende Geschichte derselben. Scheglmann will sie uns in dem hier angezeigten Werke für das rechtsrheinische Bayern geben. Der unter Benutzung zahlreicher Originalkorrespondenzen sowie mit Verwertung einer ganzen Fülle von mündlichen persönlichen Überlieferungen bis jetzt fertig gestellte erste Band enthält als Frucht einer dreizehnjährigen mühevollen, fleifsigen Sammlerarbeit die nicht wenig interessante Vorgeschichte der ganzen Bewegung. In den folgenden Bänden soll dann die Aufhebung der ständischen und nichtsändischen Klöster und Hospitien, der Abteien, Kollegien, Kommenturen, Damenstifte, Fürstbistümer, Hochstifte und Domkapitel eingehend behandelt werden. Im Anschlufs daran will uns Scheglmann endlich noch das Leben der hervorragendsten unter den säkularisierten Personen schildern und, was nicht weniger dankenswert ist, das fernere Schicksal der säkularisierten Sachen, namentlich der Klöster, Paläste, Kirchen, Bibliotheken, Kunstgegenstände, naturwissenschaftlichen Apparate und Sammlungen. Wenn schon der Stoff an und für sich das dem ersten Bande entgegengebrachte hohe Interesse in vollem Mafse zu rechtfertigen und verständlich zu machen imstande ist, so verdient doch die klare und leichtfassliche Schreibweise noch als besonders ausschlaggebend hervorgehoben zu werden. Ihr ist es zu verdanken, dafs das in seiner Anlage doch mehr wissenschaftliche Werk gleich nach Erscheinen des ersten Bandes eine nachhaltige Wirkung auf die Laienkreise auszuüben imstande war. Über den Standpunkt, den der Verfasser der Frage gegenüber einnimmt, orientiert uns gleich der erste Satz des ganzen Werkes: »Die natürliche Entwicklung der bayerischen Säkularisation reicht, wie so viel anderes Unglück, auf Luther zurück«. Das heifst man aber doch mit der Tür ins Haus fallen. Neben der konfessionellen Seite hat der ganze eigen-

tümliche Vorgang ja schliefslich auch noch eine wirtschaftliche, nationalökonomische. Dafs diese nicht unter Erwägung des Für und Wider eingehender behandelt ist, dürfte entschieden ein Fehler der fleifsigen Arbeit sein.

Die Siegel des Adels der Wettiner Lande bis zum Jahre 1500. Im Auftrage der königl. Sächs. Staatsregierung herausgegeben von Otto Posse, Dresden. Verlag des Apollo (Franz Hoffmann) 1903. gr. 4.

Seitdem die Sphragistik aufgehört hat, allein ein Betätigungsfeld des Dilettantismus zu sein, und wieder ihre alte Stelle als wichtige historische Hülfswissenschaft eingenommen hat, sind eine Reihe wertvoller Abhandlungen zur Siegelkunde erschienen. Inhaltlich dürfte sich Posses jüngstes Werk den besten Arbeiten aus diesem Gebiet an die Seite stellen, an Reichtum und Güte der Ausstattung aber alle hinter sich lassen. Bisher ist von dem grofs angelegten Werke über die mittelalterlichen Adelssiegel der Wettiner Lande der erste Band erschienen, der die Grafen von Käfernburg-Schwarzburg, die Vögte von Weida, Plauen und Gera, sowie vom Adel den Buchstaben A umfafst.

Mit kritischem Blick ist das weit zerstreute Material gesichtet, genaue genealogische Übersichten und Tabellen für die zeitliche Dauer der einzelnen Siegelstempel sind als wertvolle Hülfsmittel beigegeben und ein sehr sorgfältig gearbeitetes Register erleichtert den Gebrauch. Die im Text beschriebenen Siegel sind auf 50 Lichtdrucktafeln aus der graphischen Kunstanstalt von Meissenbach Riffarth & Co. in vortrefflicher Weise wiedergegeben. W. J.

Neujahrsblätter aus Anhalt. Herausgegeben von Professor Dr. Hermann Wäschke, Herzogl. Anhalt. Archivrat: 1. **Anhalt vor hundert Jahren** von H. Wäschke. Dessau. 1904. Verlagsbuchhandlung von Paul Baumann, Herzogl. Anhalt. u. Sachsen-Altenb. Hofbuchhändler. 32 SS. 8°.

Zu einem Unternehmen, wie es gleicher Art seit Jahren schon die historischen Kommissionen der Provinz Sachsen und des Grofsherzogtums Baden für diese Gebiete betätigen, der alljährlichen Herausgabe von »Neujahrsblättern« für einen weiteren Kreis von Freunden der Landesgeschichte, ist nun auch für das Herzogtum Anhalt von berufenster Seite der Grund gelegt worden. Mit dem ersten Heft, einem geschichtlichen Rückblick auf »Anhalt vor hundert Jahren«, erscheint der Herausgeber selbst auf dem Plan. Nun ist das Jahr 1803 freilich eines der allerunerquicklichsten in der deutschen Reichsgeschichte, indes, wie des Verfassers Geleitwort mit Recht betont, bleibt es eine nicht zu unterschätzende Quelle politischer Einsicht, selbst so unerfreulichen Dingen, wie sie das beginnende 19. Jahrhundert gebracht hat, voll ins Antlitz zu schauen. Nicht wenige gleichzeitige Dokumente manigfachster Art, Akten, Noten, Relationen, Briefe sind sorgfältig verwertet und verwoben zu einer lebendigen Charakteristik der inner- und aufserpolitischen wie nicht weniger der wirtschaftlichen Verhältnisse der drei anhaltischen Fürstentümer in jenen Tagen. HH.

Obrist, Hermann, Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst. Essays. Leipzig. 1903. Eugen Diederichs. (168 S. 8°.)

Eine Sammlung von sieben zu verschiedenen Zeiten niedergeschriebenen Aufsätzen und Vorträgen, die in manchen Punkten offene Türen einstofsen, in vieler Beziehung aber durch die stark anregende Art, in der die aktuellen Probleme der Kunst und des Kunstgewerbes besprochen werden, von mehr als ephemerer Bedeutung sind. Von den durch den Charakter der Entstehung des Buches bedingten Mängeln verschiedener Wiederholungen abgesehen, geben uns die temperamentvollen Äufserungen des Münchener Künstlers wertvolle Beiträge zur Beantwortung der Frage eines zeitgemäfsen Kunstunterrichts, denen sich nicht weniger interessante Erörterungen über die Zukunft unserer Plastik und Architektur angliedern. Wenn wir auf einen Aufsatz noch speziell hinweisen, so verdient er es vor allem deshalb, weil er in treffender Kürze die Schattenseiten einer heutzutage immer mehr an Boden gewinnenden Bewegung charakterisiert, an die man

gewöhnlich bei Nennung des Schlagwworts »Volkskunst« denkt. Was wir jetzt Volkskunst nennen, sagt Obrist sehr richtig, ist nicht das, was unser Volk mag, sondern das, von dem wir wünschen und verlangen, dafs es unser Volk haben soll. Wir glauben Volkskunst zu liefern, wenn wir eine konstruktiv exakte Zimmereinrichtung ohne Dekor fertigstellen; der Arbeiter aber, für den sie bestimmt sein soll, denkt anders über die Kästen und Gestelle, die wir ihm gaben. Er sehnt sich nach etwas Höherem, das, wenn es auch nicht echt ist, so doch wenigstens vorgibt, echt zu sein. Er will Möbeln mit Schnörkeln und Kugeln mit Troddeln und Fransen, ebenso wie seine Frau lieber sechs Mark für eine Diaphanie als drei Mark für eine moderne Künstlerlithographie ausgeben wird. Alles mufs nach etwas aussehen, was es in Wirklichkeit nicht ist und der Natur der Sache nach auch nicht sein kann.

Was wir an der Bauernkunst so sehr schätzen, ist aber vielfach weiter nichts, als eine auf dem Wege ungeschickter Nachahmung entstandene Afterkunst, die sich zur wirklichen Kunst verhält wie der Löschpapierabdruck zur Originalschrift. Von solchen Arbeiten erhoffe man doch keine Anregung zu einer Neubelebung der sogenannten Volkskunst. Das gibt stets nur Talmi und nie und nimmer echtes Gold. Es verlohnt sich deshalb nicht einmal, solche Stücke systematisch zu sammeln. Das überlasse man dem Liebhaber und den kleineren Museen, die in erster Linie Heimatkunde treiben. Für gröfsere Centralen genügen ein paar bemerkenkwerte Proben, wie unser Museum deren auch einige besitzt, vollauf. Jedes Mehr ist da von Übel; es sei denn, dafs man sich auf den von Lauffer im Archiv für Kulturgeschichte (II, 106) vertretenen Standpunkt stellt, wonach die »historischen« Museen — als wenn nicht jedes Museum mehr oder weniger historisch wär — nicht in erster Linie nach künstlerischen, sondern vor allen Dingen nach geschichtlichen und germanistischen Gesichtspunkten geordnet und zusammengestellt werden müfsten. Wenn dies das Ideal einer deutschen Archaeologie ist, dann kann uns eine solche Altertumswissenschaft mehr schaden wie nützen, weil sie geeignet ist, unsere Museen zu Raritätenkabinetten herabzuwürdigen, die in erster Linie dazu berufen wären, die Naturgeschichte des bric à brac zu lehren. Wenn es wirklich nötig sein soll, neben dem Entwicklungsgang der Erzeugnisse der Kunstindustrie auch den der ganz gewöhnlichen Handwerksprodukte vor Augen zu führen, dann werden wir dahin kommen, auch noch typische Exemplare der »historischen« Formengestaltung eines Stiefelknechtes oder einer Ofengabel als wichtige kulturgeschichtliche Dokumente zusammenzustellen. Dann — aber auch nur dann — kann man auch den Denkmälern der sogenannten Bauernkunst das weitgehendste Interesse entgegenbringen. Nur soll man in dem Falle dann nicht mehr von kunsterzieherischen Aufgaben der Museen reden. Die Kunst selbst wird von solchen Erzeugnissen keine Anregung empfangen können; das Publikum aber zu einer solchen »Kunst« erziehen zu wollen, das wäre sündhaft. Wirkliche Volkskunst hat etwas einfaches, solides, wahres, echtes; alles Eigenschaften, die der Bauernkunst in der Regel abgehen. In dieser also den regenerierenden Odem zu sehen, der der Volkskunst Gesundheit und Jugend wiederzugeben imstande ist, dürfte vollständig verfehlt sein.

Alfred Hagelstange.

U. E. Sebald, Nürnberg.

DIE HOLZMÖBEL DES GERMANISCHEN MUSEUMS.

VON DR. HANS STEGMANN.

VI.

Die Kastenmöbel, denen wir uns nunmehr zuzuwenden haben, begreifen die Truhen, Koffer, die kleineren Kästen, die Schränke, endlich die Kommoden und die mannigfachen Kombinationen von Schrank und Tisch in sich, soweit sie nicht etwa als Abart des eigentlichen Tisches dem nächsten Abschnitt vorbehalten bleiben. Sämtliche Kastenmöbel lassen sich in den zwei Hauptgruppen, Truhen oder eigentliche Kasten und Schränke im weiterem Sinne unterbringen. Das hauptsächlichste Charakteristikum der ersten Abteilung ist die Kistenform, d. h. ein oblonger rechteckiger Kasten (Parallelepipedon) dessen Öffnung durch Aufklappen, bezw. manchmal durch Abheben der Oberseite des Deckels vor sich geht. Charakteristikum der zweiten ist ebenfalls (bis zu den Phantasieerzeugnissen des 17. und 18. Jahrhunderts) das Parallelepipedon, das aber nicht auf einer seiner längeren, sondern auf einer seiner kurzen Seiten steht und von der Vorderseite aus mittelst eines oder mehrer Türflügel, später auch mittelst Schubladen seine Öffnung erhält.

Beide Hauptarten haben als Hausgerät Jahrtausende lang eine Rolle nebeneinander gespielt. Bis zur Spätrenaissance, d. h. etwa bis zur Zeit von 1580—1600 hat in Deutschland die Truhe das Übergewicht als eigentliches, wichtiges Aufbewahrungsmöbel, vom 16. Jahrhundert an aber trägt der Schrank den Sieg davon; im neunzehnten Jahrhundert wird die Truhe nur noch in bäuerlichen Kreisen, und da nur selten, neu gefertigt. Es wäre müßig über die Priorität von Truhe und Schrank zu streiten. Als eigentliches Möbel, d. h. als beweglicher Hausrat, wird der Kasten wohl als die frühere Form anzusprechen sein. Nicht nur als Aufbewahrungsort, sondern auch recht eigentlich als Transportmittel haben wir uns den Kasten und die aus diesem hervorgegangene Truhe zu denken. So haben sich denn auch, solange wir die Truhe zurückverfolgen können und soweit sie heraufrückt zu unseren Tagen, als unentbehrliche Zutat an den Schmalseiten die Handhaben

für die Fortbewegung erhalten. Schon der etymologische Zusammenhang des Wortes »Truhe« und »tragen« gibt ja die Zweckbestimmung klar wieder. Der Schrank dagegen ist, wie später des Weiteren noch auszuführen sein wird, kein Möbel im eigentlichen Sinne. Wie wir ihm bis zum heutigen Tage noch begegnen als Wandschrank d. h. als eingebautem Möbel, so haben wir ihn auch als solches entstanden zu denken; in primitivster Form als eine mit einer Tür verschließbare Wandnische.

Die ältesten erhaltenen Holzkasten und Truhen finden wir wieder in dem Lande, das die reichsten Schätze aus seiner uralten Kultur bewahrt hat, Aegypten, und zwar in seinen Holzsärgen, die freilich nicht als regelmäßige Parallelepipeda gebildet sind, sondern in den Seitenflächen, bisweilen auch im Deckel den Umrissen der menschlichen Gestalt folgen. Truhen des klassischen Altertums in Holz besitzen wir nicht, aber in den griechischen und römischen Steinsarkophagen dürfen wir mit demselben Recht eine Nachbildung des Steinhauses, als des Holzkastens in Hausform erblicken. Der allen Völkern auf früher Stufe innewohnende Zug in ihrem Gerät eine Nachahmung ihrer Wohnbauten zu geben — hier ist auf die mannigfachen Formen der vorgeschichtlichen Hausurnen zu verweisen — hat hier im Kasten und auch im Sarg genau dieselbe Rolle gespielt wie in der Keramik und in der Metallbildnerei (z. B. des mykenischen Zeitalters). Es ist daher gewiß kein Zufall, daß die im Wesentlichen stets beibehaltene Form der Truhe der einfachsten Form des Sarges, der Behausung der Toten, entspricht. Die Hausform der Truhe mit giebelförmig gestaltetem, abgeschrägtem Deckel ist eine verbreitete Art, die besonders bei kleineren Truhen und vor Allem beim mittelalterlichen Kästchen sehr beliebt war. Vielleicht spielt hier der Reliquienschrein, das Haus und der Sarg der Heiligen und Märtyrer oder eines Teiles ihrer irdischen Überreste, in der mittalalterlichen angewandten Kunst die Hauptrolle.

Die Kastenmöbel, so selten sie in wirklich guten und gut erhaltenen Exemplaren auch sind, haben doch, da sie der Gebrauch weit weniger zerstörte als die Ruhemöbel oder die Tische, sich in größerer Zahl erhalten und bilden in ihrer Gesamtheit nicht nur der Zahl, sondern auch dem künstlerischen Wert nach weitaus den wichtigsten Bestandteil der Möbelsammlung des Germanischen Museums. Im Nachfolgenden sollen aus praktischen Gründen zunächst die größeren, dann die kleineren Truhen, die Koffer, die Holzkästchen, die Schränke, die Schrankkombinationen und die Kommoden behandelt werden.

Die mittelalterlichen Truhen sind in unseren Sammlungen nur durch wenige Beispiele vertreten, wozu noch kommt, daß einige kaum deutscher, sondern wohl oberitalienischer Herkunft sind.

Die formale Entwicklung der Truhe ist ihrem Wesen nach als die eines im Innern nicht gegliederten Kastens — von den Versuchen darüber hinaus zu kommen wird noch zu reden sein — eine sehr einfache. Und insbesondere Deutschland ist über die Grundform des rechteckigen Kastens eigentlich nie recht hinausgekommen, wie das beispielsweise mit der italienischen geschnitzten

Truhe der Spätrenaissance und des Barock der Fall gewesen ist. Vielleicht auch deshalb, weil die Truhe im vornehmen und im Bürgerhaus zu der Zeit, wo sie in Italien ihre höchste künstlerische Vollendung als Prunkmöbel erhielt, gegenüber dem Schrank in Deutschland schon etwas in den Hintergrund zurückgetreten war. War doch, wohl auch unter Einwirkung der italienischen Renaissance, welche diesen Typus zur größten Höhe entwickelte, auch in Deutschland — wie die vielen Wappentruhen es klar dartun — vom 16. Jahrhundert an die Brauttruhe der Hauptvertreter der Gattung. Als solche, als Brauttruhe, hat sie besonders im bäuerlichen Leben bis ins 19. Jahrhundert, gewöhnlich in der modernen Kofferform, ein etwas kümmerliches Dasein im Norden und Süden unseres Vaterlandes fortgefristet.

Da der Deckel, mochte er giebelförmig, gewölbt oder horizontal sein, in der Regel keine wesentliche Verzierung erhielt, so blieben für diesen zu allen Zeiten nur die Seitenflächen übrig. Im Mittelalter, aber auch in der Renaissance, beschränkte zudem die ganz naturgemäße Sitte, die Truhen mit einer Langseite an der Wand aufzustellen, die Dekoration auf die beiden Schmalseiten und die vordere Seite, die eigentliche Schauseite. Daß zunächst, der primitiven Kastenform folgend, die Ausschmückung sich in reiner Flächendekoration bewegte, ehe man daranging — im wesentlichen erst in der Zeit der spätesten Gotik und der Renaissance — die Außenwände mit architektonischen Gliederungen zu versehen, ist einleuchtend. Die früheste Verzierung, die wir aus dem Mittelalter bei Holztruhen kennen, ist nicht in Holz ausgeführt, sondern wird durch die in regelmäßiger Musterung verteilten eisernen Beschläge erzielt.

Solange und soweit die Truhe als Transportmittel im engeren Sinne gebraucht wurde, war ja die einfachste Form mit rechtwinkligen aufeinander stoßenden Flächen die gegebene. Die üblichen Holzverbindungen gewährten aber weder gegenüber den Erschütterungen beim Verladen und beim Transport, noch auch den Öffnungsversuchen von fremder Hand genügend Widerstand, sodaß das Beschlagen mit eisernen Bändern sehr in Aufnahme kam und stets gebräuchlich blieb. Das Beschläge dieser Art verdichtete sich schließlich ähnlich wie bei den Türen derart, daß der ganze Kasten resp. die Truhe mit Eisen bezogen wurde, ebenso wie um den Holzkern zu schonen vom späten Mittelalter der eigentliche Reisekoffer (franz.: coffre = Truhe) mit Leder- oder Stoffbezug wenigstens für den vornehmen Gebrauch Sitte wurde.

Die feststehende Eigenschaft der Truhe, daß die obere Seite den zu öffnenden Verschluß bildete, bringt es natürlich mit sich, daß die aufzubewahrenden Gegenstände, wie heute noch im modernen Reisekoffer oder -Korb, soweit er nicht neuerdings mit herausnehmbaren Einsätzen versehen ist, übereinander aufgeschichtet werden mußten. Um zu einem im unteren Teil befindlichen Gegenstand zu gelangen, müssen infolgedessen die darüber liegenden Gegenstände herausgeräumt werden, ein Mißstand, der im seitlich vorn zu öffnenden Schrank, der noch dazu zur Anordnung von einzelnen senk- und wagrechten Abteilungen wie geschaffen ist, vermieden ist. Um wenigstens kleinere Gegenstände ohne viel Umstände verwahren bezw. herausnehmen zu können, wurden an einer oder mehreren Innenseiten der Truhe rinnen-

oder fachartige Behälter angebracht, manchmal schon früh mit kleinen wirklichen Schubfächern, auch Geheimfächern, die einen wenn auch minderwertigen Ersatz von Schrankfächern und Schubladen bieten konnten.

Als die Truhe im Verlaufe des Mittelalters nicht mehr so ausschließlich für weitere Transportmöglichkeiten ausgerüstet werden mußte, bekam sie als Auflager einen Untersatz. Während derselbe im Süden Deutschlands bis ins 16. Jahrhundert getrennt hergestellt wurde, sodaß die Truhe von ihm weggehoben und fortbewegt werden konnte, entwickelte sich im Norden die Stollentruhe. Entweder wurden die Seitenteile nach unten verlängert, sodaß seitliche Stollen entstanden, während vorne ein gerades oder ausgesägtes Brett angefügt wurde, oder Vorder- und Rückseite wurden dreiteilig gebildet und die schmäleren Seitenteile nach unten verlängert, sodaß die Stollen in der Axe der Längsseiten lagen. Der Grund zu der Maßnahme, die Truhen in der Regel nicht mit dem Behälter auf dem Boden aufstehen zu lassen, darf wohl in dem Bestreben gesucht werden, den Inhalt vor der Bodenfeuchtigkeit und vor animalischen Schädlingen zu sichern.

Das älteste Stück unserer mittelalterlichen Truhen ist eine in dunkel gebeiztem Eichenholz geschnitzte Truhenvorderwand (Fig. 59) welche von einer Truhe aus dem Rathause zu Dortmund stammen soll. Die beiden schmalen Seiten-

Fig. 59. Gotische Truhenvorderwand aus Dortmund.

teile, welche unten die schmucklosen Stollen bilden und deren Holz im Gegensatz zum Mittelteil senkrecht läuft, sind mittelst Nut und Feder und runden Zapfen an das Mittelteil gefügt. Einschnitte an der Innenseite zeigen, daß im Innern oben schmale Kästen, wie wir sie später noch des Näheren kennen lernen werden, angebracht waren. Das Mittelbrett ist in fünf rautenförmige Felder eingeteilt, die je eine stilisierte drachenartige Tiergestalt tragen. In den unteren Zwickeln ist zweimal die gleiche Tiergestalt, zweimal je drei Nadelholzbäume, deren Belaubung schachbrettartig geschnitten ist, und an den Seiten ein flammenartiges Ornament angebracht. Zwischen den Rauten erheben sich Fialen, aus den Rauten wächst stilisiertes Laub und den Grund bildet wieder das geflammte Ornament. Auf den Seitenteilen sitzt das Tier in einer Maßwerkarchitektur mit Fialen, resp. Türmchen. Die verhältnismäßig strenge und herbe Behandlung läßt erkennen, daß die Truhe dem Anfang des 15.

oder dem Ende des 14. Jahrhunderts angehört. Die Breite des Vorderteiles beträgt 168 cm, die Höhe inklusive der Stollen 75 cm.

Ebenfalls wohl noch dem 14. Jahrhundert angehörig ist das nächste Stück. Ganz einfach in Kistenform stellt sich diese Truhe dar, welche kirchlichen Zwecken gedient hat und daher auch der Sammlung kirchlicher Geräte einverleibt ist. Sie hat, wie manch anderes gleichartige Stück bis in die neuere Zeit zur Aufbewahrung eines Kirchenschatzes gedient. Ihre Bestimmung weniger als Möbel im engeren Sinne, denn als diebessicherer Aufbewahrungsort wertvoller Paramente zu dienen spricht sich in ihrer Schmucklosigkeit aus. Die Schmalseiten der rechteckigen Kiste bilden zugleich an den Ecken die Füße. An der Vorderseite und an den Seitenteilen ist sie mit eisernen Bändern beschlagen, die an den Seiten wagrecht, an der Vorderseite senkrecht laufen und jeweilig um die Ecken umgeschlagen sind. Die

Fig. 60. Gotische Truhe des 15. Jahrhunderts; tirolisch oder oberitalienisch.

Zahl der seitlichen wagrechten Bänder beträgt je fünf, die der vorderen aus der Unterseite hervorkommenden Bänder acht. Alle haben lilienförmigen Abschluß. Vorn ein einfaches gotisches Schloßblech. Das Material ist Eichenholz. Da der Deckel gar kein Beschläg zeigt, ist die Annahme einer Erneuerung desselben wohl gerechtfertigt. Höhe und Tiefe je 62 cm, Länge 182 cm. Da die Truhe aus dem Nürnberger Antiquitätenhandel erworben wurde (1891) dürfte sie wohl auch süddeutschen Ursprungs sein.

Einen besonderen Typus bilden ähnlich der vorstehend beschriebenen eine Art von hauptsächlich in Westfalen vorkommender mittelalterlicher Truhen. An ihnen sind die Holzteile ganz einfach kistenartig behandelt. Die verhältnismäßig hohen — ca. 40 cm — Füße werden durch schmale, nach unten verlängerte Seitenbretter der Vorder-, bezw. der Rückwand gebildet. Vorder- und Seitenwände und der Deckel sind ganz dicht mit schweren

eisernen Bändern beschlagen, die zwischen sich nur einen durchschnittlich etwa 3 cm breiten Raum freilassen. An den Vorderecken laufen die Bänder, je neun an der Zahl, wagrecht, an den Seiten je vier, und der Vorderseite 21, senkrecht, auf dem Deckel in der Richtung der Letzteren (30). Die Endigungen der mit großen rundköpfigen Nägeln befestigten Bänder bilden distelartige, stilisierte Blätter, in abwechselnd schmaler und breiter Form. Der Rand der Truhe sowie des Deckels sind ebenfalls mit schweren eisernen Bändern verkleidet, so daß sie den Eindruck großer Festigkeit und Sicherheit macht. Das schwere Schloß mit dem langen eisernen Bügel, das Schloßblech mit reichen ebenfalls in Blattformen durchbrochenen Scheiben an den Ecken und Seiten verstärken noch diesen Eindruck. Obgleich eine Stiftung aus Adelskreisen des Landes und dem Stil nach wohl dem 15. Jahrhundert angehörig, läßt die ganz außergewöhnlich gute Erhaltung in allen Teilen, die nicht die mindeste Spur einer Benutzung bemerken lassen, doch die Möglichkeit einer Nachbildung zu. An den vorderen Fußstollen des aus Eichenholz bestehenden Kastens befinden sich in zwei halbrunden Nischen mit Rundstabumrahmungen von einem Löwen, beziehungsweise Greifen gehaltene Wappenschilder in Schnitzarbeit. Die Maße sind 1,13 m Höhe, 0,73 Tiefe und 2,07 m Länge.

Von den gotischen Truhen ist die reichste und schönste die als Figur 60 abgebildete. Sie ist ganz in weichem Holz hergestellt. Die Vorderseite des Truhenkastens ist in vier Felder eingeteilt, deren Umrahmung Einlagearbeit in hellen und dunklen Hölzern in streng geometrischen, aber verhältnismäßig reichen Formen zeigt. Die Zeichnung der Maßwerkfüllung ist von großer Schönheit, die zwei mittleren Füllungen zeigen eine stilisierte Lilie, die seitlichen fensterartiges Maßwerk. Die seitlichen größeren Füllungen haben einen mit fischblasenartigem Maßwerk gefüllten Kreis als Hauptmotiv. Der dicke graubraune Ölfarbenanstrich, der jetzt die Füllung der Lade wie des Untersatzes bedeckt, ist kaum ursprünglich. Die Inneneinrichtung ist einfach: linker Seitenkasten und fünf kleine Schubladen unter einer seichten Rinne an der Rückseite. Über den Schubladen eingelegter Streifen, zwischen demselben sternartige Rosetten. Der Untersatz ist in derselben reichen Dekorationsweise behandelt. Die Stollen haben vorn und seitlich Fensterarchitektur. Die geschnitzten Füllungsfelder bilden hier drei Schubladen. Interessant ist beim Truhenkasten das technische Verfahren. Der Kasten ist auf Gehrung gearbeitet, die einzelnen Bretter sind stumpf aufeinander gestoßen. Die Füllungen sind direkt in die Truhenwände geschnitten. Das in Gehrung geschnittene Rahmenwerk — der glatte und der profilierte Teil ist aus einem Stück — ist dann aufgeleimt. Breite 189 cm, Tiefe 98 cm, Höhe 104 cm. Die Truhe ist in Tirol erworben und möglicher Weise südtirolisch. Dieselbe Truhenarbeit ist indessen auch in ganz Norditalien heimisch gewesen, so daß für die deutsche Provenienz kein schlagender Beweis vorzubringen ist.

Norditalienisch — in unserem Besitz, ebenfalls in Südtirol erworben — dürfte auch eine kleinere Truhe sein, von deren Art in allen bedeutenderen

Sammlungen und im Kunsthandel Exemplare sich finden. Bode in seiner Monographie über das italienische Möbel der Renaissance schreibt dieselben vorzüglich den Marken zu, allein auch bis nach Toscana sind sie vielfach verbreitet gewesen. Sie gehören wohl immer dem 15. und 16. Jahrhundert an. Von der großen länglichen italienischen Truhe (cassone) unterscheiden sich diese bis zur kleineren Kästchenform herunter vorkommenden Truhenkasten (cassa) durch ihre Verhältnisse. Bei verhältnismäßiger Tiefe sind sie weniger hoch und weniger lang als ihre vornehmeren Vettern. Der glatte rechtwinklige Holzkasten ruht in der Regel wie auch bei unserem ziemlich großen Exemplar auf einem profilierten Sockel, und der ganze Kasten auf Querleisten an den Enden, die gewöhnlich in einer Tierbildung mit Löwenköpfen oder Löwenfüßen endigen. Bei uns sind diese Leisten verschwunden und durch schlichte Holzriegel ersetzt. Der vorn kämpferartig profilierte,

Fig. 61. Tiroler Truhe; 15. Jahrhundert.

über den Kasten vorspringende Deckel zeigt die Besonderheit, daß seitlich an der Unterseite zwei starke balkenartige Querriegel angebracht sind, die sich an der Seitenwand bei geschlossenem Zustand vorlegen, ursprünglich jedenfalls dazu bestimmt eine gewaltsame Öffnung von der Seite, wo sich keine Schloßteile oder Bänder befunden zu erschweren. Vorn endigen dieselben in geschnitzten Löwenköpfen. Die Holzverbindung der kräftigen Kastenwände ist durch zahlreiche ganz eng auf einander folgende Schwalbenschwänze gebildet. Die Außenflächen tragen im Holz keine Verzierung als eine Anzahl dünner eingriefter Linien in der Nähe des Randes, die sich an den Ecken der Flächen demgemäß überschneiden. Innen am Deckel und an dem Kastenwerk sind schmale eingelegte Linien in zweifarbigem Holz zu sehen, an den Ecken und an den Langseiten durch eine Quadratverschlingung unterbrochen, Auf der Hirnseite der Wände sternförmige eingeschlagene Verzierungen und eingelegte kleine Füllungen. An den inneren Seiten- und der Rückwand ein kompliziertes Kastenwerk mit Schub- und Geheimfächern, das nur teilweise erhalten ist. Den bemerkenswertesten Zierrat dieses einfach vornehmen Möbels bildet

das Beschläge, das, wie bei den Italienern allgemein üblich im Gegensatz zur deutschen Sitte überall in das Holz versenkt ist. Die Charnierbänder des Deckels, sowie ein konstruktiv nicht nötiges mittleres Band, das in der Axe des Verschlußbügels liegt, haben runde gitterförmig durchbrochene Scheiben mit roter Sammtunterlage. Ebenso die beiden seitlichen und die fünf wohl mehr als Zier angebrachten vorderen Handhaben, sowie das Schloßblech des kunstvollen Schlosses mit Vexiervorrichtung. Die Truhe ist aus massivem Nußbaumholz hergestellt; der Deckel augenscheinlich stark abgehobelt. Die Truhe mißt

Die nächste, nicht sehr große Truhe (Fig. 61), deren Länge 132 cm, Tiefe 64 und Höhe 72 cm hat, zeigt schon durch ihr Material (Lärchen oder Zirbenholz) den oberdeutschen Ursprung an. Dieselbe ist auch in Tirol erworben und steht stilistisch der in Fig. 60 abgebildeten am nächsten. Ihre innere Einrichtung besteht in einem doppelten Fachwerk an der linken Seite. Vorder- und Seitenteile bilden in ihrer unteren Verlängerung den Untersatz,

Fig. 62. Sitztruhe; oberdeutsch; 15. Jahrhundert.

der hinten und seitlich gerade, vorn geschweift ausgeschnitten ist. Die Vorderseite enthält vier Füllungen mit Nachbildungen spätgotischer Maßwerkfenster. Die Zeichnung ist etwas geringer als bei der in Fig. 60 abgebildeten, aber immerhin von beachtenswerter Schönheit.

Sicher noch dem 15. Jahrhundert dürfte eine ebenfalls in weichem Holz angefertigte kleine Sitztruhe gehören, die als Auftritt zum Besteigen des Bettes gedient hat. Von Interesse sind hier die beiden Langseiten (Fig. 62), die in eigentümlich launiger Zeichnung flotte stilisierte Drachen auf der einen Seite, auf der anderen üppiges Rankenwerk zeigen. Auch hier dürfte Tirol das Ursprungsland sein. Die Arbeit ist sehr geschickt der Art der Technik, ausgehobener Grund mit dunkler Farbenfüllung, angepaßt, sodaß es zu den wirkungsvollsten Stücken dieser Art gehört. Die Höhe ist 47, die Tiefe 43,5, die Länge 131 cm.

Trotz der gotischen Formen doch schon sicher in das 16. Jahrhundert gehörend, ist eine weitere Tiroler Truhe aus Tannenholz nebst zugehörigem Untersatz (Fig. 63). Nur die durch aufgelegtes einfaches Rahmenwerk in drei Felder

geteilte Vorderseite ist verziert und zwar in der einfacheren Weise, dafs die Konturen der Verzierungen eingeschnitten, der Grund aber nur an wenigen Stellen ausgehoben ist. Das äußerste linke Feld stellt eine von Blumen umrankte Rosette, das mittlere einen auf einer Bank stehenden Blumentopf dar, dessen Zweige das Schlüsselblech umranken. Rechts das Wappen des Besitzers mit sehr reicher Helmdecke und dem Namen Hans Wieland. Leider sind von der früheren reichen Bemalung nur ganz schwache Spuren übrig geblieben. Im Innern links großer schmuckloser Kasten, an der Hinterseite Kastenrinne und darunter durch vier Schiebegitter verschließbarer Kasten. Das sparsame Blumenornament und die Füllungen und Gitter haben hier noch die ursprüngliche Bemalung in Rot, Grün und Weiß. An dem in üblicher Weise gestalteten Untersatz sind die Ornamentfüllungen mit ausgestochenem Grund her-

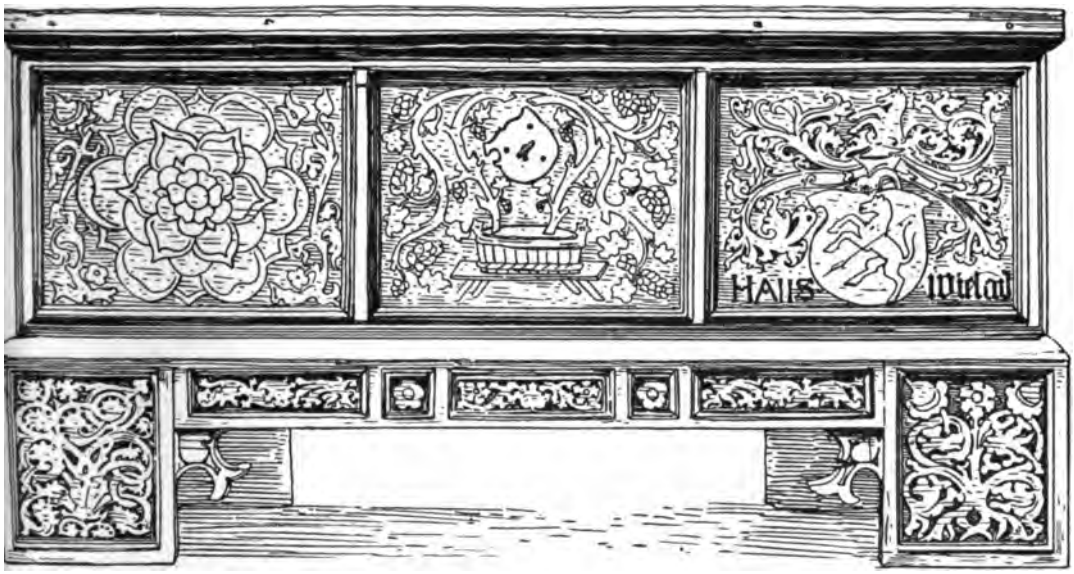


Fig. 63. Tiroler Truhe; 16. Jahrhundert.

gestellt, dieser selbst ist grünblau gefärbt. Die Ornamentzeichnung ist interessant, weil sie die Einwirkung der Renaissance auf das gotische Rankenwerk deutlich erkennbar zeigt. Die Maße sind 2,06 cm Länge, 0,79 m Tiefe und 1,05 m Höhe.

Von unbekannter Provenienz, aber doch vermutlich süddeutsch und zwar vom Ende des 15. oder dem früheren 16. Jahrhundert stammt eine große eichene Truhe mit Fußgestell. (Fig. 64. Höhe 1,11 m, Breite 1,87 m, Tiefe 0,78 m.) Die Truhe ist vorzüglich erhalten, auch in ihrer besonders reichen Innenausstattung. Der Truhenkasten selbst zeigt außer dem schönen großen Schloßblech und einem hübschen Maßwerkfries oben an der Vorderseite keine andere Verzierung als geometrische Einlegearbeit an dem die seitliche Umrahmung des Vorderblatts bildenden Pfosten. Auch der Deckel ist ganz einfach. Das Fußgestell hat am oberen schrägen Sims wieder Einlegearbeit in dem üblichen Zickzackfries, in den Füllungen der geschweiften Vorderseiten

liche Künstlermonogramm den Reformator der französischen Druckerkunst Geoffroy Tory, in dem sich Maler, Zeichner, Graveur, Drucker und Verleger in einer Person vereinigten. (Nagler, Monogr. II, Nr. 2617; III, Nr. 341.) Wir sind über die Lebensverhältnisse und Arbeiten dieses vielseitigen Mannes ziemlich genau unterrichtet durch die schon oben erwähnte, 1857 zu Paris

Abb. 9.

erschienene Monographie von Auguste Bernard, in der auf S. 175 auch unsere Holzschnitte — allerdings nur in aller Kürze — Erwähnung finden. Es geht daraus hervor, daß sie nach Illustrationen der auf der Pariser Nationalbibliothek unter Signatur ms. lat. Nr. 5887 aufbewahrten Originalhandschrift gefertigt sind. Dieses handschriftliche Exemplar der »Vitae duodecim vicecomitum Mediolani principum« hatte Iovius dem Dauphin Heinrich von Frankreich gewidmet, der seinerseits wiederum die Handschrift jedenfalls dem Robert Estienne zur Herausgabe überlassen hat. Die Illustrationen des

über Eck aufgeschlagen, mit Dreiblattendigung. Zwei längere ähnliche Bänder laufen vertikal von der Vorderseite, die außerdem ein großes gotisches Schloßblech ziert, zum Boden. Eine unten herumlaufende profilierte Leiste aus weichem Holz ist ebenfalls moderne Ergänzung. Interessanter als das Äußere ist das innere komplizierte Fachwerk, das außerdem auch die landesübliche diskrete Schnitzerei auf ausgehobenem Grund, mit teilweiser Bemalung in Rot, Grün und Blau zeigt. An der Rückseite in zwei Stockwerken eine Reihe von Schubfächern mit seitlich beweglichen Schiebern. Einmal der linke und einmal der rechte letzte Verschluß sind so angeordnet, daß durch einen Druck sich die Verschlüsse um einen Zapfen drehen und so die Ver-

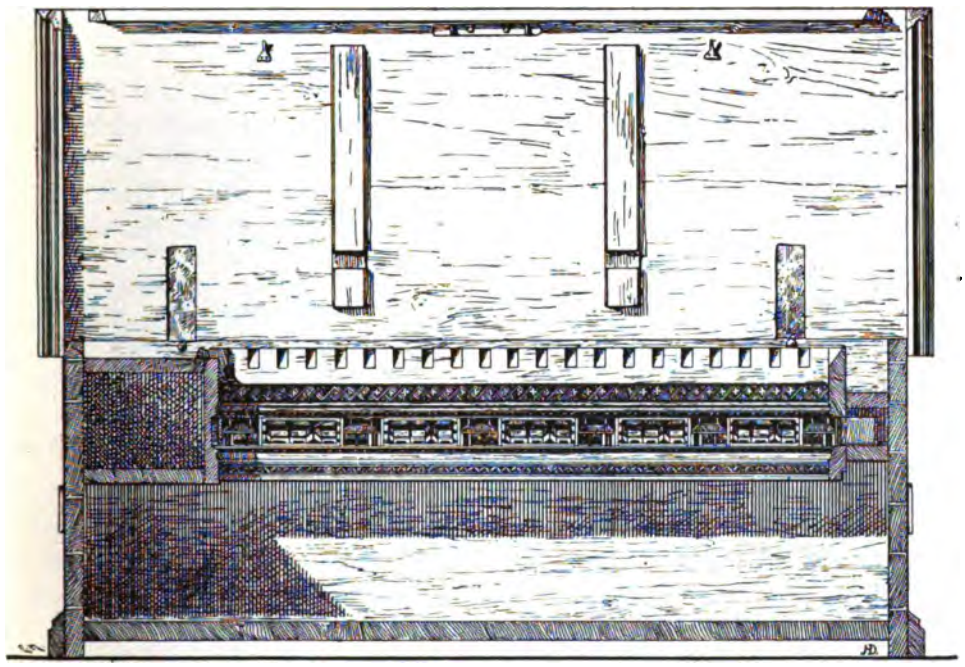


Fig. 65. Inneneinrichtung einer gotischen Truhe.

schiebung der übrigen Deckel ermöglichen. Die seitlichen Behälter — auch ein vollständiger doppelter, mittelst eines keilförmigen Brettes verchließbarer Boden ist vorhanden — sind oben durch in Vorder- und Rückwand eingezapfte Leisten versteckt, so daß erst diese beweglichen Leisten herausgenommen werden müssen, um zum oberen Verschluß zu gelangen. Der Boden der Kästen läßt sich allerdings auch öffnen, da er um in der Mitte der Axe befindliche Zapfen drehbar ist. Diese Geheimfachleidenschaft hat etwas kindliches an sich, denn irgendwelche Sicherheit werden diese versteckten Verschlüsse kaum geboten haben; die Mitlebenden kannten sie und bei einigem Nachdenken wird jeder einigermaßen kluge Mensch die Mechanik bald erraten. Obgleich die Formgebung noch gotisch ist, dürfte die Truhe doch erst dem späteren 16. Jahrhundert angehören. Ihre Dimensionen sind: Höhe 75,

Tiefe 65, Länge 167 cm. Der ursprüngliche Untersatz fehlt. Sie ist auf einem passendem, ebenfalls tirolischem, mit reicher ausgestochener Rankenschnitzerei aufgestellt.

Zwei Truhen ohne Fußgestell zeigen in ihrer ganzen Gestaltung große Ähnlichkeit. Daß sie gotisch wirken, das ist eigentlich nur die Folge ihrer sehr großen und schönen, auch konstruktiv beachtenswerten Schlösser. Es sind einfache, rechteckige Kasten, massiv aus Eichenholz hergestellt, die einzige Gliederung der Flächen bilden die zwei seitlichen Pfosten der Vorderwand, die mit geometrischem Einlegewerk geschmückt sind. Sockel und Deckelrand sind moderne Ergänzung. Bei der einen der beiden Truhen fehlt von dem Fachwerk innen der Teil an der Rückwand, die linke Seite zeigt, außen mit reicher und geschmackvoller Einlegearbeit geziert, zwei Kästen über einander, von denen der eine ein Schiebegitter als Verschluß zeigt. Im anderen findet sich die in Abbildung 64 wiedergegebene Einrichtung, die durch die Zinnenverzierung an dem rinnenförmigen Kasten besonders reich wirkt. Die schöne Einlegearbeit an den Schiebekästen, die wieder Kästchen in perspektivischer Ansicht darstellt, weist schon auf spätere Zeiten des 16. Jahrhunderts hin. Die erstere Truhe ist 78 cm hoch, 76 cm tief und 180 cm lang, die zweite je 73 cm hoch und tief, 192 cm lang.

Die bisher behandelten Truhen tragen in ihrer Formgebung, ihrer Verzierung und auch in der konservativ bis in späte Zeit beibehaltenen Art der Schlösser und des Beschläges das Stilgepräge der Gotik. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß ein größerer Teil der aufgeführten Truhen des Museums sicher dem 16. Jahrhundert, manche darunter wohl auch schon dem späteren Dezennien desselben angehören.

Wir kommen nun zu denjenigen, in denen die Renaissanceformen sich klar und deutlich aussprechen. Im wesentlichen der Truhe hat auch die Renaissance keine Änderungen hervorgebracht; sie hat sogar die Art des Aufbaus in den beiden Hauptrichtungen, der ober- und niederdeutschen, genau beibehalten. Ganz wenig hat, was doch nach Analogie der Zierformen nahe gelegen hätte, die italienische Truhe eingewirkt. Während diese in der Renaissance den mit der Truhe zusammenhängenden Fuß, gewöhnlich in der Zahl vier und in Gestalt von Tierbildungen oder deren Teilen bevorzugt, ist dieser Gebrauch in Deutschland gar nicht oder doch nur spät und selten (meist Kugelfüße) eingedrungen. In Süddeutschland hat der selbständige Untersatz, gewöhnlich mit mehreren Schubladen versehen, bis ins späte 17. Jahrhundert das Feld beherrscht, in Niederdeutschland ist die Verlängerung der ganzen oder von Teilen der Truhenwände, besonders in bäuerlichen Kreisen zur Erzielung von Stollen bestehen geblieben, daneben hat sich als Auflager die Sitte zweier am jeweiligen Ende der Truhe angebrachter, senkrecht zur Truhenaxe laufender, balkenartiger Hölzer mit Verzierung an der Hirnseite mehr und mehr eingebürgert, ebenso wie die Verwendung eines zwischen diesen Auflagern als Verbindung und Deckung des leeren Zwischenraums zwischen Fußboden und Truhe dienenden gezierten Brettes.

Im Gegensatz zur italienischen Hochrenaissance die durch bewegtere Linienführung, manchfache Gliederung an Kasten und Deckel über die Kistenform weit hinausging, ist man in Deutschland nie von derselben weggekommen. Trotzdem hat auch in Deutschland die Truhe dem Zug nach reicherer Dekoration sich angeschlossen, in Süddeutschland durch reiche architektonische Gliederung und Einlegearbeit in verschiedenen Hölzern; in Norddeutschland wo man stets dem altbewährten Material, dem massiven Eichenholz treu blieb, in reicher Schnitzarbeit. In Süddeutschland, wo ja in gewissem Sinne und nicht zum Vorteile der Baukunst der Schreiner, der Meister und Lehrer der Architektur wurde, herrscht die architektonische Bildung von Südtirol bis über den Main.

Nur schade, daß in diesen architektonischen Versuchen, die Kenntnis der deutschen Handwerker zu sehr auf der Oberfläche blieb; das was die süddeutschen Meister nicht als modischen Aufputz sich beilegten die Ornamentfüllung, die oft die reichste Phantasie und das feinste künstlerische Verständnis offenbaren, muß für manche andere Mängel entschädigen. Was die Süddeutschen einlegten, das schnitzten die Niederdeutschen; wären sie da bei rein dekorativen Schnitzereien stehen geblieben, so würde das besser gewesen sein. Aber das reiche, in den graphischen Künsten niedergelegte Vorbildermaterial des 16. Jahrhunderts reizte sie, wie ihre süddeutschen Brüder in die Architektur, in die figürliche Bildung und zwar in der anspruchsvollsten Art hineinzupfuschen. So wirken ober- und niederdeutsche Werke zwar beim ersten Anblick äußerst malerisch und reich, halten aber nicht ganz, was sie versprechen.

Von niederdeutschen Truhen der Renaissance besitzt das Museum verhältnismäßig wenig Exemplare in der Sammlung der Hausgeräte, die hier zunächst behandelt wird. Die große Zahl der unter den bäuerlichen Altertümern befindlichen Stücke, die weiter unten zur Sprache kommen, bilden daher eine willkommene Ergänzung. Aber die niederdeutschen Lande sind aus der Zeit der Hoch- und Spätrenaissance mit einigen sehr charakteristischen Stücken vertreten.

Das älteste derselben ist eine vermutlich aus Dortmund stammende große Truhe, die wohl noch der ersten Hälfte oder der Mitte des 16. Jahrhunderts angehören dürfte. Sie wurde in Westfalen erworben nachdem sie zuletzt in einem Archiv Verwendung gefunden hatte. Fig. 66 gibt ihr Bild. Das mächtige Möbel — seine Höhe beträgt 1,17, seine Tiefe 0,82 und seine Länge 2,06 m — hat einen, seiner Größe entsprechend reichen Aufbau, der fast schrankartig gemahnt. Auf einen getrennten Untersatz ist, wie bei allen niederdeutschen Truhen verzichtet. Zwei balkenförmige, kräftige Querhölzer an den Enden der Langseiten, vorn mit einfacher Rundstab- und Hohlkehlenprofilierung versehen und mit der Truhe fest verbunden, fungieren als Träger. Durch ziemlich weit ausladende, energisch profilierte Simse ist die Truhe nach ihrer Höhe in drei Stockwerke gegliedert, einen niedrigeren Sockel, dessen Binnenraum aber zum Truhenkasten genommen ist, und zwei gleichgroße obere Abteilungen. Die gesamte Einteilung besteht aus Rahmen und Füllwerk,

Fig. 66. Niederdeutsche Truhe aus Dortmund; 16. Jahrh.

Fig. 67. Niederdeutsche Truhe aus Bremen: Ende des 16. Jahrh.

das reich und gut profiliert ist. An den Seiten ein unteres schmales, darüber je vier hochrechteckige Felder, vorn im Sockel drei schmale liegende Rechtecke, darüber zehn annähernd quadratische Felder. Der Deckel hat in ähnlicher Weise sechs Felder. Während der letztere und die Schmalseiten nur schlichte Schreinerarbeit zeigen, sind die Füllungen der Vorderseite mit reicher Reliefschnitzerei bedeckt. Die drei unteren Felder zeigen eine Blattornamentfüllung mit einem Löwenkopf in der Mitte. Von den oberen zehn Feldern haben die beiden mittleren nur Blattornament, während die acht seitlichen inmitten des Blattwerks je ein Wappen zeigen. Die untergeschriebenen Namen nennen in der oberen Reihe als Wappenführer: Hane (Hahn), Svarte, Prume, Svarte, in der unteren Reihe. Lemgaw (Lemgo?), Schedinge (Scheidingen), Bersvort, Unna. Die drei Familien Svarte (Schwarze), Scheidingen und Bersvort gehören dem Dortmunder Patriziat an, die anderen ließen sich zunächst nicht bestimmen. Die Vermutung nach analogen Fällen dürfte wohl richtig sein, daß wir es hier mit einer Ahnenprobe auf einer Brauttruhe und zwar eines Paares aus den Familien Scheidingen und Bersvort zu tun haben. Die Ausführung der Ornamentreliefs ist in Zeichnung und Schnitzarbeit eine gleich vorzügliche, das Material Eichenholz. Die Gesamtgestaltung, die Einteilung der Vorderwand in mehrere Geschosse und in sehr viele Felder zeigt bei dieser Truhe eine gewisse Abhängigkeit von dem niederdeutschen Schranktypus, den wir später kennen lernen werden.

Die beiden nächst zu besprechenden niederdeutschen Truhen stammen aus Bremen; ob sie auch dort geschaffen, ist damit natürlich noch nicht gesagt, denn mit Ausnahme der ihren künstlerischen Wert bedingenden Vorderseiten dürften sie — und zwar nicht erst in jüngster Zeit — mancherlei Veränderung unterworfen worden sein. Ziemlich sicher nicht ursprünglich aber auch nicht modern sind die dachartig abgewalmten Deckel. Die eine der beiden Truhen gibt Fig. 67 wieder. Der Aufbau ist der echt niedersächsische. Zwei kufenartige Bretter springen als Untersatz vorn etwas vor, an der Vorderseite durch ein geziertes Vorderbrett verbunden. Hier ist ausnahmsweise bis auf die mit karyatidenartigen Hermen geschmückten seitlichen Pilaster die ganze Vorderfläche als ein Ganzes behandelt, während das untere Brett in drei Abteilungen mit Rollwerk, Löwenköpfen und Fruchtbündeln zerfällt. Die Seitenteile sind einfach durch Leisten in ein oberes schmal oblonges und zwei hochgestellte rechteckige Felder geteilt. Das Vorderblatt hat außer dem dasselbe umgebende Schriftband noch eine Umrahmung; seitlich von je einem reichgezierten, kandelaberartigen Aufbau, oben von Rollwerk mit Engels- und Löwenköpfen und Fruchtgebinden gebildet.

Die abgebildete Truhe gibt die Geschichte von Esther und Haman in der aus dem Bilde ersichtlichen figurenreichen Komposition wieder. Die seitlich und oben laufende Umschrift in niederdeutschem Dialekt lautet: ESTR ERES HERTEN QUAL LADDE DEN KEONINCK THOM AVENTMALE HAMAN WOLLDE VTHATE ERDENCKEN DAT MARDOCHE WORDE G(EHENKT). Links thront der König Ahasverus und neigt das Szepter zum Zeichen der Gnade gegen die Königin Esther. In der Mitte, etwas in den

Hintergrund gerückt, das Mahl Esthers mit dem König und Haman, weiter rechts wird Mardochai zu Pferde durch die Stadt geführt, zuletzt rechts der König thronend mit Mardochai(?) neben sich. Reiche Architektur in perspektivischer Anordnung bildet den Hintergrund. Im Vordergrund sind zahlreiche Figuren in der Zeittracht (1580—1600) unter das Gefolge und die Zuschauer gemischt. Das Ganze zeigt immerhin einen bemerkenswerten Grad von Sicherheit in der Komposition und der Beherrschung der Technik. Ganz rechts neben dem Thron steht ein junger Mann in Zeittracht, der mit dem Finger auf sich weist. Sollte der Künstler nach großen Mustern hier sein Selbstporträt gegeben haben? Die beiden Karyatiden halten je ein Wappen vor sich. Das Wappen links vom Beschauer zeigt drei Bienenkörbe auf einer Bank, das rechts drei gezackte Blätter. Es handelt sich der ganzen unheraldischen Aufmachung nach um kleinbürgerliche Wappen, die sich nicht feststellen lassen.

Die zweite Truhe entspricht in Form und Größe völlig der vorbeschriebenen, nur ist die Vorderseite nach Inhalt und Einteilung verschieden, und auch durch den Wert der figürlichen Schnitzereien. Diese sind erstens etwas später, dann in Zeichnung und Ausführung weitaus geringer. Das Vorderbrett hat wieder drei längliche Felder mit Rollwerk, Blumen und geflügelten Engelsköpfen. Diesen drei Feldern entsprechen drei gleiche am oberen Rand der Truhe, hier durch eine Art Karyatidenkonsolen getrennt. Über und unter diesem obern Band eine Inschrift folgenden Inhalts: »ALS HEFDT GODT DE WELDT GELEVET DAT HE SINEN EINGEBAREN SONE GAF VPDAT ALE DE AN EN GELOVEN NICHT VERLAREN WERDEN SONDER DAT EW(IGE LEBEN GEWINNEN)«. Den seitlichen Abschluß bilden auch hier Pilaster mit männlichen Kostümfiguren, die Schilde mit Hausmarken vor sich halten. Die untere größere Abteilung füllen fünf durch plumpe Karyatiden getrennte Szenen, die sich unter mit Rosetten und gezierten, facettierten Quadern gebildeten Arkaden abspielen. Sie stellen vor von links nach rechts: Adam und Eva im Paradies, Isaaks Opferung, Verkündigung Mariä, Geburt und Himmelfahrt Christi. Zeichnung und Ausführung ist roh handwerklich, so daß man die Truhe ebenso gut der bäuerlichen Kunst, in deren Abteilung wir ganz ähnliche Werke zu betrachten haben werden, zuweisen könnte. Die Schnitzereien gehören der Mitte des 17. Jahrhunderts an. Die auffällige Verschiedenheit der künstlerischen Qualität der Schnitzereien bei völliger Gleichheit der Truhen im Übrigen läßt den Schluß zu, daß dieselben im 18. oder im frühen 19. Jahrhundert in diese Form gebracht worden sind. Die Höhe beträgt je ungefähr 1,04, die Tiefe 0,85, die Länge 1,9 m.

Vom Rhein, wo die Truhe am Schrank wohl am frühesten einen übermächtigen Konkurrenten erhielt, besitzt das Museum nur ein kleineres Exemplar, das noch dazu durch seine Maße äußerlich einigermaßen einem niedrigem Schranke gleicht — es ist 0,65 m hoch, 0,47 m tief und 0,86 m breit — und nur durch den Klappdeckel sich als Truhe erweist. Deckel und Seitenflächen sind ganz glatt, und der Kasten steht auf zwei kufenartigen Quer-

balken. Die Vorderseite ist durch drei kannelierte senkrechte Bretter zweiteilig gestaltet. In den zwei dadurch gebildeten Füllungen Rankenfüllwerk, das oben sich volutenartig nach beiden Seiten legt. In der Mitte zwei fast frei geschnitzte Köpfe in Medaillons, wie wir sie später bei den Stollenschränken noch mehrfach finden und besprechen werden. Unter den Medaillons, auf einer Seite von zwei Sirenen gehalten, leere Wappenschildchen. Die nicht sehr feine Arbeit läßt auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts schließen.

Die oberdeutschen Truhen sind wesentlich stärker vertreten, als die norddeutschen und hier wieder ist es die Südmark, die dominiert. Es mögen zunächst diejenigen Stücke folgen, die am unmittelbarsten den italienischen Einfluß aufweisen.

Eine eigenartige und vielleicht die früheste Renaissancetruhe des Museums ist eine nach dem Vorbild Florentiner Cassoni des 16. Jahrhunderts geschaffenes Stück. Bekanntlich war seit dem vierzehnten Jahrhundert in Florenz die Ausschmückung der Brauttruhen durch Malereien Sitte und wir verdanken dieser eine ganze Reihe kostbarer und anziehender Werke. Im 16. Jahrhundert war freilich die Blüte der italienischen und der an ihrer Spitze stehenden Florentiner Truhenmalerei vorbei. Der Schöpfer unserer Truhe muß aber unbedingt gute welsche Vorbilder gesehen haben. Wenn nicht gewisse malerische Eigentümlichkeiten auf einen deutschen Maler als Verfertiger hinwiesen, würde wohl jeder Kenner bei nur flüchtiger Prüfung die Truhe als eine mittelmäßige italienische Arbeit ansprechen. Die Form der Truhe bietet kaum etwas Erwähnenswertes. Auf schlichtem, von vier Leisten gebildeten Sockel — das Material ist Fichten- oder Tannenholz — sitzt der eigentliche Truhenkasten. Ein einfaches Sockelprofil umfaßt ihn unten, wie am Deckel. Die Vorderseite zeigt eine weitere ähnlich profilierte Umrahmung, während Seiten und Deckel gänzlich schmucklos sind. Den mittleren gemalten Fries der Vorderseite umgibt ein gemalter Rahmen mit vier plastischen Zierscheiben in den Ecken und goldenen Arabesken auf grünblauem Grund. Grünblau ist auch die ganze Truhe gestrichen, während alle Profile vergoldet sind. Die zwei von dem genannten Arabeskenfries umrahmten Bilder erhalten durch ein Rundmedaillon mit den Köpfen Alexander des Großen und des Kaisers Nerva, offenbar nach Medaillen oder Cameen als Vorbildern gemalt, eine weitere Teilung. Das Bild links stellt in waldiger Landschaft das Urteil des Paris dar. Auf der linken Seite sitzt Paris mit dem Apfel links, rechts von ihm Venus, zwischen den beiden en face Merkur. Auf der rechten Seite, wie Venus völlig unbekleidet, Juno und Athene in einer Seelandschaft. Auf dem rechten Bild links findet eine bekleidete Frauengestalt die Leiche eines Kriegers, neben dem ein Schild liegt (Cephalus und Procris? Venus und Adonis?), rechts eine Frau, den Kopf desselben vor ihr liegenden Kriegers im Schoße haltend. Die Malereien sind von recht tüchtiger Qualität; um 1530—50 entstanden zeigen sie, wenn auch deutsch, eine genaue Kenntnis der italienischen Schule und sind, obgleich flüchtig hingestrichen, durch die Weichheit der Formen und Farbengebung den üblichen Vorlagen der deutschen Kleinmeister überlegen. Wo die Truhe, die zu den frühesten Beständen des

Musenms gehört, herstammt, ist nicht zu eruieren. Aber ihr süddeutscher Ursprung kann wohl kaum in Zweifel gezogen werden. Sie ist 0,57 m hoch, 0,53 tief und 1,79 m lang.

Ebenso wie die vorher beschriebene bemalte Truhe zeigt eine weitere geschnitzte aus Südtirol den Einfluß des benachbarten Italiens. Schon das Material, massives Nußbaumholz, bezeugt ihren südlichen Ursprung, ebenso die seitlichen Leisten am Deckel. Ohne Fuß oder Untersatz steht sie glatt auf dem Boden auf; der völlig glatte Deckel bei verhältnismäßig geringer Höhe (Höhe 50, Tiefe 55, Breite 156 cm) weist sie außerdem als Banktruhe aus. Unten und oben zeigt Kasten und Deckel einfache Profilierung, die Vorderseite zeigt Flachschnitzerei: zwei einander zugekehrte Sirenen, deren Hinterleib je in zwei große Blattwerkvoluten ausläuft. Zwischen den Sirenen ein barock gezeichnetes Wappenschild, das sich bisher der Bestimmung entzog. Die Zeit der Entstehung des hübschen, wenn auch nicht übermäßig fein durchgeführten Stückes dürfte um 1600 zu setzen sein.

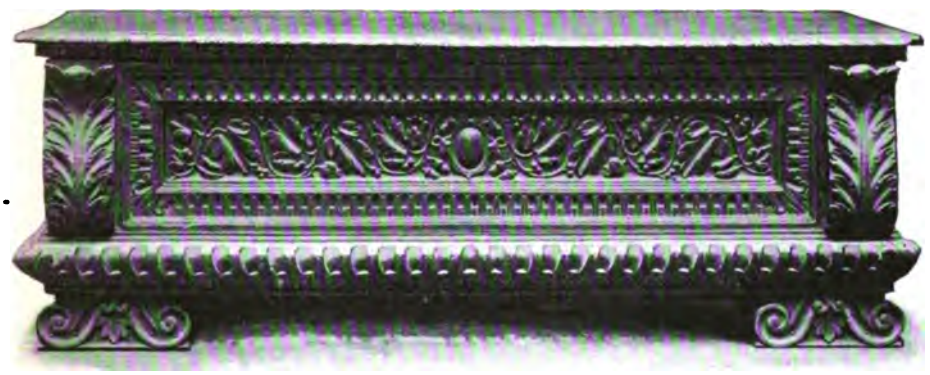


Fig. 68. Südtiroler oder oberitalienische Truhe; 17. Jahrh.

Südtirolisch und jedenfalls stark unter venezianischem Einfluß stehend ist eine massiv aus Nußbaum gefertigte Truhe, wie sie im Trentino nicht gerade selten zu finden sind. Fig. 68 mag von ihr einen Begriff geben. Die als umgestürzte Kompositkapitäle gebildeten Füße dürften schwerlich mehr die ursprünglichen sein und sind auch nicht mit der Truhe fest verbunden. Der Mittelfries der Vorderseite, neben anderen Profilierungen von einem Pfeifenornament umrahmt, zeigt eine geschnitzte, ziemlich trocken ausgefallene Blumenranke, seitlich zwei steil aufsteigende Blattwerkkonsolen. Den unteren Abschluß bildet ein vorspringender Wulst, den man, wenn der Ausdruck gestattet ist, mit einem negativen Eierstab bezeichnen könnte. Die Schnitzarbeit des jedenfalls dem 17. Jahrhundert angehörenden Werkes ist eine verhältnismäßig flotte und gute. Die Höhe beträgt 0,66 m, die Tiefe 0,67, die Länge 1,86 m.

Von den oberdeutschen Landen ist Tirol am stärksten vertreten. Der Truhentypus, den wir hier finden ist aber kein besonderer, sondern der in der Schweiz und in ganz Oberdeutschland gleichmäßig verbreitete. Die ober-

deutsche Möbelschreinerei nimmt in der Renaissanceperiode einen schon in der vorhergehenden auftretenden Dekorationszweig, die Fournierung und Einlegearbeit nun mit verdoppeltem Eifer auf. Wir werden das auch bei der Betrachtung der Schränke konstatieren können. Daß Tirol an erster Stelle steht, gibt einen Fingerzeig dafür, daß die Technik transalpin ist und die Denkmäler bestätigen dies. Aus der ursprünglich nur über bescheidene Flächen als Friese und Einrahmungen u. dergl. sich erstreckende Einlegewerk im engeren Sinne, das zunächst keine Fournierung, d. h. keine Verdeckung der ganzen Fläche durch dünn geschnittene Blätter edleren Materials kennt, entwickelt sich in Deutschland die letztere immer kräftiger. Der Grund ist wohl der, daß die Gebirgsländer wenig erstklassiges und astfreies Holz zu Möbelzwecken lieferte und daß man mit dem besseren und kostspieligerem Material möglichst spar-

Fig. 69. Tiroler Truhe; Ende des 16. Jahrh.

sam umgehen wollte. Die Freude am Kontrast, dann die gegenüber der Schnitzerei leichtere Technik taten ein Übriges. Zum Kunstwerk im engeren Sinne, wie in Oberitalien, wo die Intarsia die vornehmsten Künstler beschäftigt — es sei hier nur an Sa. Maria in Organo in Verona, oder an Sa. Maria maggiore in Bergamo erinnert, hat sich in deutschen Landen aber die Einlegearbeit nicht erhoben. Dafür zeigt sie im Ornament, das sich ganz selbständig deutsch im 16. und 17. Jahrhundert entwickelt, besondere Vorzüge. Die Tiroler Truhen haben, wie ja dies auch die schon früher beschriebenen gotischen Stücke teilweise zeigten, sämtlich getrennten Untersatz. Bei einigen fehlt er, offenbar durch die Länge der Zeit verdorben und in Abgang gekommen.

Die Tiroler Truhen haben meist eine zweiteilig angelegte Vorderseite, wie sie auch das vollständige, in Fig. 69 abgebildete Stück zeigt. Hier bilden drei schwach vorgekröpfte Pilaster die Gliederung, die sich durch eine herum-

gekröpfte profilierte Basis mit den gleichartigen Sockeln des Untersatzes verbinden. Die beiden Felder zwischen den Pilastern enthalten zunächst eine einfache Bogenstellung und in dieser, in mehrfarbigen Hölzern eingelegt, perspektivische Architekturansichten, wie sie allerdings in viel feinerer Durchführung viele oberitalienische Chorstühle und dergl. aufweisen. Zwei gleiche Architekturen, hier in rechteckigem Felde schmücken auch die Schmalseiten. Die Pilaster mit Sockeln und die Bogenstellungen sind mit ornamentalen Füllungen, an denen das spitze, langgezogene Blattwerk charakteristisch ist, versehen. Der Deckel ist in zwei Felder mit einfachen Füllungen geteilt und im einfach gegliederten Untersatz sind zwei Schubladen angebracht. Die Höhe nebst Untersatz beträgt 1,09 m, die Tiefe 0,66 und die Länge 1,76 m.

Die nächstfolgenden beiden Truhen, von denen die erstere in Bozen, die zweite in Salzburg erworben wurde, sind im Aufbau sehr ähnlich. Die erstere, Fig. 70, hat keine eigentliche Intarsien ist aber mit verschiedenen Hölzern schön fourniert. Die Front wird durch drei jonische Pilaster gegliedert. Dazwischen zwei breite Bogenstellungen, die hier durch ein besonders schön gemasertes Fournier von ungarischer Esche — ähnlich auch an den Seiten-

Fig. 70. Tiroler Truhe; um 1600.

teilen — gefüllt sind. Die Füllungen der Hauptpilaster, derjenigen der Bogenpilaster und die Bogenzwickel haben auf dem gemaserten Fournier aufgeleimte, in hartem Holz (Birnbaum?) geschnitzte Blattwerkfüllungen mit Delphinen. Zeichnung und Ausführung sind äußerst sauber und fein, so daß die Truhe, deren ursprünglicher Untersatz durch flachkugelige Füße ersetzt ist, als mustergültig bezeichnet werden kann. Die Höhe beträgt 0,75, die Tiefe 0,77 und die Länge 1,75 m. Der Deckel folgt mit drei Kröpfungen der Gliederung der Vorderwand und ist oben glatt und mit geometrischer Fourniereinteilung versehen.

Das zweite Stück ist ebenfalls durch drei jonische vorgekröpfte Pilaster, die aber schlanker gebildet sind und sich stark verjüngen, gegliedert. Zwischen ihnen doppelt gerahmte rechteckige Intarsiafüllungen mit Blumenvasen und Vögeln in bunt gefärbten Hölzern in ziemlich naturalistischer Zeichnung, die

auf schachbrettartigem, perspektivisch behandeltem Fußboden stehen. Die Pilaster und die beiden Füllungen des Deckels haben ebenfalls eingelegte Ornamentfüllungen. Diejenigen der Vorderseite sind von Schnitzwerk, Blatt- und Rollwerk, umrahmt. Die Truhe, deren Untersatz fehlt, ist 0,64 m hoch, 0,66 tief und 1,70 m breit. Während die ersteren beiden Stücke noch den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts angehören könnten, ist die letzte schon ins 17. zu setzen.

Eine der jüngeren im Museumsbesitz befindlichen Truhen ist die nächste. Auch hier ist der Untersatz und die Truhe in der Vorderwand ganz architektonisch gegliedert, und zwar dreiteilig. Im Untersatz vier vorspringende Sockel, in den dazwischenliegenden Feldern mit reich profilierten Rahmen umgebene Füllungen. An der eigentlichen Truhe springen über den Sockeln Pilaster vor, die mehrfach gegliedert sich von unten nach oben verstärken.

Fig. 71. Schweizer Truhe; 1. Hälfte des 17. Jahrh.

Über den Pilastern ein richtiges ganz durchlaufendes Gebälk, dessen Hauptgesims durch den profilierten Deckelrand gebildet wird. In dem mittleren der drei Zwischenfelder eine Bogenstellung, in den seitlichen je eine umrahmte, in den oberen Ecken verkröpfte Füllungen. An den Seiten finden sich je zwei reichere, auf dem Deckel zwei einfache umrahmte Füllungen. Den Hauptschmuck des in seinen Verhältnissen sehr glücklichen, in der Hauptsache aus Fichten- oder Tannenholz hergestellten, aber fast durchaus mit verschiedenartigen und -farbigen Hölzern fournierten Möbels bilden seine Intarsien. Einfach geometrisch in den Deckelfüllungen, reicher schon in den seitlichen, überziehen sie die Vorderseite in fast überreicher Fülle. Alle umrahmten Flächen sind mit reichsten Ornamentfüllungen überzogen, in jener barocken, dünnstrichigen Zeichnungsweise, wie sie im Süden dem gleichzeitigen nordischen Knorpelstil entsprach. Abgesehen von der, der ganzen Stilart innewohnenden Verfalltendenz, muß man dem Ver-

fertiger eine ausserordentlich sichere und gewandte Formensprache nachsagen. Auf den beiden seitlichen Feldern der eigentlichen Truhenvorderwand läßt er sein Rankenwerk aus Vasen entsprießen, in den übrigen Füllungen ist es frei entwickelt, stets untermischt mit Fratzenwerk, für das der fromme Tiroler die landläufige Teufelsvorstellung zum Vorbild genommen zu haben scheint. Im Fries des abschließenden Gebälks sind die Namen der Besteller zu lesen: Georg Herl, Maria Herlin, Cordula Mosburgerin. Unter der mittleren Bogenstellung: Anno 1631. Neben den Füllungen ist noch im gleichen Stile behandeltes, ausgesägtes und aufgeleimtes Ornament verwendet. Das vorzüglich erhaltene, weil vorzüglich gearbeitete Stück darf als Meisterwerk der Schreinerkunst der Spätrenaissance angesprochen werden. Die Höhe (nebst Untersatz) beträgt 0,96, die Tiefe 0,65 und die Länge 1,75 m.

Kein wesentlicher stilistischer Unterschied besteht zwischen den oben beschriebenen und der in Fig. 71 wiedergegebenen Truhe aus der Schweiz. Nur daß in diesem Falle die Wirkung eine noch unruhigere geworden ist. Die Färbung des Holzes verfügt über mehr Nuancen, insbesondere ist Grün, an einzelnen Stellen — im Kostüm der Mittelfigur auch Blau und Rot — verwandt. Um recht realistisch zu sein, ist das Quaderwerk durch Anbrennen der einzelnen Holztäfelchen schattiert. Die Einteilung der auf dem üblichen Untersatz stehenden Truhe ist wie gewöhnlich an der Vorderseite zweiteilig. Links und rechts je eine durch zwei Arkaden durchbrochene, gequaderte Mauerfläche, an den Seiten durch schmale Füllungen mit auf Sockeln stehenden Obelisken begrenzt, in der Mitte eine Art Portalbau, in der der glückliche Besitzer des Möbels, nach der Inschrift Johann Scherer 1651, ganz in der Art der Schweizerscheiben im Sonntagsstaate abkonterfeit ist. Die Arkaden im Mauerwerk sind mit gotischen Ornamentfüllungen in abwechselnder Farbengebung ausgefüllt. Die Zeichnung des Ornaments ist schon eine wilde. Die Profilierungen sind recht mäßig. Der Deckel zeigt oben einfache Rahmenfüllung. Der Untersatz in der Mitte mehrfach geschweift ausgesägt, hat links und rechts zwei kleinere Schubladen und einfachere meist geometrische Einlegearbeit, die sich durch ziemlich ungeschickte, zur eigentlichen Truhe nicht passende Anordnung auszeichnet. An den Seitenteilen sowohl der Truhe als des Aufsatzes sind Renaissancefüllungen, die stilistisch dem 16. Jahrhundert näher stehen, aufschabloniert. Die Maße sind 0,99 Höhe, 0,64 Tiefe und 1,94 m Länge.

Eine zweite, kleinere Schweizer Truhe, ungefähr aus derselben Zeit zeigt außer der ebenfalls sehr reichen Einlegearbeit fast gar keinen Schmuck. Auf einem ganz schlichten Postament mit mittlerer Schublade erhebt sich die eigentliche Truhe, deren Vorderseite in zwei Felder mit ovalen Ornamentfüllungen zerfällt. Die die Felder umrahmenden senkrechten und ziemlich breiten Felder sind ganz mit Ornament bedeckt, das einfach aber recht ordentlich gezeichnet ist. Sie ist 0,6 m hoch, 0,53 tief und 0,94 lang.

Von den oberdeutschen Truhen, die nicht aus Tirol stammen, hat die wichtigste aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende, Franken zur Heimat. Sie zeigt deutlich die Neigung zum Prunkmöbel und in der

reichen Architektur, welche die vordere Schauseite bekleidet, kann man füglich behaupten, daß sie zu der konstruktiven Einrichtung der Truhenkiste in ziemlichem Gegensatze steht. Der gesonderte Untersatz hat drei Sockelvorsprünge, auf denen dann auf nochmaligem niedrigem Postamente sich drei weitgestellte toskanische Säulenpaare aufbauen. Zwischen den Säulenpaaren in besonderer Umrahmung eine Ädicula mit von karyatidenartigen Figuren getragenen Giebeln. Zwischen den einzelnen Säulen der drei Paare ein aus Bogennische und Fenster darüber bestehender Aufbau. Über den Säulen ein Fries mit Wappen. Alle Flächen, alle Architekturteile, selbst die Säulenschäfte sind mit Einlegearbeit bedeckt. In den beiden Hauptnischen je eine figürliche Darstellung, Justitia und Fides, in den Bogennischen Vasen mit Blumensträußen, darüber in den viereckigen Öffnungen Masken. Ähnlich die ganz originell in eine große Zahl von Feldern eingeteilten Schmalseiten. Der Reich-

Fig. 72. Prachttruhe aus Franken; Ende des 16. Jahrh.

tum der Zierrate steht aber mit Erfindung und Ausführung nicht ganz in richtigem Verhältnis. Der Untersatz ist modern, offenbar nach dem alten Original getreu gefertigt, wobei die sicher im Original vorhandenen drei Schubladen weggelassen wurden, der Deckel, der in drei Felder ebenfalls mit eingelegten Füllungen zerfällt, stark restauriert. Die Truhe ist vermutlich von einem provinzialen Meister in Bamberg oder Forchheim angefertigt worden.

Die an dem oberen Fries angebrachten, ebenfalls in Einlegearbeit hergestellten sechzehn kleinen Wappen geben über den Besitzer und die Zeit der Herstellung keinen absolut sicheren Aufschluß. Man kann annehmen, daß die in der Mitte getrennte Reihe hier beginnt und nach links und rechts (vom Beschauer) die Ahnenprobe des Besitzerpaares darstellen soll. Die zwei mittleren Wappen sind diejenigen der Wiesenthau (links vom Beschauer) und Aufseß (rechts vom Beschauer). Von den mannigfachen Familienverbindungen

Mittelfrieses und die Ranken am Untersatz so flott und verständnisvoll behandelt, daß es auch dem Schreiner einer größeren Stadt alle Ehre machen würde (Fig. 82).

Etwas weiter östlich in das niedersächsische Gebiet führt uns die im Herrschaftszimmer des Fletts der im niedersächsischen Hause befindlichen Truhe aus der Diepholzer Gegend. In der Dönse des niedersächsischen Fletts steht zwar nicht die für die dortige Innendekoration so charakteristische Truhe, wie sie Baurat Prejawa in seiner Abhandlung über das niedersächsische Bauernhaus abbildet und beschreibt (Mitt. des Germ. Mus. 1903, S. 148) aber ein

Fig. 84. Truhe aus der Wilstermarsch 1809.

ebenfalls echt bäuerliches Stück (Fig. 83, abgebildet auch bei O. Lauffer, Die Bauernstuben des Germ. Museums, Mitt. des Germ. Mus. 1903, S. 39). Die unter dem Schlüsselloch mit J. M. L. 1769 bezeichnete Truhe gehört zum Typus der ostfriesischen Kufentruhe mit vierteiliger Vorderwand und schrägem Vorderbrett. In den Füllungen hoch herausprofilierte Achtecke. Am Vorderbrett und den Umrahmungen der Füllungen derbes, aber kräftig wirkendes stilisiertes Blattwerk und Rosetten. Aus der Truhe spricht wirklich die urwüchsig derbe Art des niedersächsischen Volkstums zu uns.

Den Beschluß der niederdeutschen Bauerntruhen mögen diejenigen aus den Elbmarschen bilden.

Eine besonders schöne Truhe kann das Museum aus der Wilstermarsch sein eigen nennen. Fig. 84 gibt dieselbe wieder. Sie weicht von dem sonstigen niedersächsischem Schema ebenso weit ab, als die Vierländer Brauttruhe. Der Kasten ist in seiner Vorderseite ganz frei behandelt. Zwei Hochfüllungen mit reich gekröpfter Umrahmung, enthalten in ihrer Mitte den jenen Marschgegenden eigentümlichen, in Bein eingelegten Stern, der auch in den Zimmervertäfelungen immer wiederkehrt. Außerdem wird die Vorderseite durch drei pfeilerartige Vorsprünge gegliedert, die zwischen Rocailleornament und Fruchtzieraten je einen nackten Knaben in hoher Reliefschnitzerei zeigen. In den Zwickeln der gekröpften Füllungen Blumenwerk und Vögel. Im Fries unter dem schwach gewölbten Deckel der Name des Besitzers Claus

Einen einfacheren ebenfalls oberdeutschen Truhentypus stellen die in weichem Holz und in Bemalung hergestellten Truhen dar, von denen das Museum zwei Exemplare besitzt. Das ältere aus dem Jahre 1595 stammende und in Fig. 73 wiedergegebene Stück, ist wie alle seines gleichen mit einfacher Architektureinteilung versehen. Sechs schlanke toskanische Säulen umschließen vier ganz einfache Bogenstellungen und in der Mitte ein schmäleres Feld ohne eine solche. An den Seiten je ein gleichartiges Säulenpaar mit einer breiteren Bogenstellung. Die Art der Behandlung und Bemalung läßt den Schluß zu, daß die letztere als Surrogat für die kostbare Einlegearbeit in verschiedenen Hölzern eintreten sollte. Abgesehen von den figürlichen und Wappenmalereien ist die Truhe in zwei Tönen, Dunkelolivgrün und Rotbraun gehalten. Die vier in den vorderen Bogenstellungen gemalten Wappen sind von links nach rechts (vom Beschauer) die der Dieden, Dragsdorf, Dalberg und Lyne, genannt Moren. Die beiden mittleren geben wohl das erste Besitzerpaar, die seitlichen die beiderseitigen nächsten Ahnen an. Da die drei erstgenannten Familien hessische sind, so ist damit das Ursprungsland der Truhe gekennzeichnet. Der in der Mitte stehende Schütze in charakteristischer Zeittracht, die Engelsköpfe in den Zwickeln vor Allem aber die an den Schmalseiten angebrachten Profilköpfe Pax und Fides zeigen die Hand eines recht tüchtigen Malers. Die Maße sind: Höhe 0,7, Tiefe 0,73 und Länge 1,87 m.

Einer einfacheren kleineren Truhe des 17. Jahrhunderts brauchen wir nur kurz Erwähnung zu tun. Sie ist aus weichem Holz schwarzbraun gestrichen. Ihr einziger Schmuck besteht aus einer sehr einfachen zweiteiligen architektonischen Gliederung der Vorderseite durch drei Pilaster. Zwischen diesen zwei gekröpfte Füllungen in denen in kleinem Maßstab zwei Wappen aufgemalt sind. Die Wappen sind diejenigen der Familie Tal und Adelshofen, von denen die letztere in bayrisch Schwaben im Gerichte Landsberg am Lech ansäßig war. Sie mißt 0,54 in der Höhe, 0,57 in der Tiefe und 1,68 m in der Länge.

Das jüngste Stück der Truhen, soweit sie der Sammlung der Hausgeräte angehörig, entstammt dem bayerischen Schwaben und zwar dem Allgäu. Es kann sich mit den vorbeschriebenen Tiroler Truhen, wie auch den Schweizer Truhen, in keiner Beziehung messen. Im Aufbau ist es diesen insofern gleich, als es einen gesonderten Untersatz hat, der vorn in fünf Felder geteilt und in der Mitte geschweift ausgesägt ist, aber keine Schubfächer enthält. Die Vorderfront ist zweiteilig angelegt, so daß neben einem schmalen Mittelfeld je zwei knopfartig gedrehte Säulenpaare ein breiteres umrahmtes Feld umgeben. Die Zwischenräume zwischen den Säulen, die umrahmten Felder und der Mittelstreifen, sowie die Füllungen des Untergestells sind mit ziemlich schwach gezeichnetem Rankenornament, das ausgesägt und aufgeleimt ist, geziert. Der äußerlich reiche und günstige Eindruck der Truhe vermag bei näherer Prüfung nicht standzuhalten. An den Schmalseiten in Einlegearbeit zwei aus durchgesteckten Quadraten gebildete Sterne. Als Entstehungszeit kann das Ende des 17. Jahrhunderts gelten. Die Maße sind 0,89 Höhe, 0,70 Tiefe und 1,67 m Länge.

Bildnis von G. Pencz in der Grossherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe.

DAS ANGEBLICHE HIRSCHVOGEL-PORTRÄT VON G. PENCZ IN KARLSRUHE.

VON FRIEDRICH H. HOFMANN.

Mit einer Tafel und fünf Abbildungen im Text.

Nach Dürers und Holbeins Tod hat wohl kaum einer der deutschen Maler der Renaissance wieder ein Bildnis geschaffen, das dem berühmten Porträt eines älteren Mannes von der Hand des Georg Pencz in der Kunsthalle zu Karlsruhe an die Seite gestellt werden dürfte. Trotz der hervorragenden künstlerischen Bedeutung des Bildes, trotzdem Wappen (Abb. 1) und Alter des Dargestellten und das Jahr der Anfertigung auf dem Bilde selbst angebracht sind, ist es jedoch bis jetzt nicht gelungen, über die porträtierte Persönlichkeit authentische Aufschlüsse zu erhalten. Meist geht das Gemälde in der älteren Litteratur als das Porträt eines »Goldschmiedes« oder aber eines »Münzmeisters«, eine naheliegende Deutung, da der Mann ein Zängchen — nicht Zirkel, wie man häufig lesen kann — in der Hand hält, und im Hintergrunde eine große Goldwage aufgestellt ist. Erst ganz neuerdings ist ein Versuch gemacht worden, die Persönlichkeit festzustellen, indem man das Bild als Porträt des Nürnberger Glasmalers Veit II. Hirschvogel in Anspruch genommen hat [1]). Gegen diese Taufe sprechen jedoch gewichtige Gründe, die im Folgenden klar gelegt werden sollen.

Im Hintergrunde des Karlsruher Bildes ist an der Wand des Zimmers über der Goldwage ein Zettelchen angebracht mit der Inschrift: »Da man 1545 jar zelt, was ich 53 jar alt«; dieser Cartellino enthält auch das aus G. und P. bestehende Monogramm des Malers. Aus dieser Inschrift ergibt sich somit als Geburtsdatum des Dargestellten 1492. Nun steht aber das Geburtsjahr des jüngeren Veit Hirschvogel ganz einwandfrei fest. Aus der eigenen Grabschrift des Meisters, einem wohl kaum anzuzweifelnden authentischen Dokument, geht hervor, daß er 1487 geboren wurde [2]). Die Grabschrift dieses Epitaphs im Johannisfriedhof in Nürnberg hat folgenden Wort-

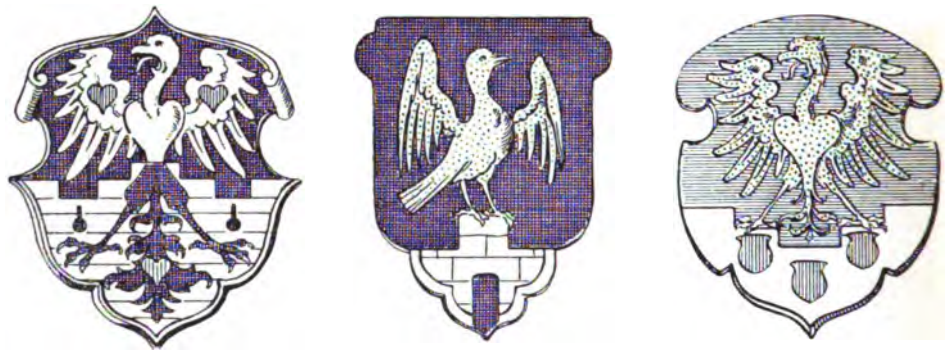
1) Koelitz, Katalog der Gemäldegallerie der großherzogl. Kunsthalle in Karlsruhe, Karlsruhe o. J., S. 55, Nr. 130. Der Direktion der großherzogl. Kunsthalle bin ich für gütige Unterstützung sehr zu Dank verpflichtet.

2) Vgl. dazu Rettberg, Nürnberger Briefe zur Geschichte der Kunst, Hannover 1846, S. 136. Lochner, Des Johann Neudörfer Nachrichten von Künstlern und Werkleuten in Nürnberg; Quellenschriften für Kunstgeschichte etc., X., Wien 1875, S. 150.

laut: »Veit Hirschvogel der ander, welcher ein Glasmaler, und 27 Jar Stat-Glaser gewesen verschid an Sanct Görgen Abent In 1553. Jar seines Alters 66. Jar«[3]). Das Datum 1487 wird auch durch Friedrichs Untersuchungen über die Genealogie der Hirschvogel als Geburtsjahr Veits II. vollauf bestätigt[4]).

Somit ist die Angabe des Karlsruher Katalogs über die Lebensdauer des jüngeren Veit Hirschvogel (1492—1553) eine ziemlich willkürliche zu Gunsten der Bildtaufe und mit den historisch feststehenden Tatsachen nicht in Einklang zu bringen. Schon aus diesem Argument geht bis zur Gewißheit hervor, daß in dem Karlsruher Porträt nicht Veit II. Hirschvogel dargestellt sein kann.

Aber auch das auf dem Karlsruher Bild angebrachte Wappen ist von dem der Hirschvogel vollständig verschieden. Allerdings kommt das Hirschvogel-Wappen in 3 Varianten vor. Das älteste, das Wappen des Patriziergeschlechts, ist ein redendes Wappen, ein Hirsevogel oder Grünfink[5]), ein



1. 2. 3.

Abb. 1. Wappen auf dem Porträt in der Kunsthalle zu Karlsruhe. Abb. 2. Wappen des Nürnberger Patriziergeschlechts Hirschvogel. Abb. 3. Gebessertes Wappen des Augustin Hirschvogel.

naturalistisch gebildeter goldener Vogel im schwarzen Felde, auf der Zinne einer silbernen Mauer stehend[6]). (Vgl. Abbildung 2.) In dieser Blasonierung findet sich das Wappen z. B. in allen Geschlechterbüchern der Stadt Nürnberg[7]). Auch über dem berühmten Kamin im Hirschvogel-Saal in Nürnberg ist es in dieser Form angebracht[8]). Wesentlich von diesem Wappen ab-

3) Trechsel, gen. Großkopff, Verneuertes Gedächtnis des Nürnbergischen Johannis-Kirch-Hofs, Frankfurt und Leipzig 1736, S. 318. Ob die Inschrift heute noch vorhanden ist, vermag ich augenblicklich nicht festzustellen.

4) Friedrich, Augustin Hirschvogel als Töpfer, Nürnberg 1885, S. 5.

5) Grimm, Deutsches Wörterbuch, 1877, Sp. 1572.

6) Siebmacher-Fürst, Das erneuerte Teutsche Wappenbuch, Nürnberg 1657, II, 158.

7) Die Abbildung des Hirschvogel-Wappens (Abbildung 2) ist gezeichnet nach einem Nürnberger Geschlechterbuch von ca. 1625 in der Bibliothek des bayr. Nationalmuseums, IVa 538, fol.

8) Abbildung bei Biede, Der Hirschvogelsaal, Nürnberg 1903.

weichend ist das Wappen der Glasmalerfamilie Hirschvogel, lediglich der Rumpf eines Vogels (Adlers?), von zwei Sternen begleitet[9]). Tinkturen weiß ich nicht anzugeben. Man hat auf Grund der Verschiedenartigkeit der Wappen die Zugehörigkeit der Glasmaler zu dem Patriziergeschlecht angezweifelt, eine Frage, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Die dritte Variante ist das Wappen des Augustin Hirschvogel, das dem Meister von dem damaligen römischen König Ferdinand »gebessert« wurde[10]). Es zeigt nach dieser »Besserung« einen heraldisch stilisierten goldenen Adler im blauen Felde über einer silbernen Mauer, die mit den drei roten Schildchen des sog. Künstlerwappens belegt ist. (Vgl. Abb. 3.)

Eine weitere Variante des Hirschvogel-Wappens, die Friedrich irrtümlicher Weise anerkennt[11]), dankt wohl nur einem Versehen O. T. von Hefners ihr Dasein. Wahrscheinlich urteilt Hefner nach einer schlechten Abbildung des Patrizierwappens sehr flüchtig, wenn er angibt, das Wappen der Familie sei ein goldener Adler auf silbernem Dreiberg im schwarzen Feld[12]). Die Zuweisung dieses Wappens an den Glasmaler Veit I. Hirschvogel vollends ist ein direkter Irrtum, denn dieser führte, wie erwähnt, nur das Wappen mit dem Vogelrumpf.

Man sieht, keines dieser drei Hirschvogel-Wappen stimmt mit dem Karlsruher Wappen überein. Am meisten Ähnlichkeit hat noch das gebesserte Wappen des Augustin Hirschvogel mit dem heraldischen Adler und den drei Künstlerschilden. Dieses Wappen wird wohl auch für die Taufe des Karlsruher Bildes bestimmend gewesen sein. Wie jedoch einerseits aus der Tatsache, daß dieses Wappen erst Augustin Hirschvogel in Wien von König Ferdinand verliehen wurde, andererseits aus dem oben erwähnten Grabstein der Familie Hirschvogel auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg hervorgeht, hat der Nürnberger Zweig der Glasmalerfamilie dieses Wappen nie geführt, nie führen können; also kann es auch nicht als Wappen Veits II. in Anspruch genommen werden. Damit fällt wohl die Theorie der Übereinstimmung beider Wappen ohne Weiteres! Zudem ist auch die Annahme kaum zulässig, daß bei einem Porträt und besonders bei einem derartigen Meisterstück eine solch tiefgreifende Entstellung des Wappens vorgekommen sein kann. Und

9) Trechsel a. a. O. S. 318. — Abb. bei Bösch & Gerlach, Die Bronze-Epitaphien der Friedhöfe zu Nürnberg, 1890 ff., Tafel 67, 2. Aus dieser Abbildung ist zu ersehen, daß Trechsel irrt, wenn er hier von einem »Schild mit einem Schildeshaupt« spricht; was er nämlich für das Schildeshaupt hält, ist lediglich ein Inschrifttäfelchen mit der Inschrift: »Feyt Hirschfogell · Glasser: 1520.«, hat also mit dem Wappenschild selbst nicht das Geringste zu tun.

10) Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates vom 16.—19. Jhdt., I., Wien 1844, S. 288. Abbildung auch auf dem Porträt des Augustin Hirschvogel bei Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch, I, Nr. 937. — Dazu vgl. Friedrich a. a. O., Tafel II und VII und Camesina, Augustin Hirschvogels Plan der Stadt Wien vom Jahre 1547, Wien 1863.

11) a. a. O. S. 3.

12) v. Hefner, Siebmachers großes und allgemeines Wappenbuch, V, Nürnberg 1857, 1, Tafel 6.

selbst wenn wir an einen Irrtum oder eine Nachlässigkeit bezüglich der figürlichen Darstellungen glauben würden, hinsichtlich der Tinkturen des Wappens kann der Maler ganz unmöglich so unbekümmert gewirtschaftet haben, daß er Schwarz für Blau (beim Feld), Weiß-Schwarz statt Gold (beim Adler) setzen durfte. Es wird also wohl kaum noch ein Beweis nötig sein für die Behauptung, das Wappen auf dem Karlsruher Bild ist weder das Veits II., noch das sonst eines Mitgliedes der Familie Hirschvogel.

Wem gehört nun aber das Karlsruher Wappen an? Umfängliche Recherchen, die s. Z. H. Eyth, Zeicheninspektor in Karlsruhe, in dem Kgl. Kreisarchiv in Nürnberg und dem Kgl. Allgem. Reichsarchiv in München anstellte, führten zu keinem definitiven Resultat. Das Kgl. Allgem. Reichsarchiv mußte

Abb. 4. Epitaph des Georg Herz im Germanischen Museum.

damals mitteilen, daß »das auf dem fraglichen Gemälde angebrachte Wappen sich hier weder auf Siegeln Nürnberger Urkunden aus der betr. Zeit findet, noch in einigen aus der ehemaligen Habel'schen Sammlung stammenden Wappenbüchern, die zum Teil speziell Nürnberger Familien behandeln. Die meiste Ähnlichkeit weist immerhin noch das Hirschvogel'sche Wappen auf, doch fehlen ihm nach allen hier vorliegenden Überlieferungen die charakteristischen roten Herzen«[13]).

Und doch ist das Wappen das einer Nürnberger Familie, deren Angehörige sogar angesehene Ämter im Dienste der Stadt bekleideten. Im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg wird ein Bronze-Epitaph aufbewahrt[14]),

13) Manualakt des Kgl. Allgem. Reichsarchivs in München, Nr. 5264 rot.

14) Katalog der im germanischen Museum befindlichen Bronzeepitaphien des 15.—18. Jahrhdts., Nürnberg 1891, Nr. 23. Vgl. dazu Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum I, 1886, S. 218.

das in einem Dreipaß drei Wappen enthält; von diesen ist das oberste — wie ohne weiteres aus einem Vergleich der Abbildungen 1, Seite 72 und 4, Seite 74 erhellt — mit dem Karlsruher vollkommen identisch.

Aus der bekannten Publikation des Pfarrers Trechsel über den Johannis-Friedhof in Nürnberg läßt sich nun nachweisen[15]), daß zu diesem Wappen eine rechteckige Tafel mit folgender Inschrift gehörte: ANNO DNI M:DXXXVI : DEN XVII : IANVARII STARB DIE ERBAR FRAV SIBILLA IORG HERTZIN DER GOT GENAD. ANNO DNI M : D : XLVII : DEN XIII : AVGVSTI STARB DIE ERBAR FRAV BARBARA IORG HERTZIN DER GOT GENEDIG SEI[16]). Aus der heraldischen Anordnung der Wappen geht weiterhin hervor, daß das obere Wappen das des Jörg Herz darstellt, des Gatten der beiden Frauen Sibylla († 1536) und Barbara († 1547). Das Wappen ist also teilweise wenigstens ein redendes.

Nachforschungen nach diesem Jörg Herz im Stadtarchiv Nürnberg blieben leider resultatlos[17]). Dagegen fand sich im Kgl. Kreisarchiv manches aufklärende Material. Jörg Herz war Bürger von Nürnberg; er wohnte »an der alten Ledergasse«. Bereits Ende Oktober 1524 wurde er vom Rate der Stadt als Vertreter des erkrankten Münzmeisters und Wardeins zum Münzordnungstag nach Eßlingen gesandt. 1537 erscheint er als städtischer Münzkürner. Als solcher wurde er anfangs der fünfziger Jahre nach Joachimstal geschickt. Jörg Herz starb im Oktober 1554; er war dreimal verheiratet gewesen. Sein ältester Sohn und Amtsnachfolger war Sebald Herz, der in einen langwierigen Erbschaftsprozeß um Haus und Werkstatt mit seinen Geschwistern verwickelt wurde[18]).

Sebald Herz (Hertz) wird ferner als »Nurmbergischer sonderbarer Wardein« 1560 (6. März) genannt in dem »Abschied und Handlung des Fränckischen Reichs-Kreiß-Tags zu Nürnberg das Münz-Weesen betreffend«[19]). Am 3. Mai 1562 bei dem Münz-Probations-Tag zu Nürnberg ist er jedoch nicht mehr im Dienste der Stadt, »nachdem ein erbar rath hie zu Nurmberg iren sonderbaren probirer geendert, und an Seboldten Hertzen statt einen andern angenommen und presentirt, nemblich Lucaßen Walther«[20]). Einen Paul Herzer, Goldschmied, finde ich 1547 in Nürnberg[21]); er ist wohl auch ein Mitglied

15) a. a. O. S. 647.

16) Der Text der Inschrift nach dem Katalog der im germanischen Museum befindlichen Bronzeepitaphien, Nr. 24.

17) Gütige Mitteilung des Herrn Archivrats Dr. E. Mummenhoff in Nürnberg.

18) Ratsverlässe und Ämterbücher der Stadt Nürnberg; die Notiz über das Sterbejahr aus der Abschrift eines Totenbuches. Gütige Mitteilung des Königl. Kreisarchivs Nürnberg.

19) Hirsch, Des Teutschen Reichs Münz-Archiv, Nürnberg 1756, I, 416.

20) Ebenda II, 5. — Gebert (Geschichte der Münzstätte Nürnberg, 1890) kennt weder Sebald Herz, noch Lucas Walther; über die dienstliche Stellung des Münzkürners zu Münzmeister und Wardein ist hier ebenfalls nichts zu finden.

21) Hampe, Nürnberger Ratsverlässe über Kunst und Künstler; Quellenschriften zur Kunstgeschichte XI, 1904, Nr. 3031, 3033. Ob der ebenda Nr. 3404 erwähnte Goldschmied Sebastian Hetzer (1552) gleichfalls hieher gehört, wage ich nur andeutungsweise zu streifen. Später (im 17. Jhdrt.) finden sich ebenfalls Goldschmiede mit dem Namen Herz (Herzer) öfters in Nürnberg.

Die jüngsten der bemalten Truhen sind diejenigen des Egerlandes, die wohl ziemlich hoch in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hereinreichen. Bei beiden Truhen ist, wie bei der Mehrzahl der süddeutschen Truhen, der alten Tradition folgend, der Truhenkasten vom Aufsatz abnehmbar. Freilich in den dürftigen, wenn auch heutzutage wieder besonders beliebten Formen der Biedermeierzeit. Der einfache Rahmen steht auf vier schlanken, vierseitigen Pyramiden. Die Malerei bei diesem Stücke, bei der helles Blau und Rot vorwiegt, ist wie bei der Mehrzahl der Egerländer Möbel, von großer, wenn auch stark handwerklicher Geschicklichkeit. In den Rahmen der Füllungen an den Schmalseiten und auf dem Deckel sind ganz flüchtig, aber wirksam Blumengewinde hingemalt. Die beiden Füllungen der Vorderwand haben außerdem weniger gelungene staffierte Landschaften.

Nordböhmisch ist auch die in Fig. 92 abgebildete Truhe. Der Untersatz folgt nach dem alten Renaissanceschema. Die flotte, lustige Blumenmalerei, die in lebhaften Farben sich von einem blaugrünen Grunde abhebt, ist auf dem Bild in ihrer Wirkung natürlich nur zu ahnen.

Es ist ein weiter Weg, den wir mit den bäuerlichen Truhen durch eine Zahl von deutschen Gauen — sämtlich sind sie leider nicht vertreten — zurückgelegt haben. Wie und wie verschieden das Volk fern von Kulturzentren die Formen eines Möbels und seine Verzierung auffaßte, ist interessant. Aber auch wie von Nord nach Süd und umgekehrt kleine Übergänge von einem Stamm vom andern sich finden lassen, während Fühlen und Geschmack des Südens und Nordens andererseits von einer unüberbrückbaren Kluft getrennt wird.

dargestellt ist, wurde — wie bereits erwähnt — schon seit langem erkannt. Die Goldwage im Hintergrund und die sogen. Kornzange (molette) in der Hand des Porträtierten sind die deutlichsten Anhaltspunkte für diese Erklärung. Mit diesen Emblemen stimmt auch die amtliche Eigenschaft des Jörg Herz als Münzkürner der Stadt Nürnberg aufs befriedigendste überein.

Nun findet sich aber in der reichhaltigen Sammlung »von Nürnbergischen Porträten«, die G. W. Panzer veröffentlicht hat[22]), ein Schwarzkunst-Blatt in 4° verzeichnet mit der Unterschrift: Georg HERTZ, Gemmar. Norib. Obiit Anno 1554. G. F. fec. Um zuerst den Verfertiger des Blattes festzustellen, der sich mit seinen Initialen G. F. nennt: es ist Georg Fenitzer, der gegen Schluß des 17. Jahrhunderts eine lange Reihe mehr oder weniger guter Bildnisse von Nürnbergern herausgab; als Künstler ist er nicht eben von Bedeutung. Ein Exemplar dieses Stiches bewahrt die Porträtabteilung der Kgl. Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung in München; auch im Germanischen Nationalmuseum befindet sich das Porträt. Es zeigt in ovalem Rahmen das Brustbild eines Mannes in mittleren Jahren mit starkem Vollbart, nach rechts gewendet; bekleidet mit Pelzschaube und Barett; die linke Hand liegt auf der Brust. Die Unterschrift, die Panzer ziemlich genau kopiert hat, lautet: GEORG HERTZ GEMMAR : Norib: Obyt Anno 1554. Rechts unten: G. F. fec. (Vgl. Abb. 5, S. 76.) Die Bezeichnung »Gemmar.« ist selbstverständlich Abkürzung von gemmarius und bedeutet einen »Juwelier«. Wenn auch der amtliche Titel eines Münzkürners auf dem Stich fehlt, so ist es doch zweifellos, daß wir es hier mit einem Porträt unseres Jörg Herz zu tun haben; das Todesdatum 1554 beseitigt vollends etwaige Bedenken.

Und in der Tat, vergleichen wir den Stich Fenitzers nun schließlich mit dem Karlsruher Porträt, so fällt sofort viel Gemeinsames in die Augen, besonders der starke hängende Schnurrbart, die große gebogene Nase. Schlagend allerdings ist die Übereinstimmung beider Bilder nicht, vielleicht nicht einmal genügend, ohne weitere Belege eine Identität der beiden dargestellten Persönlichkeiten zu konstruieren. Dabei müßten allerdings immer noch die so verschiedenen künstlerischen Qualitäten beider Porträts ein gewichtiges Wort mitreden! Nachdem aber doch einmal alle übrigen Tatsachen so überraschend zusammenstimmen, schließt nun gerade Fenitzers Stich die Kette der Beweise, indem er wenigstens der Möglichkeit einer Identität nicht widerspricht. Wir dürfen also mit Sicherheit in dem Karlsruher Bild ein Porträt des 1554 gestorbenen Nürnberger Münzkürners Georg Herz erkennen.

22) Beytrag zur Geschichte der Kunst oder Verzeichnis der Bildnisse der Nürnbergischen Künstler, Nürnberg 1784, S. 25. Vgl. dazu Panzer, Verzeichnis von nürnbergischen Porträten, Nürnberg 1790, S. 101.

ZU DÜRERS STICH B. 98.

VON ALFRED HAGELSTANGE.

Die Dürer-Forschung der letzten Jahre hat den Nachweis geliefert, daß unser Künstler nicht der tiefsinnige Denker und grübelnde Philosoph war, als den man ihn früher, namentlich unter Hinweis auf einige schwer zu deutende Stiche, hinzustellen beliebte. Nachdem es Conrad Lange gelungen war, den vielumstrittenen Stich B. 71 (das Meerwunder) als Illustration einer der vielen damals allenthalben grassierenden Sagen und Wundermären nachzuweisen, fand Giehlow in einer Dichtung des Poliziano das wortgetreue Textvorbild der sogenannten großen Nemesis (B. 77). Einen Schritt weiter brachte uns Paul Weber, der in seinen »Beiträgen zu Dürers Weltanschauung« die Frage nach der Deutung der Idee in Ritter, Tod und Teufel, Melancholie und Hieronymus im Gehäus eingehend behandelt hat. Volle Zustimmung fanden jedoch seine Ausführungen nur, insoweit sie sich auf das erste dieser drei Blätter erstrecken.

Weber geht da insofern über Hermann Grimm hinaus, als er dessen Auffassung, der Stich sei durch das Enchiridion militis christiani des Erasmus veranlaßt worden, nur als halbe Wahrheit gelten läßt; denn das Ideal des christlichen Ritters reicht, wie er in engster Fühlung mit den litterarischen Erzeugnissen der religiösen Geistesrichtung der Zeit nachweist, bis auf die deutsche Mystik des 14. Jahrhunderts zurück. Das Thema lag sozusagen in der Luft, und Dürer schöpfte aus der gleichen Quelle wie Erasmus, der für den Titel seiner Schrift sicherlich kein neues geflügeltes Wort prägte.

Was die nun wieder zu Ehren gekommene Bezeichnung Grimms, die unter dem Banne des Trilogie-Gedankens wieder mehr in den Hintergrund getreten war, noch annehmbarer macht, ist der Umstand, daß diese Benennung auch den Vorzug alter Überlieferung genießt. Die Belegstelle, die man für diesen Zweck herangezogen hat, findet sich im zweiten Teile von Sandrarts Teutscher Akademie (S. 233) und lautet: »So ist . . . auch der Christliche Ritter . . . mit so vielen Seltsamkeiten erfüllet, und die darinnen befindliche Bilder . . . in klein dermassen naturäl, daß wann sie gleich Lebens groß,

selbige nicht natürlicher seyn könten.« Einen weiteren und noch etwas älteren Beleg fand ich im Register eines im Besitz der Freiherrl. von Scheurl'schen Familie befindlichen Stammbuches von 1664. Es ist dies ein prachtvoll geschriebener, aufs feinste ausgestatteter Foliant, der mit verschiedenen eingeklebten Kupferstichen und Holzschnitten Dürers, Cranachs und anderer Meister geschmückt ist. Das orientierende Register des umfangreichen Bandes (Germ. Mus. Bibliothek: Sch. 276[a]) verzeichnet den auf S. 80 eingeklebten Stich B. 98 folgendermaßen: »Geistliche Ritter mit dem Tod und Teuffel oder gespenst Reutter Philipp Rinck Nürnbergischer Einspenninger 1513«. Durch das hier gewählte Wort »geistlich«, das als Gegensatz zu »weltlich« gedacht ist, kommt die der Darstellung zugrunde liegende Idee noch präziser zum Ausdruck, als es in der Bemerkung Sandrarts geschieht.

Charakteristisch ist übrigens, daß auch hier wieder der Einspenniger (d. h. Geleitsreiter) Rinck erwähnt wird; und es dürfte wohl außer Zweifel sein, daß der Volksmund unser Blatt schon gleich bei seinem Erscheinen zu einer Illustration der über diesen Reitersmann kursierenden Fabeln und Wundermären gestempelt hat; eine Deutung, die von Dürer, wenn auch nicht vorausgesehen, so doch vielleicht gar nicht unliebsam empfunden wurde, da sie ja seiner Schöpfung eine weitgehende Verbreitung auch in jenen Kreisen garantierte, die weder für den hier zugrunde liegenden mystischen Gedanken noch für dessen künstlerische Formulierung eine Empfindung hatten, sondern in dem Blatte lediglich die sensationelle Illustrierung einer von Mund zu Munde gehenden Schauergeschichte sahen.

LITERARISCHE NOTIZEN.

Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz (1617—1680). Von Dr. Karl Hauck. Leipzig. Verlag von Breitkopf & Härtel. 1903. 334 SS. 8.

Dem zweiten Gründer der Rhein-Neckar-Stadt hat der rührige Mannheimer Altertumsverein in diesem vierten Bande seiner »Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz« ein würdiges Denkmal gesetzt. Der neue Biograph Karl Ludwigs, Dr. Karl Hauck in München, dem wir bereits eine Geschichte der Stadt Mannheim zur Zeit ihres Übergangs an Baden (1899 in der gleichen Sammlung erschienen) verdanken, hat namentlich auch die mannigfachen Schätze des Münchener Haus- und Staatsarchivs heranziehen können. Das an Enttäuschungen reiche Leben eines deutschen Fürsten während des großen Krieges und nach demselben zieht in den vier gehaltvollen Kapiteln des Buchs — Karl Ludwigs Jugendjahre — K. L. als Reichsfürst — K. L. und seine Verwaltung — K. L. als Persönlichkeit — an dem Leser vorüber. Der Verfasser bemühte sich mit Erfolg, auf grund seiner umfassenden Quellenstudien, das Charakterbild seines Helden, das mehr von der Parteien Haß als von deren Gunst verwirrt in der Geschichte schwankte, in rechte Beleuchtung zu setzen, des Kurfürsten Thun und Lassen und jene widrigen Zeit- und Lebensverhältnisse, deren Zwang und Ungunst er jeweils unterliegen mußte, in gerechter Weise gegen einander abzuwägen. Zu einer solchen billigeren Beurteilung Karl Ludwigs beizutragen wird die vorliegende Darstellung an erster Stelle berufen sein. Zudem aber kann das auch durchaus angenehm lesbare Buch jedem etwas bringen, den die »Kulturgeschichte« des 17. Jahrhunderts auch nur einigermaßen zu fesseln weiß. Der stattliche Band ist mit zwei Autotypie-Porträts des jugendlichen und des alternden Kurfürsten geschmückt.

Papsturkunden des 12., 13. und 14. Jahrhunderts aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg mit einer historischen Skizze des venetianischen Klosters Brondolo. Von Jos. Knöpfler. S.-A. aus dem Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft XXIV (307—18, 763—85).

26 unedierte Papsturkunden, von denen 19 dem venetianischen Kloster Brondolo bei Chioggia, 2 anderen italienischen Gotteshäusern und 5 deutschen Empfängern angehören, hat Dr. Joseph Knöpfler am kgl. allgemeinen Reichsarchiv in München aus den archivalischen Beständen des Germanischen Museums zusammengestellt und sie in mustergiltiger Weise ediert und kommentiert. Der Wiedergabe der Texte hat er einen beachtenswerten Abriß der Klostergeschichte von Brondolo vorangestellt. Mit seiner sorgsam vorbereiteten Herausgabe unserer noch ungedruckten Papsturkunden hat Knöpfler ein willkommenes Gegenstück geliefert zu den in diesen Blättern früher schon erschienenen Publikationen der Kaiserurkunden des germanischen Museums (vgl. Mitteilungen des G. N.-M. 1890 S. 3, 30, 73, 97 und 1898, 21—36). — Wenigstens kurz hingewiesen sei an dieser Stelle auf einige ergänzende Noten Kehrs zum gleichen Thema: Hist. Jahrb. XXV, 435. HH.

Meisterwerke der Kunst und des Kunstgewerbes vom Mittelalter bis zur Zeit des Rokoko. 100 Tafeln in Lichtdruck, direkt nach den Originalen aufgenommen, mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. Hans Stegmann, Konservator am Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg. Lübeck 1904. Verlag von Bernhard Nöhring.

Die vorliegenden drei ersten Hefte lassen erkennen, daß es sich um eine Publikation vornehmsten Stils handelt. In vortrefflichen Lichtdrucken großen Formats werden auserlesene Werke deutsche Plastik und deutschen Kunstgewerbes, Gebiete, die in den übrigen Kunstpublikationen recht stiefmütterlich behandelt werden, einem größeren Kreise erschlossen. Ein kurzer Text begleitet die Bilder, in dem das Wesentliche des Werks angegeben und knapp und prägnant auf seine künstlerische und kunstgeschichtliche Bedeutung hingewiesen wird.

Ernst Fischer, Die Münzen des Hauses Schwarzburg. Ein Beitrag zur Landesgeschichte der Fürstentümer Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt. Mit 16 Lichtdrucktafeln. Heidelberg 1904. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Der vorzüglich durchgearbeitete, 666 Nummern zählende Katalog der Münzen und Medaillen, mit Einschluß der Kippermünzen, bringt außer den ausführlich und knapp gefaßten Lebensdaten der Münzherren, sehr sorgfältige Münzbeschreibungen und bei selteneren Stücken zuverläßige Angaben über Fundort, Herkunft und gegenwärtige Besitzer. Wie dieser Ernst Fischer'sche Katalog der erste ausführliche über dieses ganze Gebiet ist, so dürfte er schwerlich so bald übertroffen werden können. — Der Katalog, der übrigens auch typographisch und durch die vielen Abbildungen in Lichtdruck eine sehr erfreuliche Erscheinung bildet, wird durch einige sehr willkommene historische Aufsätze zur Geschichte der Schwarzburger Grafen und Fürsten, des Wappens u. A. zu einem Handbuch, das der Historiker der sächsisch-thüringischen Staaten und Häuser immer mit sicherem Erfolg wird benutzen müssen. W. B.

Urkunden zur Entstehungsgeschichte der ersten Leipziger Grosshandelsvertretung. Der erste Leipziger Handlungsgehilfenverein. Herausgegeben von der Handelskammer zu Leipzig. Verfaßt von deren Bibliothekar Siegfried Moltke. Mit mehreren Abbildungen. Leipzig. In Kommission bei der Buchhandlung von A. Twietmeyer. 1904.

Nachdem Siegfried Moltke vor einigen Jahren in seiner Geschichte der Leipziger Kramer-Innung einen sehr inhaltreichen Beitrag zur Leipziger Handelsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts gebracht, bietet er in den beiden hier angezeigten Arbeiten, die sich auf eine große Reihe urkundlicher Materialien stützen, einen wissenschaftlichen Beitrag zur Handelsgeschichte Leipzigs im 17. und 18. Jahrhundert. Die Arbeiten Moltkes stellen eine sehr erfreuliche wert- und grundbietende Bereicherung der handelsgeschichtlichen Forschungen dar und der Leipziger Handelskammer, als der Herausgeberin des sogar mit farbigen Tafeln geschmückten Werkes werden die Freunde und die Vertreter handelsgeschichtlicher Darstellungen zahlenden Dank wissen. Dr. E. W. B.

John Ruskin. Ausgewählte Werke in vollständiger Übersetzung. Bd. XI—XV: Moderne Maler. Leipzig. Eugen Diederichs. 1902/4. 8°.

Die mit gerechtfertigtem Beifall aufgenommene Ruskin-Publikation des verdienstvollen Diederichs'schen Verlags schreitet rüstig voran. Der vor kurzem erschienene 5. Band der »Modern Painters« beschließt die erste deutsche Ausgabe dieses epochemachenden Erstlingswerkes, das Ruskin bekanntlich zur Rechtfertigung Turners schrieb, und in dem er uns eine Ästhetik des Impressionismus gegeben hat, wie sie eingehender und lebendiger kaum gedacht werden kann. Man glaubt einen brausenden Lobgesang auf die ewige Schönheit und Vollkommenheit aller Werke Gottes zu hören, wenn man dieses Buch liest, das mit einer grenzenlosen Ehrfurcht vor allen, selbst den geringfügigsten Schöpfungen der Natur geschrieben ist, und das gerade durch die, ich möchte sagen, an-

dächtige Liebe, die fast aus jedem Worte spricht, uns zu einem ästhetischen Genuß an der Landschaft und ihren einzelnen Teilen einladet, wie er bloß stillen, heiteren Menschen mit offenem Auge und warmen Herzen in den seltenen Stunden glücklicher Ruhe und andachtsvollen Genießens zu teil wird.

Und neben dieser Ehrfurcht vor dem Kleinsten ist es noch etwas anderes, was unsere Sympathie und unser lebhaftes Interesse wachzuhalten imstande ist: ich meine die überzeugende Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die wie aus allen Worten Ruskins so ganz besonders aus dessen Ausführungen über die modernen Maler herausklingt. Man merkt, daß das Werk aus einem inneren Zwang heraus geschrieben ist, daß es im festen, unerschütterlichen Glauben an die künstlerischen Offenbarungen eines Mannes abgefaßt ist, dem von vielen Seiten bitter Unrecht geschah. »Ich hörte«, sagt Ruskin im Vorwort »wie Falsches als Wahrheit verkündet wurde und war gezwungen, es zu verneinen. Nichts anderes wäre mir möglich gewesen. Ich wußte nicht, was die Folge meines Beginnens sein werde oder ob ich überhaupt dazu berufen war; aber ich sah die Lüge prahlerisch inmitten meines Weges stehn, und es gab keinen Pfad um sie herum, nur über sie hinweg.«

Zwischen dem ersten und letzten Worte des fünfbändigen Werkes liegt eine Zeitspanne von siebzehn Jahren, innerhalb deren das seltsame Buch gewachsen ist wie ein Baum, dessen frischgrüne Zweige vom alternden Stamme gar wesentlich verschieden sind. Was Wunder, wenn sich ein steter Wechsel in Anschauung und Urteil ergibt, der vielleicht diesen oder jenen Leser abschrecken wird, andererseits jedoch auch wieder als Beweis dafür gelten kann, daß die Überzeugung jedesmal wahr und echt gewesen ist, weil sie stets mit einer solchen Schärfe und Prägnanz zum Ausdrucke kommt, daß sie eine spätere Einschränkung oder Modulierung unmöglich macht und lediglich einen strikten Widerruf als Kennzeichen des fortgeschrittenen Urteils verträgt. »Jede wahre Überzeugung ist lebendig und zeigt ihr Leben dadurch, daß sie der Nahrung und des Wachstums fähig ist, und somit auch des Wechsels.«

Es würde zu weit führen, wenn man beginnen wollte, das Monumentalwerk in seinen einzelnen Teilen richtig zu charakterisieren und entsprechend zu würdigen. Nur auf eine Stelle im letzten Bande soll noch besonders verwiesen werden, wo der Versuch gemacht wird, das Wesen großer Künstler aus dem Charakter der Landschaft, der sie entstammen, zu erklären. Ruskin kommt da (S. 313) auch auf Dürer und dessen Heimat zu sprechen, die er künstlerisch folgendermaßen bewertet: »Der Baustil Nürnbergs ist stark überschätzt worden. Der Reisende, der ein paar Tage in Nürnberg weilt, wird von dem altertümlichen Aussehen der Straßen entzückt sein. Diese Wirkung wird aber hauptsächlich durch die Vorrats- oder Speicherfenster hervorgerufen, die an den Dächern angebracht sind. Fast jedes Haus hat mindestens ein kühn vorspringendes Giebelfenster, an dessen Dach eine Winde zum heraufziehen von Waren befestigt ist; der untere Teil dieses stark überhängenden Daches ist immer reich geschnitzt; das Muster dieser Arbeit ist weniger fein, als von bedeutender Wirkung. (Um Raum für die Waren zu gewinnen, fallen die Dächer steil ab; die anderen Giebelfenster sind reich geschnitzt, jedoch durchweg von Holz. Die meisten sind vermutlich erst einige hundert Jahre nach Dürer entstanden. Auch viele der Erker und Bogenfenster an den Fassaden sind von Holz und stammen aus neuerer Zeit.) Zwischen diesen Bauwerken, die gewissermaßen noch modern zu nennen sind, finden wir nicht selten solche, die an den Ecken Türmchen zeigen und den echten gotischen Stil des 15., einige auch des 14. Jahrhunderts aufweisen. Die bedeutendsten Kirchen Nürnbergs sind fast dieselben geblieben wie zu Dürers Zeit. Der gotische Stil, in dem sie gehalten sind, ist weder edel noch reich (obwohl die Verzierungen an den Fassaden so gearbeitet sind, daß sie in der Entfernung wie sorgfältig gearbeitet wirken). Die Größe der Kirchen ist gering, ihr Innenraum ist armselig, mit roher Arbeit und schlechtem Verhältnis im Flächenmaß. Von Interesse sind nur die fein ausgedachten Steinhauarbeiten in den Ecken, und das zart verschlungene Eisenwerk; die Maurerarbeiten sind aber von denkbar schlechtestem Geschmack und überdies nicht einmal fein in der Ausführung. Die Muster in Eisenarbeit und anderem Metall verdienen

zum größten Teil hervorgehoben zu werden; so ist der Altar von Fischer*) in der St. Sebalduskirche bedeutend und braucht den Vergleich mit italienischer Arbeit keinesfalls zu scheuen.

Obwohl sich Nürnberg gewiß nicht mit irgend einer großen Stadt Italiens oder Frankreichs vergleichen läßt, so hat es dennoch etwas, das ihm ganz allein zu eigen ist, nämlich den Zug freiwillig eingeschränkter, zufriedener, altmodischer Häuslichkeit. Es wäre eitle Hoffnung gewesen, irgendwelche erstklassige Malerei, Bildhauerei oder Dichtkunst von dieser wohlgeordneten Gemeinschaft kleiner Gewerbetreibender zu erwarten. Aber sie waren gemütvoll und vertrauenswürdig, sie hatten eine spielende Einbildungskraft und ehrlichen Stolz. Es gibt in ihrer Stadt keine übertriebene Pracht und keine tiefe Schönheit; dagegen finden wir dort eine phantasiereiche Traulichkeit, vermischt mit einigen Elementen von Schwermut, von Kraft und auch von Anmut.«

Sicherlich eine in den meisten Punkten durchaus zutreffende Charakteristik, die sich in gleicher Weise frei hält von ersterbender Bewunderung wie kleinlich nörgelnder Tadelsucht und ein interessanter Beleg dafür ist, wie Ruskin selbst dort, wo er nur vorübergehend auf Tage verweilte, den Organismus der Landschaft sowie den Charakter ihrer Menschen und deren Kunst mit scharfem Künstlerauge in sich aufzunehmen verstand. Alfred Hagelstange.

*) Gemeint ist natürlich das Sebaldusgrab. Ob dies Versehen sowie die falsche Schreibweise des Namens Vischer auf das Conto Ruskins oder seines Übersetzers geht, kann Referent nicht beurteilen, da ihm der englische Text nicht vorliegt.

Die Burgen in Niederhessen und dem Werragebiet. Mit 67 Zeichnungen. Von Ernst Happel, Ingenieur. Marburg 1903. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. VIII und 159 S. 8.

Das Büchlein, welches das Interesse zu befriedigen sucht, welches heute den Burgen in höherem Grade wie früher entgegengebracht wird, hat mehr die Bedeutung eines Führers. Als ernstes wissenschaftliches Werk kommt es weniger in Betracht. Es begnügt sich mit auf eigener Anschauung beruhenden Beschreibungen der Burgen, wie sie sich aus den Überbleibseln erklären, und fügt ihnen einen kurzen, meist dem vierbändigen Werk von G. Landau über die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer (Cassel 1832. 1833. 1836. 1839) entnommenen geschichtlichen Abriß an. Als Erläuterung des Gesagten dienen einfache Skizzen, die allerdings das Charakteristische der betreffenden Objekte in hervorragend geschickter Weise zum Ausdruck bringen, bescheidene Grundpläne und Ansichten nach Merian. Das Werkchen erfüllt seinen Zweck durchaus und erscheint in seiner Anlage wohl geeignet, als eine Burgenkunde für die betreffenden Gebiete gelten zu können. Sein Hauptwert liegt in der autentischen Schilderung der Befunde, wobei stets mit wenigen Worten viel gesagt wird. Um seiner Aufgabe gerecht zu werden, unternimmt der Verfasser drei Wanderungen durch das in Betracht kommende Gebiet, eine von Fritzlar nach Norden, zwei weitere von Cassel und Münden ausgehend. Er zieht, soweit tunlich, auch die benachbarten nichthessischen Burgen und Befestigungen in den Bereich seiner Betrachtungen, so daß der Titel, da ja nicht nur Burgen, sondern auch Stadtbefestigungen behandelt werden, ungenau erscheint. Auch wäre die Beigabe einer orientierenden Karte erwünscht gewesen. Die Beschreibungen beschränken sich auf die Heraushebung des Wichtigsten. Besonders eingehende Betrachtung ist der Weidelburg gewidmet, welche sich als die größte Ruine Niederhessens darstellt und einer besseren Erhaltung wohl würdig wäre. Happel schlägt vor allen Dingen eine gründliche Abdeckung aller Mauern sowie die Beseitigung der kalkzersetzenden Buschwerke auf denselben vor. Die Gefahr, daß die Zerstörung der Burgbauten mit großen Schritten weiterschreiten wird, ist groß, da alle Mauern, abgesehen von dem seiner Aussichtsbauten wegen oben abgedeckten Südbau, Wind und Nässe ausgesetzt sind, so daß ein Stein nach dem anderen sich lockert und herabfällt. Es wird dies, wie der Verfasser betont, um so eher geschehen, als bei der angewendeten Mauertechnik ein sehr kalkarmer Mörtel verwendet

wurde, der nicht bindet, sondern nur die volle Auflage der zyklopenartig vermauerten Basaltsäulen bewirkt. Auch ist eine gründliche Ausräumung von Schutt und Geröll wünschenswert, damit auch der Laie sich ein Bild von den mittelalterlichen Wehrbauten machen kann. Bei der Krukenburg bei Helmarshausen verdient der viereckige Wohnturm im nördlichen Teil der Ringmauer, das sogenannte Paderborner Haus, nähere Beachtung. Es gehört dem Jahre 1338 an und ist einer der interessantesten Bauten aller hessischen Burgen, an dem zu sehen ist, wie ein Ganerbe mit Familie in seinem gesonderten kleinen Bau vom Keller bis zum Dach eine abgeschiedene Wirtschaft führte. Leider befindet sich das Haus hinsichtlich seiner Erhaltung in einem höchst bedenklichen Zustande. Im Mittelbau sind noch die Reste einer romanischen Kreuzkirche erhalten, welche unabhängig von der Burg bereits 1126 vollendet wurde, während diese erst 100 Jahre später entstanden ist. Wie schonungslos schon in früheren Zeiten mit Burgen umgegangen wurde, zeigt die auf S. 64 gebrachte Mitteilung, wonach schon 1590 die Steine der Burg Schöneberg zum Baue einer Tiergarten-Mauer nach der Sababurg wanderten. Nur mit Befriedigung kann wahrgenommen werden, daß die Bürgerschaft von Grebenstein, dem hessischen Rotenburg (o. T.), der noch vollständigen Ringmauer und ihren Türmen ein großes Interesse entgegenbringt und auf deren pietätvolle Erhaltung eifrigst Bedacht nimmt. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Anregung des Verfassers, die begonnene Erneuerung des in beständigem Verfall begriffenen, aus dem vergänglichen Material des Muschelkalkes erbauten Bergfriedes der Burg Schartenberg fortzusetzen, statt gegeben würde. Der Befestigung von Cassel wird eine weitgehende Betrachtung gewidmet. Die Ortschaft Zwehren bei Cassel besitzt einen zu Verteidigungszwecken eingerichteten Kirchturm, der auf S. 87 abgebildet und mit Eckerkern und Pechnasen bewehrt ist. Bei der Altenburg wird eine bessere Konservierung der Zinnen des alten Bergfrieds und der Burgmauern überhaupt sehr empfohlen. Die größte der erhaltenen hessischen Burgen ist die Burg Spangenberg. Sie ist jedoch keine einheitliche Anlage, sondern scheidet sich in zwei zeitlich weit von einander getrennte Bauperioden. Bemerkenswert ist die Inneneinrichtung, speziell die Treppenanlage des Bergfrieds des Ludwigsteins, welche von denen anderer Bergfriede etwas abweicht. Der untere Teil birgt ein Verließ, welches gewölbt und durch ein viereckiges Loch zu erreichen ist. Über der Wölbung befindet sich die Türe des Turmes, die vom Boden des anstoßenden Hauses erreichbar ist. Von diesem Raum geht, ein Stück an der Wand herumgeführt, eine gewundene Steintreppe nach oben, die auf einmal frei endend im Innern der Mauer weiter geleitet ist. Sie führt zu einem Raum über eine zweite Wölbung, die in der Mitte auch eine viereckige Öffnung hat, die mit einem abhebbaren Stein verschlossen ist. Nach Einnahme des unteren Raumes konnten die Belagerten die sehr schmale Treppe in der Mauer leicht verrammeln und waren einstweilen über dem zweiten Gewölbe in Sicherheit. Diese Anordnung hat gegenüber den älteren Türmen den Vorteil, daß den Belagerten während der Blockierung ein größerer Raum zur Verfügung stand, bezw. daß mehr Personen Platz finden konnten. Die Gelsterburg beim Dorfe Weissenbach, die nach des Verfassers Vermutung vielleicht zu den vorgeschichtlichen Wallburgen gehört, bedarf wohl noch einer näheren Untersuchung. Nicht uninteressant ist es zu erfahren, daß die Boyneburg sich ursprünglich als eine Volksbefestigung zu erkennen gibt, groß und sicher genug, um die Bevölkerung der Umgegend mit den Viehherden u. s. w. in Kriegszeiten aufzunehmen. Am Schluß des Buches werden einige Burgen aufgezählt, welche sehr bedürftig sind, in nächster Zeit durch Erhaltungsarbeiten vor dem weiteren starken Verfall geschützt zu werden.

Es wäre lebhaft zu begrüßen, wenn der Verfasser bei dem, was er in seinem interessant geschriebenen Buche gibt, nicht stehen bliebe, sondern seine Studien vertiefen, weiter ausdehnen und zu einer eigentlichen Burgen- und Befestigungskunde des in Betracht gezogenen Gebietes ausarbeiten würde. Dr. Fritz Traugott Schulz.

U. E. Sebald, Nürnberg.

EINE FOLGE VON HOLZSCHNITT-PORTRÄTS DER VISCONTI VON MAILAND.

VON ALFRED HAGELSTANGE.

ovius (Paolo Giovio), einer der bekanntesten italienischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, verdankt seinen Ruhm weniger der wissenschaftlichen Qualität seiner Werke, als dem nicht geringen Umfang derselben. Ein fein gebildeter Mann, gelehrter Kopf, Theolog und Mediziner in einer Person, hatte er doch so wenig Gefühl für die Pflichten eines ernsten Historikers, daß er sich nicht scheute, seine subjektive Empfindung derart in den Vordergrund zu stellen, daß von einer Geschichtsschreibung in unserem Sinne bei ihm nicht die Rede sein kann. Es mutet uns heutzutage geradezu komisch an, wenn wir in einem seiner Briefe (Lettere volgari, S. 12) die seltsamen Worte zu lesen bekommen: »Ich müßte doch ein Narr sein, wenn ich meine Freunde und Gönner dadurch, daß ich sie ein Dritt-Teil mehr gelten lasse als die weniger gut gegen mich gesinnten, nicht zu meinen Schuldnern machen wollte. Ihr wißt wohl, daß ich nach diesem heiligen Vorrechte einige in reichen Brokat, andere aber in schlechtes Zeug gekleidet habe, je nachdem sie es um mich verdienten. Wer spielt, der wagt. Neckt man mich mit Pfeilen, so lasse ich grobes Geschütz auffahren. Wer dann den Kürzeren zieht, mag zusehen, wie ers treibt. Ich weiß, daß sie sterben müssen; und nach dem Tode, dem Ziele alles Streites, sind wir frei.«

So sah der Historiker aus; der Künstler Iovius scheint auf einer nicht viel höheren Stufe gestanden zu haben. Denn so bewundernswürdig uns auch die Idee seiner mit einem Riesenaufwand an Zeit, Eifer und Geld zusammengebrachten Porträt-Galerie erscheinen mag, so muß man doch berücksichtigen, daß es weniger ein rein künstlerisches Interesse, als vielmehr die Vorliebe für biographische Skizzen war, die ihn eine solche Sammlung anlegen ließ. Es war ihm ein Bedürfnis, die Heldengestalten, deren Lebensverhältnisse und Taten er erforschte, auch im Bilde zu besitzen, und so ließ

er sich denn keine Müh verdrießen, bis er eine der größten Porträtsammlungen aller Zeiten in seiner Villa am Comersee zusammengebracht hatte.

Der Gedanke, Bildnisse von historisch bemerkenswerten Persönlichkeiten zu sammeln, war nicht einmal neu. Lange vor Iovius kannte man in Italien, wo der Kultus des Ruhmes stets in hohen Ehren gestanden, derartige Serien von »viri illustres«; nur waren sie nicht von annähernd ähnlichem Umfang und auch kaum von gleicher Bedeutung gewesen. Daß es Iovius möglich war, in einem Zeitraum von etwa dreißig Jahren diese merkwürdige Porträt-Galerie zusammenzustellen, das läßt sich nur aus der Art und Weise erklären, wie er seine Erwerbungen machte. Eugène Müntz hat uns hierüber Aufschluß gegeben in seiner Abhandlung »Le musée de portraits de Paul Iove,« die kürzlich auch in autorisierter Übersetzung von F. J. Kleemeier in der Zeitschrift für Bücherfreunde (VIII, 120) zu lesen war. Hiernach war der Sammelmodus des Iovius vollauf identisch mit einer direkten Brandschatzung seiner Freunde, seiner Gönner und aller derjenigen, die mehr oder weniger auf ihren Ruf bedacht waren oder mit seiner jetzt schmeichelnden, dann wieder anzüglichen Feder zu rechnen hatten. Ungezählte Bekanntschaften gaben ihm Mittel und Wege genug an die Hand, Originalporträts von Fürsten, Gelehrten und Künstlern zu bekommen, die sich schon aus Gründen der Selbstsucht eine Ehre daraus machten, ihr liebes Ich der geplanten Ruhmesgalerie einzuverleiben. In allen Fällen aber, wo keine Originale aufzutreiben waren, half er sich mit Zusammenstellungen aus ikonographisch mehr oder weniger beglaubigten Dokumenten. Er benutzte, wie Müntz angibt, die Siegesstandbilder und Grabdenkmäler von ganz Italien, die Fresken der Kirchen, Paläste und Villen, die Miniaturen der Manuskripte, die Medaillen, mit einem Worte alle Materialien, die ihm der Ruf bezeichnete oder die ihn sein Spürsinn entdecken ließ. Was aber dabei herauskam, wenn dann ein vielleicht auch noch mittelmäßiger Maler mit Hilfe von zwei oder drei verschiedenen Unterlagen — meinetwegen einer Medaille, Skulptur und Miniatur — ein Porträt zusammenmalte, das kann man sich unschwer vorstellen. Ikonographische Zuverlässigkeit war bei solch augenfälligen Mängeln der Entstehungsweise natürlich nicht zu erreichen; denn wenn die zugrundegelegten Dokumente schon an und für sich nicht autoritativ waren, wie konnten es dann erst die aus ihnen zusammengestellten Bilder sein. Die Frage, inwieweit man in den Gemälden des Musaeum Iovianum wahrheitsgetreue Porträts zu sehen hat, ist übrigens so schwer zu lösen, daß es uns viel zu weit vom Wege abführen würde, wenn wir in dieser kurzen, unter einem anderen Gesichtswinkel zu betrachtenden Abhandlung darauf einzugehen den Versuch machten.

Es sei deshalb nur noch in Kürze erwähnt, daß die interessante Sammlung des Iovius nach folgenden systematischen Gesichtspunkten geordnet war: Die erste Abteilung bildeten die Porträts der Gelehrten und Dichter; die zweite die der lebenden Gelehrten und Literaten. In der dritten sah man die Bildnisse der Künstler, während die vierte die der Päpste, Könige, Feldherrn etc. barg. Bei der im 17. Jahrhundert stattgehabten Trennung der Bilderbestände teilten die beiden Zweige der Familie Iovius die Sammlung

derart untereinander, daß der eine die Porträts der Staats- und Kriegsmänner und der andere die der Künstler und Literaten erhielt. Noch im Jahre 1880 befanden sich nach Eugène Müntz Überreste des Museums teils im Besitz der älteren durch den Marchese Giorgio Raimondi Orchi und Pietro Novelli vertretenen Linie, teils in dem des jüngeren Zweiges, dessen Repräsentanten die Giovio sind.

Eine Reproduktion des gesamten Bilderbestandes, wie er zu Lebzeiten des Iovius in der Galerie vertreten war, existiert nicht. Doch scheint eine solche vom Schöpfer des Museums beabsichtigt gewesen zu sein; wenigstens läßt sich das aus einem Briefe schließen, den der eifrige Sammler am 14. September 1548 an den ihm in gewissem Grade geistesverwandten Vielschreiber Anton Francesco Doni richtete. Es heißt darin nämlich u. a.: »E volesse Dio, che di questa maniera si potessero intagliare tutte le immagini, che io tengo al Museo, almanco quelle degli nomini famosi in guerra.« (Und wolle Gott, daß ich auf diese Weise alle die Bilder in Holz schneiden lassen könnte, die ich im Museum habe, wenigstens jene der berühmten Kriegsmänner.) Ein Teil dieses Wunsches ging in der Tat noch zu Iovius' Lebzeiten in Erfüllung, und es waren wirklich Porträts von »Kriegsmännern«, die an erster Stelle einer bildlichen Wiedergabe gewürdigt wurden. Sie erschienen als Holzschnittillustrationen zu den im Jahre 1549 von Robert Estienne in Paris verlegten »Vitae duodecim vicecomitum Mediolani principum« des Iovius, und sind zweifellos als die künstlerisch bedeutendsten Reproduktionen anzusehen, die jemals nach Bildern dieser Porträtgalerie angefertigt worden sind. Schon dieser Umstand allein rechtfertigt eine Gesamt-Wiedergabe dieser interessanten Blätter, von denen bisher nur zwei in Originalgröße publiziert worden sind. (Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch II, Nr. 983 und Bernard, Geoffroy Tory S. 176.)

Die Persönlichkeiten, die uns hier im Bilde vorgeführt werden, gehören der bereits im 11. Jahrhundert genannten lombardischen Adelsfamilie der Visconti an, deren Name (Vicecomites) darauf hinzuweisen scheint, daß sie früher mit kaiserlichen Befugnissen ausgestattete Grafen waren. Seit 1395 Herzöge von Mailand, gelten sie als Hauptvertreter der Gesetz gewordenen Tyrannis, zugleich aber auch als bahnbrechende Kulturpioniere, wie es diese waffenklirrenden Condottieri fast alle waren. Ottone Visconti (Abb. 1), der die Reihe der Dargestellten eröffnet, war schon seit 1263 Erzbischof von Mailand, gelangte jedoch erst im Jahre 1277 in Besitz der Herrschaft, nachdem er mit Hilfe der Ghibellinen die della Torre, die sich seit Auflösung des lombardischen Städtebundes als Herren der Stadt aufspielten, überwunden hatte. Er war ein Mann, der die Segnungen des Schwertes ebenso zu schätzen wußte, wie die des Kreuzes; weshalb ihn der Künstler auch in sehr charakteristischer Weise als kriegerischen Kleriker darstellte. Sein Neffe Matteo Visconti (Abb. 2) der nach dem 1295 erfolgten Tode seines Onkels die Herrschaft von Mailand antrat, konnte sich gegen die della Torre, die geschworenen Feinde der Familie, nicht sehr lange halten. 1302 jagten sie ihn von dannen, und er wäre wohl nie wieder auf den Herrschersessel zurückgekehrt, wenn

er ihn, ganz auf sich selbst gestellt, mit dem Schwert in der Hand hätte zurückerobern sollen. So aber mußte ihm seine Schlauheit geben, was die Kraft ihm versagte: Er benutzte den günstigen Augenblick, wo Kaiser Heinrich VII. auf seinem Krönungszuge nach Rom in Mailand weilte, rief einen Aufstand wach und nahm, von der Hand des Kaisers geleitet, wieder auf

Abb. 1.

dem Throne Platz, den Guido della Torre ihm entrissen hatte. Sein Sohn Galeazzo (Abb. 3), der auf unserem Holzschnitt in sieghafter Triumphatorpose erscheint, hatte alles andere, nur kein Glück im Kriege. Er hatte kaum ein paar Jahre die Regierung innegehabt, als er 1327 durch Ludwig den Bayern gefangen gesetzt wurde. Zwar erhielt er schon im folgenden Jahre auf Fürbitte der Ghibellinenhäupter seine Freiheit wieder; doch er mag derselben nicht einmal froh geworden sein, denn kurz darauf nahm ihn der Tod gefangen, aus dessen Armen ihn keines Mächtigen Fürsprache mehr befreite.

Azzo Visconti (Abb. 4), dem Sohne und Nachfolger des vorhergehenden, war zwar auch keine sehr lange Regierungszeit beschieden, doch war er glücklicher in seinen Unternehmungen, und als er im frühen Alter von 37 Jahren verschied, da hatte sich Mailands Herrschaft derart ausgedehnt, daß fast die ganze Lombardei in den Visconti ihre Herren sah. Doch mehr als

Abb. 2.

das: die Herren wurden hie und da direkt zu Peinigern, wie Azzos Nachfolger Lucchino. Als Tyrann in des Wortes übelster Bedeutung steht er vor unserm geistigen Auge; und auch auf dem Bilde unserer Porträtfolge (Abb. 5) verraten die unter dem reichgeschmückten Prunkhelm sichtbar werdenden Züge mit den grausamen Lippen und dem listig lauernden Auge den Charakter eines Ich-Menschen in der höchst potenzierten Form. Er wäre als Sohn des Matteo Visconti wohl nie auf den Thron gekommen, wenn Azzo nicht kinderlos gestorben wäre. So aber hatte ihm der Zufall die Zügel der Regie-

rung in die Hand gespielt, und er verstand es, sie auf's straffste anzuziehn. Daß er bei seinen Charaktereigenschaften große äußere Erfolge erzielte, ist begreiflich; ebenso verständlich aber auch, daß er von der Hand des Mörders getroffen sein Leben aushauchte. Es war am 24. Januar 1349.

Sein Bruder, der Erzbischof Giovanni (Abb. 6), der nunmehr die Regie-

Abb. 3.

rung antrat, war ein Geistesaristokrat im edelsten Sinne. Ein eifriger Förderer der Wissenschaften, ein begeisterter Bewunderer Dantes, konnte er sich rühmen, einen Petrarka an sich gefesselt zu haben, der Königen und Fürsten abschlägigen Bescheid zu erteilen gewohnt war, wenn sie mit der Bitte in ihn drangen, seinen Aufenthalt an ihren Höfen zu nehmen. Die Hochschätzung, die umgekehrt Petrarka dem Erzbischof entgegenbrachte, war nicht weniger ehrlich und aufrichtig, da der Dichter die staatsmännischen Fähigkeiten Giovannis so hoch in Anschlag brachte, daß er keinen Anstand

nahm, diesen als den »größten der Italiener« hinzustellen. Als der hochbegabte Herrscher im Jahre 1354 starb, teilten sich seine drei Neffen Galeazzo II. (Abb. 7), Barnabo (Abb. 8) und Matteo II. in die Regentschaft; doch partizipierte der letzte infolge seines frühzeitig erfolgten Todes nur noch ein Jahr an der Herrschaft, die dann von den beiden erstgenannten Brüdern unter recht schwierigen Ver-

Abb. 4.

hältnissen weiter geführt wurde. Zu den inneren Feinden, die infolge des Steuerdrucks und der drakonischen Strenge der Regierung stetig Aufstände erregten, kamen nämlich auch noch äußere hinzu, indem sich die Nachbarn zu einer auf Furcht, Neid und Mißgunst gegründeten großen Liga zusammentaten, gegen die das Brüderpaar seinen Besitz — allerdings mit großen Mühen — wenigstens insoweit behaupten konnte, als nur Bologna und Genua verloren gingen.

Gleichwohl wurde Barnabo, der seinen Bruder überlebte, schließlich doch vom Geschick ereilt. Er hatte sich durch sinnlose Verschwendung und außer-

ordentliche Grausamkeit derart verhaßt gemacht, daß die Mailänder seinen Neffen, den Sohn Galeazzo's aufs dringendste zur Übernahme der Regierung aufforderten. Dieser war mit dem Gang der Ereignisse zweifellos zufrieden, zumal er sich dadurch in die angenehme Lage versetzt sah, die Erfüllung seiner geheimsten Herzenswünsche als eine Gewährung fremder Bitten hin-

Abb. 5.

zustellen. Kurz entschlossen ließ er seinen Onkel sowie dessen Söhne in den Kerker werfen und bestieg den Thron. Gian Galeazzo ist zweifellos die bedeutendste Erscheinung unter Mailands Herrschern aus dem Hause Visconti. Man braucht nur sein Porträt (Abb. 9) zu betrachten, um zu wissen, wieviel zähe Energie, kurze Entschlossenheit und trotzige Unbeugsamkeit in dem Manne steckte, dessen hochfliegende politische Pläne bis zur Königskrone schweiften. Und er wäre einer solchen wohl würdig gewesen, denn königliche Größe spricht aus all seinen Unternehmungen, mögen sie nun politischer

oder mehr kultureller Natur sein. Da sind es in erster Reihe drei der gewaltigsten Schöpfungen des Trecento, mit denen sein Name aufs engste verknüpft ist: die drei Zentralstätten lombardischer Kunst, der Mailänder Dom, die Certosa und das Castell zu Pavia; in der Tat königliche Schöpfungen, an deren Ausgestaltung er nicht nur mit seinem Geldbeutel, sondern vor

Abb. 6.

allem mit seinem Geist und seinem Herzen beteiligt war. Allerdings darf ja wohl nicht übersehen werden, daß wenigstens bei der Förderung der beiden letztgenannten Bauten politische Erwägungen stark in die Wagschale gefallen sind, denn die Gefahr eines Wettstreites zwischen Mailand und Pavia, den beiden Hauptstützen der Visconti'schen Dynastie, war zu naheliegend, als daß der kluge Herrscher nicht darauf bedacht gewesen wäre, sich das erst kürzlich gewonnene und zur Residenz erhobene Pavia durch Aufmerksamkeiten größten Stiles zu verpflichten. Es war für ihn überhaupt eine schwere Auf-

gabe, all die unterworfenen Städte wie Pisa, Siena, Perugia, Padua und Bologna im Schach zu halten. Gleichwohl gelang es seiner eisernen, jeden Widerstand abweisenden Natur in vollem Maße. Daß sein durch nichts zu stillender Ehrgeiz ihn den Herzogtitel erwerben ließ, ist nicht zu verwundern; und es dürfte wohl auch zweifellos sein, daß er sich zum Könige von Italien auf-

Abb. 7.

geworfen hätte, wenn er nicht am 3. September 1402 gänzlich unerwartet gestorben wäre. Es war zu Malegnano, wo ihn die Pest dahinraffte, während er im Zenith seines Ruhmes stand.

Mit seinem Leben zerflatterte auch die Machtstellung der Dynastie in Dunst und Nebel, und schon wenige Jahre nachdem er die Augen geschlossen hatte, existierte der Ruhm seines Hauses nur noch als Traumgebilde einer glänzenden Vergangenheit. Die Söhne des Verstorbenen, Gian Maria, Gabriele Maria und Filippo Maria hatten nur des Vaters schlechte Eigenschaften ge-

erbt. Der erste, ein furchtbarer Wüterich, fiel dem Dolch der Verschworenen zum Opfer, während der zweite seine Grausamkeit auf dem Schaffot büßen mußte. In Filippo Maria (Abb. 10) endete das stolze Geschlecht der Visconti in tatenloser Ohnmacht und kleinlicher Selbstsucht. Männliche Erben hatte er nicht, und so fiel infolge der Vermählung seiner

Abb. 8.

Tochter Bianca Maria mit Francesco Sforza, seinem ehemaligen Feldhauptmann, die gegen früher allerdings sehr dezimierte Herrschaft von Mailand an die Familie Sforza.

Diese notwendigsten Daten über die in unseren Holzschnitten dargestellten Persönlichkeiten müssen uns genügen, da eine weitere Verfolgung der an diese Porträts sich anschließenden historischen Erörterungen über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen würde. Fragen wir nun nach dem Urheber unserer Bildnisse, so nennt uns das auf jedem der Blätter befind-

liche Künstlermonogramm den Reformator der französischen Druckerkunst Geoffroy Tory, in dem sich Maler, Zeichner, Graveur, Drucker und Verleger in einer Person vereinigten. (Nagler, Monogr. II, Nr. 2617; III, Nr. 341.) Wir sind über die Lebensverhältnisse und Arbeiten dieses vielseitigen Mannes ziemlich genau unterrichtet durch die schon oben erwähnte, 1857 zu Paris

Abb. 9.

erschienene Monographie von Auguste Bernard, in der auf S. 175 auch unsere Holzschnitte — allerdings nur in aller Kürze — Erwähnung finden. Es geht daraus hervor, daß sie nach Illustrationen der auf der Pariser Nationalbibliothek unter Signatur ms. lat. Nr. 5887 aufbewahrten Originalhandschrift gefertigt sind. Dieses handschriftliche Exemplar der »Vitae duodecim vicecomitum Mediolani principum« hatte Iovius dem Dauphin Heinrich von Frankreich gewidmet, der seinerseits wiederum die Handschrift jedenfalls dem Robert Estienne zur Herausgabe überlassen hat. Die Illustrationen des

Manuskriptes wird der Verfasser zweifellos nach den Porträts des Musaeum Iovianum von einem italienischen Künstler haben anfertigen lassen, sodaß wir in unseren Holzschnitten nur Reproduktionen von Kopien nach Bildern dieser Galerie zu sehen haben. Was demnach über die den Porträts zugrunde liegenden Dokumente zu sagen wäre, gilt in gleicher Weise für die Holzschnitte

Abb. 10.

und Illustrationen des Manuskriptes, wie für die zum Bestande der Iovius-schen Galerie gehörigen Vorbilder dieser Reproduktionen. Die Urbilder, — wenn man so sagen will, — die sich in unserem Falle sogar einer relativen Glaubwürdigkeit zu erfreuen haben, sind folgende:

1) Ottone Visconti, Gemälde im Schlosse von Anghiari.
2) Matteo Visconti, Skulptur in der Basilika von Monza.
3) Galeazzo I, Visconti, Skulptur am Grabmal Azzo Visconti's.
4) Azzo Visconti, Gemälde in San Gottardo, vor Mailand.

5) Lucchino Visconti, Skulptur am Grabmal Azzo Visconti's.
6) Giovanni Visconti, Gemälde im Mailänder erzbischöfl. Palais.
7) Galeazzo II. Visconti, Gemälde im Kastell von Pavia.
8) Barnabo Visconti, Gemälde in St. Giuliano in Como.
9) Gian Galeazzo Visconti, Borgognone's Fresko in der Certosa von Pavia.
10) Filippo Maria Visconti, Pisanello's Medaille.

Diese dokumentarischen Grundlagen unserer Bildnisse sind natürlich bezüglich der Porträt-Wahrheit umso skeptischer zu betrachten, je älter sie sind. Im früheren Mittelalter hat man, da die größte Anzahl der Denkmäler erst lange dem Tode der darzustellenden Persönlichkeiten gefertigt ist, wohl fast nie mehr eine Ahnung vom wirklichen Aussehen derselben gehabt, als man die Wiedergabe ihres Porträts in Angriff nahm. Das gilt beispielsweise von den Stifterbildnissen in Naumburg ebenso wie von denjenigen Königsgräben in St. Denis, die Ludwig der Heilige seinen Vorgängern setzen ließ. Als eines der ersten nach dem Leben gemalten Porträts nimmt man nach dem Vorgange Vasaris in der Regel das Bildnis des hl. Franz von Assisi an, das sich auf einer heute in S. Croce aufbewahrten Altartafel des Cimabue vorfindet. Wenn man hiernach für das Aufkommen des naturwahren persönlichen Abbildens etwa die Zeit kurz vor 1300 als terminus a quo ansetzen würde, so hätte man schon einen annähernd richtigen Maßstab dafür, welche von unseren Bildnissen bezüglich der Porträt-Wahrheit vor den andern den Vorzug verdienen.

So verschieden an Wert nach dieser Seite hin unsere Holzschnitte aber auch sein mögen, so gleichbedeutend sind sie hinsichtlich ihrer rein künstlerischen und technischen Vorzüge, die sich vielleicht am besten würdigen lassen, wenn man eine andere Holzschnittfolge zum Vergleich heranzieht. Es sind dies ebenfalls nach den Bildern des Musaeum Jovianum gezeichnete Visconti-Porträts, Illustrationen der von Peter Perna in Basel besorgten Ausgabe der »Elogia virorum bellica virtute illustrium« des Jovius (1575), sowie der drei Jahre später vom gleichen Verleger herausgegebenen »Vitae illustrium virorum« desselben. Nagler schreibt in seinem Künstlerlexikon (XVII, 368) diese Holzschnitte dem Tobias Stimmer zu. Wir möchten nicht so grausam sein, denn so wenig uns an einer Überschätzung dieses Künstlers gelegen sein kann, ebensowenig dürfen wir ihm aber auch Arbeiten in die Schuhe schieben, die weit unter dem Durchschnittsmaße seines zeichnerischen Könnens stehen. Wenn der Name Stimmers überhaupt mit diesen minderwertigen Arbeiten in Verbindung gebracht werden darf, so wäre nur die eine Möglichkeit anzunehmen, daß der Holzschneider die Vorlagen bis zur Unkenntlichkeit »ver«arbeitet hat. Daß diese Holzschnitte den Gemälden der Jovius'schen Galerie näher stehen sollen, ist nicht anzunehmen, denn dann müßten ja die Tory'schen Arbeiten, die diese sogenannten Stimmer'schen an künstlerischem Gehalt um ein bedeutendes überragen, auch besser wie die gemalten Originale sein. Und das ist doch schon mit Rücksicht auf ihren immerhin reproduzierenden Charakter von der Hand zu weisen.

»Traduttore-traditore« kann man im Hinblick auf die Illustrationen des Baseler Werkes sagen, denn sie sind wirklich recht unbedeutend. Alles vornehme, distinguierte, das, wie sich aus den französischen Holzschnitten schließen läßt, eines der Hauptcharakteristika der italienischen Originale gewesen sein muß, ist auf dem Wege über die Alpen verloren gegangen. Unaufdringliche Noblesse und selbstverständliche Würde sucht man hier vergebens. Es sind nicht mehr Porträts von Kulturmenschen erster Gattung, sondern nur Bildnisse von unbedeutenden, nüchternen Spießbürgern, deren Biederkeit keinen Ersatz für ihre Fadheit bietet. Das pompöse Gewand aber, das sie umhüllt, ist nur dazu angetan, diese Menschen noch minimaler erscheinen zu lassen: kleinstädtische Krämer, die sich zu Fastnacht mit buntschillerndem Königsflitter behängt haben.

Eine Stufe höher stehen die Illustrationen der von Lodovico Domenichi besorgten italienischen Übersetzung von Jovius' Leben der Visconti. Die Kupferstiche der uns vorliegenden in Mailand gedruckten Ausgabe von 1645 sind, wie sich aus dem Titelbild schließen läßt, von dem lothringischen Stecher Christoph Blanc nach Zeichnungen des Porträtisten Giorgio Cerani gefertigt. Die Bildnisse wirken hier in einer schwulstigen Umrahmung, die sich aus einem Dekor von Drachen, Kronen, Szeptern und Schwertern zusammensetzt, lange nicht so fein wie die unserer Holzschnittfolge. Sie haben etwas gedrücktes, eingeengtes, sind schlecht in den Raum gestellt und zeugen ungeachtet ihrer technischen Vorzüge von einer gewissen Unfreiheit in der Auffassung, die beim Vergleich mit unseren Blättern besonders augenfällig zu Tage tritt. Diese haben vor jenen namentlich eine vornehme Schlichtheit voraus, die hier nicht so sehr als ein Produkt der geschickten Herausarbeitung der einzelnen Porträtköpfe, sondern vielmehr als Begleiterscheinung einer äußerst glücklichen Komposition innerhalb der gegebenen Umrahmung erscheint.

Man betrachte unter diesem Gesichtswinkel z. B. die in Abb. 1 und 3 wiedergegebenen Bildnisse des Ottone und Galeazzo I., auf denen die Richtungslinien der Armstellung gleichverlaufend mit der Bildeinfassung erscheinen; auf Abb. 1 dann noch den ausgesprochenen Parallelismus zwischen dem erzbischöflichen Hirtenstabe, dem Schwerte und den Umfassungslinien des Porträts. Ferner ist zu beachten, wie geschickt der Künstlers die Körpergröße seiner Figuren dadurch zu heben weiß, daß er den Kopf in den meisten Fällen bis hart an den oberen Bildrand heranreichen läßt, und daß er selbst da, wo er mit Rücksicht auf den hohen Kopfputz seiner Helden — wie in Abb. 5 und 7 — davon Abstand nehmen muß, niemals die Figur soweit nach unten rückt, daß das Kinn nicht immer noch oberhalb der Bildmitte zu stehen käme. Die vertikale Mittellinie der zumeist seitlich gestellten Körper liegt, wenn man von dem Bildrande ausgeht, nach dem die Dargestellten hinschauen, in der Regel hinter der Mittellinie des ganzen Bildes; eine Kompositionsfeinheit, die insofern von größter Wichtigkeit ist, als sie den Figuren einen freien Ausblick gibt, der ihre Lebendigkeit und sichere, selbstbewußte Größe nur erhöht. Infolge der geradezu selbstverständlichen Hoheit, wie sie aus den Figuren spricht, wirkt auch das reichgeschmückte Festgewand, in

dem einige von ihnen auftreten, nicht wie ein erborgter Maskenanzug, sondern als organisches Beiwerk, das zur Hebung des Gesamteindruckes nicht wenig beiträgt. Die monumentale Geschlossenheit endlich hat der Künstler dadurch zu erreichen gewußt, daß er eine möglichst einfache Silhouette wählt und den Hintergrund weiß läßt. Auf diese Weise lösen sich die auf die Fläche projezierten Körper leicht von jenem los und beginnen, sich für das Auge zu runden; ein Vorzug, der bei der graphischen Kunst um so höher in Anschlag zu bringen ist, weil diese mit weit unzureichenderen Mitteln arbeiten muß, als sie ihrer farbenprangenden Schwester, der Malerei, zur Verfügung stehen. Rechnet man zu den vielerlei Qualitäten dann auch noch das feine, über die Körper hinrieselnde Licht hinzu, so treten einige geringfügige Schwächen, wie die kleinen Härten in der Modellierung der Gesichter in den Abb. 2, 6 und 10 als nicht ausschlaggebend in den Hintergrund.

Bei einem Vergleich unserer Holzschnitt-Porträts mit gleichzeitigen deutschen Arbeiten dieser Art, ziehen die letzteren durchweg den kürzeren, sodaß selbst die relativ besten für den Holzschnitt gezeichneten Bildnisse jener Zeit, wie Brosamers Hans Sachs-Porträt von 1545 und sein Landgraf Philipp von Hessen, sowie einige Cranach'sche Arbeiten der letzten Zeit nicht annähernd den gleichen Grad künstlerischer Auffassung und Durchführung bekunden. Weitaus die Masse dieser deutschen Porträtschnitte um die Mitte des 16. Jahrh. ist Handwerkerarbeit ohne jeglichen künstlerischen Wert; im besten Falle leidlich geschickt. Daß das Niveau des französischen Holzschnitts um jene Zeit ein höheres gewesen sei, soll jedoch nicht behauptet werden; denn sonst müßte man einen stetig aufsteigenden Entwicklungsgang der einzelnen Kunstgattungen annehmen. In der Kunst ist aber, wie Lichtwarck einmal treffend bemerkt, die Entwicklung nicht Flut, sondern Springquell, der einsam oder als Gruppe in scharfem Strahl emporsteigt.

Das Hallighaus beherbergt ein festes derbes Geschlecht, ruhig und ernst, freundlich und gutmütig, kaltblütig und entschlossen. Von Jugend auf an das rings sie umgebende Meer gewöhnt, sind diese Friesen die geborenen Seeleute, und wir werden sehen, wie diese ihre, man kann sagen einzige volkstümliche Beschäftigung auch den Wohnungen den Stempel aufgedrückt hat. Von Geschlecht zu Geschlecht haben sie es angesehen, wie das Meer oft nur in stiller täglicher Arbeit mehr und mehr von den Ufern ihrer kleinen Halligen abgeschwemmt hat, oft auch an Tagen des unbeschreiblichen Elendes in furchtbaren Sturmfluten über sie hereingebrochen ist, große Strecken festen Landes auf einmal fortgerissen und an den nur halb verwüsteten Stellen die Häuser unterspült und umgeworfen und vielen Menschen und unzähligen Stücken ihrer Viehbestände den Tod und ein feuchtes Grab bereitet hat. Trotz alledem haben die Bewohner den Kampf mit dem Meere, der fast den ganzen Inhalt, der die Ehre und die Tragik ihrer Geschichte ausmacht, nicht aufgegeben, und mit der Zähigkeit, mit der sie an ihrer alten volkstümlichen Sprache bis tief in das 19. Jahrhundert hinein festgehalten haben, sind sie auch der viel gefährdeten Heimat trotz Not und Tod von Geschlecht zu Geschlecht treu geblieben [100]).

Die Vorstellung von dem täglichen Kampfe, den der Halligfriese mit dem Meere zu kämpfen hat, müssen wir im Gedächtnis behalten. Er gibt dem energischen, in mancher Beziehung trotzigen Charakter der Menschen das Gepräge, ebensosehr wie den äußeren Formen der Lebenshaltung. Er hat auch das Wesen wie des Friesenhauses überhaupt, so besonders des Hauses der Halligen in den mannigfachsten Beziehungen auf das Nachhaltigste bedingt.

Wer heute auf dem Gipfel des Leuchtturms der nordfriesischen Insel Amrum stehend, seine Blicke gegen das schleswig-holsteinische Festland

100) Über den Volkscharakter vergl. Traeger, Halligen S. 270 ff. — Ebendort S. 236 ff. ist die ganze Reihe der großen Sturmfluten zusammengestellt. Von der letzten derselben, die in der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825 stattfand, hat J. C. Biernatzki, damals Pfarrer auf der Hallig Nordstrandischmoor, in seiner Novelle: »Die Hallig oder die Schiffsbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee« [ich benutze H. Düntzers Ausgabe in der Collection Spemann] eine ergreifende Schilderung gegeben. — Über die Friesensprache auf den Halligen vergl. Theod. Siebs, »Geschichte der friesischen Sprache« in H. Paul's »Grundriß der germanischen Philologie.« Straßburg. Trübner. 2. Aufl. 1901 ff. I, S. 1171, wo die weitere Literatur angegeben ist. — Folgende Zeitschriften, die für Nordfriesland und die Halligen manches einschlägige Material enthalten, waren mir hier leider nicht erreichbar: »Veröffentlichungen d. nordfries. Vereins f. Heimatkunde und Heimatliebe«, »Jahrbuch für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg« und »Heimat. Eine natur- und landeskundige Monatsschrift für Schleswig-Holstein«. Die Literatur zur schleswig-holsteinischen Volkskunde vergl. bei Eug. Mogk, Die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart in Pauls Grundriß. III. S. 521/2. — Die Werke von Karl Müllenhoff, »Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg«. Kiel 1845 und von C. P. Hansen, »Friesische Sagen und Erzählungen« Altona 1858 und »Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen« Garding 1875 geben, soviel ich sehe, für die Behandlung der volkstümlichen äußeren Denkmäler keinen wesentlichen Beitrag.

richtet und rechts an Föhr vorbei gegen Osten und Südosten schaut, dem erscheinen die kleinen und ganz kleinen Halligen über das Meer verstreut ähnlich, wie wenn man von Bergeshöhe auf das die Thäler und Ebene umhüllende Nebelmeer herabsieht, aus dem nur die obersten Spitzen der Berge scheinbar zusammenhanglos ein wenig hervorragen. Nur $^1/_2$ bis $1^1/_2$ m steigen die niedrigen, von Alters her unbedeichten Halliginseln — im Ganzen sind es 11 an der Zahl — aus dem sie umgebenden Wattenplateau empor, welches zur Flutzeit ganz von den Meereswogen überdeckt ist[101]). Kein Wunder, daß die Menschen sich bestrebt haben, bei solch gefährlicher Nähe des nicht immer freundlichen Meeres sich mit ihren Wohnungen möglichst hoch über den Erdboden zu erheben, und so haben sie ihre Häuser auf natürlichen oder künstlichen Hügeln, den sogenannten Werften erbaut, die etwa 4 m. hoch aus der Halligmarsch hervorragen. Die ganze, oft allerdings nur sehr kleine Hallig-Gemeinde muß sich auf dieser Werft einrichten. Sehr viel Raum darf also mit den Ansiedelungen nicht verschwendet werden, immerhin bleibt meist noch so viel Platz übrig, daß sich kleine Gärtchen an die Wohnhäuser anlehnen können. Traeger hat von den Besiedelungen einer mittelgroßen Werft, sowie von denjenigen auf der ziemlich großen Hauswarf der Hallig Hooge, die im ganzen 17 Wohnhäuser umfaßt, genaue Grundrisse gegeben, auf die ich hier verweisen kann[102]).

Schon aus jenen Grundrissen ist ersichtlich, daß, wie auch sonst mehrfach betont wird, die Firstrichtung aller Häuser ein und dieselbe ist, da sie sämtlich ihre Giebel nach Osten und Westen kehren[103]). Das ist nicht nur eine Folge des Bestrebens, die ganze Breitseite des Hauses der Sonne zuzuwenden, sondern vor allen Dingen wird dadurch erreicht, daß die Häuser den stark wehenden Westwinden eine möglichst geringe Angriffsfläche entgegensetzen, ein Bestreben, dem auch wohl das, wie es scheint, fast durchgängige Vorhandensein von Walm- beziehungsw. Halbwalmdächern zuzuschreiben ist. Nicht nur für die Hallighäuser ist diese Westostrichtung bezeugt, sie scheint auch sonst in Schleswig-Holstein verbreitet zu sein, wenigstens schreibt sie Wilh. Hamm auch dem alten Angler Hause zu, indem er dabei ausdrücklich die Rücksicht auf die häufigen westlichen Stürme hervorhebt[104]).

Äußerlich sind die Häuser von Ziegelsteinen erbaut, einstöckig, mit kappenartig darübergedeckten mächtigen Strohdächern. Sie sind durchaus

101) Vergl. Traeger, Halligen S. 242 ff. und Christian Jensen, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt«. Hamburg 1891. S. 73 und Aug. Sach, »Die deutsche Heimat, Landschaft und Volkstum«. Halle. Waisenhaus. 1902.

102) Traeger, Halligen S. 249 u. 251. Auf die ebendort S. 281 ff. geschilderten sehr interessanten, der Art des Landes merkwürdig angepaßten Besitzverhältnisse an Grund und Boden sei hiermit ebenfalls hingewiesen. — Über die Hallig-Gärten vergl. Kohl, »Die Marschen und Inseln Schleswig-Holsteins«. 1846. I, 352/353.

103) Traeger, Halligen S. 262. Ebenso vergl. Heinr. Sauermann, »Führer durch das Kunstgewerbe-Museum der Stadt Flensburg« 1903. S. 30 gelegentlich einer Besprechung der dort aufgestellten Wohnstube von der Hallig Hooge.

104) Wilh. Hamm, »Die Bauernhäuser in Schleswig-Holstein« in »Westermanns Monatsheften«. XVIII. (1865.) S. 613.

einfach, aber immer sauber, und mit ihren meist gruppenförmig zusammengestellten Fenstern machen sie trotz der Schwere des Daches einen freundlichen Eindruck[105]). Fachwerk kommt an den Außenwänden, soviel ich sehe, niemals vor, wenigstens wird das für die konstruktiv durchaus gleichartigen Häuser auf den Nachbarinseln Föhr und Sylt ausdrücklich hervorgehoben[106]). Wenn man also im Germanischen Museum die Halligstube gegen den Museumsgang hin mit einer getünchten Fachwerkswand von rot gestrichenen Balken und mit einem darübergesetzten Ziegeldach abgeschlossen findet, so muß man nicht annehmen, daß damit das Äußere des Hallighauses imitiert werden soll, auch würde, im Verhältnis zu der Fensterwand der Stube, der First um einen rechten Winkel herumschwenken müssen, damit die Traufe der Wirklichkeit entsprechend über die Fensterwand zu liegen käme.

Nur in einer Beziehung scheint — wenn wir von den Größenverhältnissen einmal absehen — dem Hallighause ein sonst gewöhnliches Charakteristikum des typischen Friesenhauses zu mangeln: Uhle berichtet, daß dem Hallighause der Vordergiebel vielleicht durchaus fehle[107]), während im übrigen das friesische Haus an der Front über der Haustür so allgemein einen steinernen Giebel hat, daß das Haus ohne einen solchen nach Clement's Meinung (S. 134) überhaupt kein friesisches Haus mehr ist. Durchgängig fehlt der Giebel aber auch an den Hallighäusern nicht. Auf den von Traeger (»Halligen,« Fig. 5 und 7) gegebenen Abbildungen ist sein Vorhandensein je einmal zu konstatieren.

Auch weise ich ausdrücklich darauf hin, daß in direktem Gegensatze zu Uhle eine Äußerung Johansen's steht, welche klar besagt: »Über der Haustür hat jedes altfriesische Hallighaus einen steinernen Giebel (Frontispice), dessen hohe Spitze weit hinausblickt auf die wogende See«[108]). Für Amrum und Sylt werden die Türgiebel bezeugt durch zwei Abbildungen (Nr. 14 und 15) auf Blatt »Schleswig-Holstein Nr. 10« des deutschen Bauernhauswerkes. Es scheint demnach, daß Uhle's Bemerkung einer teilweisen Berichtigung bedarf, und damit stimmt denn auch Traegers Mitteilung überein: »Nicht mehr regelmäßig wie früher ragt auf den Halligen ein Giebel aus dem Dache über der Haustür hervor, wie er sonst charakteristisch ist für das friesische Haus auch auf den Utlanden«[109]).

Übrigens ist das Vorhandensein des Frontgiebels nur ein äußeres Merkmal, welches für die Zuschreibung eines Wohnbaues zu der großen Gattung des Friesenhauses nur einen von mehreren Anhaltspunkten gewährt. Wichtig

---

105) Vergl. Sach, Deutsche Heimat S. 237. — K. J. Clement, »Die Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen«. Kiel, 1845. S. 134.

106) Vergl. M. Uhle, »Das Föhringer Haus« in den »Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte«. Bd. XXII. 1890. S. (63). — Jensen, Nordfr. Inseln S. 100.

107) Uhle a. a. O. S. (68).

108) Chr. Johansen, »Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt«. Schleswig. 1866. S. 27.

109) Traeger, Fries. Häuser, S. 119.

und ausschlaggebend sind in dieser Hinsicht vor allem der Grundriß und die Konstruktion, denen wir uns im folgenden zuwenden.

Das friesische Haus in seiner einfachsten Form ist, nach den wirtschaftlichen Verhältnissen betrachtet, ein Einheitshaus, d. h. es vereinigt alle Wirtschaftsräume unter einem Dache[110]). Rücksichtlich seiner Hauskultur ist es ursprünglich ein Einfeuerhaus, d. h. es besitzt nur eine Feuerstelle, nämlich den Herd, aber keinen Ofen. Es geht demnach, wie schon Henning, »Das deutsche Haus« S. 40 erkannt hat, auf dieselben Anfänge zurück wie das sächsische Haus, mit dem es zusammen den niederdeutschen Haustypus bildet. Nachdem dann der Ofen eingeführt war und damit das ursprünglich typische Einfeuerhaus sich zum Zweifeuerhause entwickelte, ein Ausdruck, den man streng genommen nicht einmal auf diese neuen Formen anwenden darf, hat es dann insofern eine andere Entwicklung als das sächsische Haus genommen, daß bei ihm die Wohnräume in einer anderen Weise angegliedert und vielfach mit einem eigenen Dache versehen wurden, dessen First senkrecht zu demjenigen des alten Hauptbaues steht, wodurch die bekannte T-Form des friesischen Hauses entstanden ist. Wie es von dieser immerhin noch ziemlich einfachen Gestalt später unter Einwirkung reicher entwickelter wirtschaftlicher Verhältnisse sich zu den verschiedensten und oft sehr komplizierten Formen entwickelt hat, muß hier außer Betracht bleiben[111]).

Jedenfalls sieht man, daß die lokalen oder zeitlichen Änderungen des Wirtschaftsbetriebes auch auf die Ausgestaltung des Hauses von entscheidender Bedeutung sind, und bei so völlig eigenartigen Bodenverhältnissen, wie sie auf den Halligen bestehen, werden wir von vornherein annehmen müssen, daß das volkstümliche Haus dieser nordfriesischen Inseln innerhalb des großen Gebietes des niederdeutschen Haustypus sowohl, wie auch in dem enger umschriebenen Kreise der Verbreitung des Friesenhauses eine Art Sondergattung für sich bildet. Daß z. B. das durchgehends aus beschränkten Verhältnissen erwachsene Haus der Halligleute nicht gewisse gleichmäßig wiederkehrende Unterschiede von dem ausgedehnten Anwesen des wohlhabenden Marschbauern zeigen sollte, müssen wir an und für sich schon für unwahrscheinlich halten. So bietet uns denn auch in der Tat das Halligh aus im Durchschnitt eine Form des Grundrisses dar, die eine allmähliche Verkümmerung des Wirtschaftsteiles des Hauses zu gunsten des Wohnteiles erkennen läßt.

Es leuchtet ein, daß in denjenigen Gegenden, wo der Ackerbau nur sehr wenig oder garnicht betrieben wird, auch die Deele, die große Dreschtenne, in ihrer Wichtigkeit sehr stark eingeschränkt und verkümmern wird, oder endlich sogar ganz verschwinden kann. Nun aber ist der Ackerbau auf den Halligen infolge der Natur des Landes ganz unmöglich. Die Bevölkerung

110) In diesem Punkte ist eine Bemerkung des Herrn Baurat Prejawa in seinen sonst sehr willkommenen Ergänzungen zu meinem Bericht über das Diepholzer Flett und Dönse (Mitteilungen aus dem germ. Museum 1903 S. 131 ff.) zu berichtigen (vergl. a. a. O. S. 134).

111) Vergl. die im Deutschen Bauernhaus-Werk mitgeteilten Grundrisse.

ist, abgesehen von dem erwähnten stark entwickelten Schifferleben, in landwirtschaftlicher Beziehung lediglich auf Viehhaltung und Heuernte angewiesen[112]). Die wirtschaftliche Notwendigkeit der Dreschtenne ist dadurch gänzlich aufgehoben, und auch die durch sie bedingten weiten Bodenräume erschienen dem Bauern allem Anschein nach nicht so wichtig und unentbehrlich, daß sie die, zumal bei dem Mangel an Bauholz sehr beträchtlichen Baukosten notwendig erscheinen ließen. Man konnte sich in dieser Hinsicht behelfen, und man behalf sich tatsächlich in der Weise, wie Biernatzki es schildert: »Das geborgene Heu wird in Diemen zusammengehäuft, über die ein Flechtwerk von Stroh, an beiden Enden mit Steinen belastet herabhängt, wodurch sie eine solche Festigkeit gewinnen, daß nur mit einem eisernen Spaten das zum jedesmaligen Gebrauche Nötige abgestochen werden kann, und diese Heuberge an der Seite des Hauses oft noch eine Zuflucht geben, wenn die Mauern vor der Gewalt der Wellen niederbrechen«[113]). Damit war auch der letzte Grund geschwunden, der innerhalb des gegebenen Hausgedankens eine Beibehaltung der Tenne hätte stützen können.

Dieser Entwicklung gemäß treten uns auf den nordfriesischen Inseln Grundrißformen entgegen, in denen die Diele entweder zu einem beinahe quadratischen Gemach verkürzt ist, wofür Jensen a. a. O. S. 201, Fig. I ein Beispiel bietet, oder zu einem zwischen Stallungen und Wirtschaftsräumen durchlaufenden Gange zusammengeschrumpft ist, wobei die T-förmige Lage dieses Ganges zum Hausflur noch an die alte Gruppierung erinnert. Für dieses letztere Entwicklungsstadium hat Uhle auf der Insel Föhr einen Beleg gefunden und a. a. O. S. (65) Fig. 7 abgebildet. Auch der von Traeger, Halligen S. 255 Fig. 9 dargebotene »Grundriß des Hauses einer der größten Halligstellen« erinnert noch daran. Bei kleineren Haushaltungen aber schwindet schließlich auch der letzte Rest, ja man kann sagen jede sichtbare Erinnerung an den alten Dreschraum. Seine einzige Nachwirkung ist nur noch in der Tatsache zu verspüren, daß das Haus durch den von der Haustür zur Hintertür quer durchlaufenden Flur nicht nur räumlich, sondern auch wirtschaftlich in zwei von einander geschiedene Teile zerlegt wird, indem auf der einen Seite des Flures sämtliche Wohnräume, auf der anderen sämtliche Stallungen untergebracht sind. Dieses Stadium wird durch den von Jensen a. a. O. S. 201 abgebildeten Grundriß eines Föhrer Hauses vertreten, welches sich auch durch den Abbruch einer ehemaligen Scheune und eines Gefaches des Wohnteiles als in der Verkümmerung befindlich darstellt.

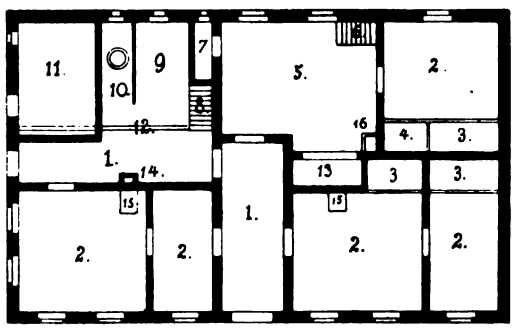
Derselbe Zustand, der durch den — gleichfalls als »Diele« bezeichneten — Flur vollzogenen Trennung von Wohn- und Wirtschaftsräumen wird auch

112) Traeger, »Friesische Häuser« S. 114. Jensen a. a. O. S. 138.

113) Biernatzki, »Die Hallig« S. 10/11. Trotz der von Traeger, »Halligen« S. 240 an B. geübten Kritik, daß seine Halligschilderungen nicht ganz zuverlässig seien, darf obige Schilderung wohl als der Wahrheit entsprechend angenommen werden, zumal wenn wir die von Meiborg Abb. 89 u. 90 dargebotenen Bilder zweier Pellwormischer Bauernhöfe damit vergleichen, die von einer erstaunlich großen Reihe hoch aufgetürmter Diemen dicht umdrängt sind.

noch durch den Grundriß des »Hauses Prott in Westerland« auf Sylt dokumentiert, der in dem deutschen Bauernhauswerke auf Tafel »Schleswig-Holstein Nr. 10« dargeboten ist. Aber auch hier hat sich bereits der Wohnteil zu ungunsten des Wirtschaftsteiles ausgedehnt, denn von diesem letzteren ist ein neben dem nach der Hintertür gerichteten Flurteile, der sogen. Hinterdiele gelegener Raum als Leutestube benutzt, mithin zum Wohnraum geworden. Erst damit ist der entscheidende Schritt getan, der uns endlich zu der Einteilung des kleineren Durchschnittshauses der Halligen führt. Traeger hat von denselben in seinem Aufsatz »Friesische Häuser« Fig. 1—3 einige Grundrisse dargeboten, und diese gebe ich hier in Fig. 31—33 wieder[114]).

Von diesen 3 Häusern kann man, wenn man will, das zuerst im Grundriß wiedergegebene (Fig. 31) noch ähnlich wie das eben besprochene Haus Prott in Westerland beurteilen. Auch hier kann man zur Not noch in der Gruppierung der beiden Dielen zu einander die Reste der alten T-förmigen



Zu Fig. 31:
1) Diele. 2) Wohnräume.
3) Wandbetten. 4) Wandschrank.
5) Küche. 6) Kellertreppe.
7) Speisekammer. 8) Bodentreppe.
9 u. 11) Stallräume.
10) Brunnenraum. 12) Düngerrinne.
13) Herd. 14) Schornstein.
15) Einlegeröfen. 16) Dittenschacht.

Fig. 31. **Grundriss eines Hallighauses** nach Traeger, Friesische Häuser S. 114.

Disposition erkennen. Aber mehr noch als in jenem Hause sieht man hier, wie der Bedarf an Stall- und Wirtschaftsräumen zurückgegangen ist. Sie sind fast auf ein Sechstel der gesamten Bodenfläche des Hauses beschränkt, und dafür sind die beiden links von der Hauptdiele gelegenen Räume, die eigentlich mit zum Wirtschaftsteile des Hauses gehören, zu Wohnzwecken verwandt worden. Nicht wesentlich anders erscheint die Beschränkung der

114) Johansen gibt für das Hallighaus noch eine reinliche Trennung von Wohnteil und Wirtschaftsteil als allgemein üblich an, denn er sagt in seinem »Halligenbuch« S. 28 »Nur an der einen Seite der Haustür sind einige größere Fenster; denn dies ist die Seite, wo sich die Wohnzimmer und die Küche befinden, während die andere Hälfte des Hauses als Stallgebäude, Feuerungs- und Heuraum benutzt wird und daher nur mit kleineren Fenstern versehen ist«. Daß diese Mitteilung zum mindesten nicht durchgehend richtig ist, wird durch Träger's Grundrisse klar erwiesen. Johannsen kann darum für manche Fälle, wo es sich um größere Betriebe handelt, trotzdem Recht behalten mit seiner auf S. 32 gemachten Angabe, daß »vielerwärts mehr als die Hälfte des Hauses für landwirtschaftliche Zwecke eingerichtet sei«. Dann sind eben dem einfachen Hausrechteck noch besondere Wirtschaftsräume durch Anbauten hinzugefügt. Aber darum handelt es sich hier nicht. Für uns ist hier vielmehr die Frage, ob der Flur das Haus immer in der Weise durchschneidet, daß er Wohnteil und Wirtschaftsteil völlig von einander trennt. Unsere Grundrisse zeigen, daß er das nicht tut.

wie der Fries unter dem Deckel, flaches Rankenornament über ausgehobenem Grund als Füllung. Im Fries noch zwei Quadrate mit Einlagen aus hellem Holz und Fischbein. Auch die Seitenwände sind in je zwei Felder gegliedert.

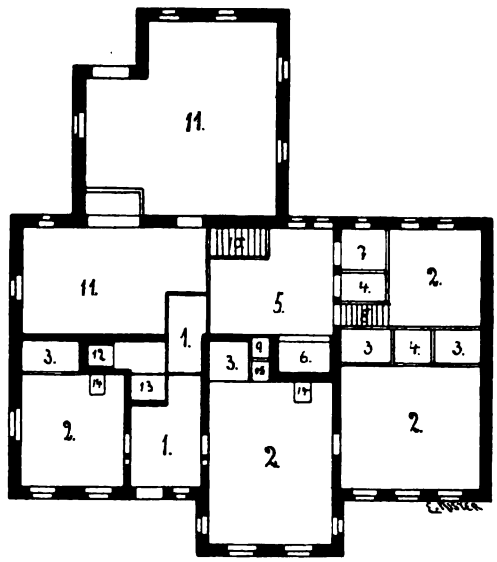
Von den schleswig-holsteinischen Stücken ist die in der Blink aufgestellte große Truhe die bedeutendste. Sie hätte, da sie im Aufbau und der Behandlung den beiden großen, oben beschriebenen, aus Bremen stammenden Truhen (s. die Fig. 67) gleicht, mit demselben Recht auch bei den bürgerlichen Truhen behandelt werden können und verdankt auch sicher einem der bedeutenderen Holsteinischen Schnitzer vom Beginn des 17. Jahrhunderts ihre Entstehung. Bezüglich des Aufbaus der Seitenteile und des Deckels kann auf die Beschreibung der erwähnten beiden Truhen verwiesen werden. Auch hier begrenzen das Vorderbrett zwei Hermen mit nicht ausgefüllten (vielleicht einmal bemalten) Wappenschilden. Der obere Fries mit drei Füllungen in liegenden Rechtecken entspricht in seiner Ausstattung genau dem unteren Vorderbrett bis auf die unten fehlenden Karyatidenhermen zwischen den einzelnen Feldern. In den einzelnen Füllungen, Köpfe mit schon recht barockem Rankenwerk, in hohem Relief. Der Hauptfries enthält durch vier Karyatiden geschieden, die für diese Truhenart üblichen fünf Reliefs: Sündenfall, Opferung Isaaks, Verkündigung, Geburt Christi und Himmelfahrt. Die Arbeit ist derb, aber recht tüchtig und wirkungsvoll.

Mehr dem späteren ostfriesischen Typus nähert sich eine zweite holsteinische Truhe. Denn auch sie hat die Vierteilung der Vorderwand. Aber ihr fehlen nicht nur die Kufen und das vordere Zwischenbrett, an deren Stelle ein niedriger profilierter Sockel ohne Füße tritt, sie zeigt auch in ihrer

Fig. 80. Niederrheinische Truhe; 16. Jahrh.

ganzen Formgebung ein genaueres Kennen der Architekturformen der Renaissance, so stumpf und andeutungsweise dieselben auch nur herauskommen. Die Bögen der vier an allen Seiten folgerichtig umrahmten Felder stehen auf kannelierten Pilastern, in den Bogenzwickeln ganz korrekte Blattrosetten.

nicht den geringsten Anhaltspunkt finden, trotzdem der Verkehr mit Holland, wie wir fernerhin sehen werden, sonst reichlich bezeugt ist. Ich darf aber natürlich die endgültige Entscheidung dieser Frage der weiteren Lokalforschung überlassen. Ganz entschieden ablehnen muß ich es dagegen, wenn Traeger »das fränkische Haus« — er meint wohl allgemein den oberdeutschen Haustypus — zum Vergleiche heranziehen will. Eine solche Zusammenstellung scheint mir nur geeignet, den Leser gründlich in die Irre zu führen. Soviel ist ja freilich sicher, daß die Stube als Wohnraum — auch hier wird sie nach Traeger, Fries. Häuser S. 115 als »Dönse« bezeichnet — vom oberdeutschen Hause her in das niederdeutsche eingedrungen ist, und daß dadurch, aber auch erst dadurch gewisse Ähnlichkeiten in Bezug auf den Wohnteil des Hauses zustande gekommen sind. Aber man darf doch nie vergessen,



Zu Fig. 33:
1) Diele.
2) Wohnräume.
3) Wandbetten.
4) Durchgänge.
5) Küche.
6) Herd mit Backofen.
7) Speisekammer.
8) Kellertreppe.
9) Dittenschacht.
10) Bodentreppe.
11) Stallräume.
12) Schornstein.
13) Gerätkammer.
14) Einlegeröfen.
15) Wandschrank.

Fig. 33. **Grundriss eines Hallighauses** nach Traeger, Friesische Häuser S. 113.

daß diese Ähnlichkeiten nur sekundärer Natur sind, sodaß das unnötige Bezugnehmen auf Erscheinungsformen des oberdeutschen Hauses eher geeignet ist, die Frage nach der Entwickelungsgeschichte des friesischen Hauses zu verwirren als sie zu klären.

Die neben den Grundrissen stehenden Erklärungen habe ich von Traeger gleichlautend übernommen. Dieselben zeigen leider insofern eine Lücke, als in allen drei Fällen die mit 2 bezeichneten Hausteile schlechthin »Wohnräume« genannt sind. Nun aber begegnet in Bezug auf sie gerade am nordfriesischen Hause eine Unterscheidung, wie sie die deutschen Hausformen sonst heute nicht mehr kennen, und die in den beiden verschiedenen Benennungen »Dönse« und »Pesel« zum Ausdruck kommt. Es scheint daher angebracht, an dieser Stelle ein paar kurze Bemerkungen über jene beiden Namen und Begriffe einzuschalten, und es muß gleich von vornherein gesagt werden, daß über ihre sprachgeschichtliche Erklärung wohl unter den Germanisten ziem-

Die interessanteste Truhe des Halligenzimmers die von der Insel Röm in Nordfriesland stammende (Fig. 79). Die Einteilung der Vorderwand in vier Felder entspricht derjenigen der ostfriesischen Stücke. Allerdings fehlen die Kufen und das Vorderbrett, allein der jetzige Zustand bietet keine Gewähr, daß er

Fig 82. Westfälische Truhe vom Jahre 1790. Bezeichnet: „Johann Peter Viertel."

der einstige ist. Die Art der Schnitzerei, die eigentlich bandartige Behandlung des Rahmenwerks der Pflanzen in den vier Füllungen und ihren Umrahmungen hat unstreitig etwas an altnordische Art Erinnerndes. Diese eigentümliche Stilisierung tat einer gewissen treuen Naturbeobachtung keinen Eintrag, wie man denn auf der zweiten Füllung von links deutlich eine Fenchelstaude erkennen kann. Die Entstehungszeit des eigenartigen Werkes dürfte in das 17. Jahrhundert fallen.

Daß übrigens auf den Halligen die geschnitzte Truhe nicht allein die herrschende war, beweist ein anderes Exemplar von einfacher Kistenform mit vorspringendem Deckel. Dieselbe, grün gestrichen, hat an den Ecken und an der unteren Vorderkante je drei reich geschmiedete senkrechte Eisenbänder.

Ehe wir uns nun den späteren Truhen der Elbmarschen zuwenden, sei der Weg nochmals nach Westen an den Niederrhein zurückgelenkt.

Wohl ebenso früh, wie die ältesten friesischen Truhen, dürfte ein abweichendes Stück sein, das sich nach seinen Verzierungsmotiven als niederrheinisch ansprechen läßt. Wenn auch nicht datiert, läßt die stilistische Behandlung der gotischen Formen sicher auf eine Anfertigung im 16. Jahrhundert schließen (Fig. 80).

Die kräftigen Eckriegel bilden das Gerüst der Truhe, zwischen denen die Vorder-, Rück- und Seitenwände (Rahmen und Füllung ohne Gehrung) eingespannt sind. Auch der Deckel ist ähnlich behandelt. Die etwas über den Truhenboden herabreichenden Pfosten bilden zugleich die Füße. Die vier gleichen Füllungen tragen die eigenartigen achtförmigen Bandverschlingungen der niederrheinischen Kunst mit Arabesken im mittleren Kreis. Das Blattwerk

lich aber wie kommt es, daß der niederdeutsche Bauer, der die Errungenschaft der Stube doch dem oberdeutschen Hause und nicht dem slavischen zu verdanken hatte, für diesen neuen Raum nicht auch den oberdeutschen Namen, sondern vielmehr das slavische Fremdwort übernommen haben sollte. Das sind lauter Fragen, auf die meines Wissens bislang jede Antwort fehlt? Man sieht daraus, wie sehr es noch an der genaueren Erforschung der Geschichte des niederdeutschen Hauses mangelt [119]).

Viel energischer können wir uns vom Standpunkte der Hausforschung mit der sprachgeschichtlichen Erklärung des Namens »Pesel« auseinander setzen. Derselbe ist bezeugt als niederd. »pisel, pesel«, altfries. »pisel«, mhd. »phiesel« [120]). Er stammt vom mlat. pisalis, dessen Herkunft Du Cange V, 266 c erklärt: »vox autem formata est ex latino pensile, i. locus, in quo pensa trahunt mulieres.« Diesem hat sich Wackernagel in seinem Aufsatz: »Die Umdeutschung fremder Worte« (Kleine Schriften III, S. 275 Anm. 1) angeschlossen, und er sagt, der Pesel sei »eigentlich Arbeitsraum der Weiber und deshalb ein heizbarer Raum«. Ihm sind dann alle weiteren lexikalischen und archäologischen Behandlungen des Pesels in dieser Erklärung so sehr gefolgt, daß es heute für die Sprachforschung durchgehends festzustehen scheint, daß der Name Pesel nichts anderes als einen heizbaren Raum bezeichne [121]). In der Tat lassen sich in der mhd. Literatur eine ganze Reihe von Belegen für die Heizbarkeit des Pfiesels anführen, und besonders die von Schmeller nachgewiesene Bezeichnung »Pfiesel« für einen stark geheizten Trockenraum in Salzsudwerken sowie die Tatsache, daß erstens die französische Bezeichnung für Ofen, poêle, ebenfalls auf mlat. pisalis zurückgeführt wird, und daß sich ferner schon mittelalterlich die Umdeutung pilase zu pirale (πῦρ) findet, scheint die Anschauung zu stützen, daß der Pesel von Anfang an ein Wärmeraum sein müsse.

Trotzdem bleibt es für die richtige Beurteilung wichtig, hervorzuheben, daß der Pesel seinem sprachlichen Ursprung nach nur ein Arbeitsgemach für Frauen bedeutet, gleichgültig ob mit oder ohne Heizung [122]). Wenn er später

119) Um der Sache näher zu kommen, hätte man wohl zunächst einmal zu konstatieren, wie weit im niederdeutschen Hause die Dönse bei ihrer ersten Verbreitung wirklich als Wohnraum im Sinne der oberdeutschen Stube benutzt ist. Daß das zunächst nur sehr spärlich geschehen ist, und daß die Dönse in dieser Beziehung noch bis tief in's 19. Jahrhundert hinein hinter dem Flett als Wohn- und Arbeitsraum zurückstehen mußte, das beweist — wie mir scheint — eine Mitteilung von Allmers (Marschenbuch S. 184), der im Anschluß an die Besprechung der rückwärtigen Herdwand fortfährt: »Erst hinter dieser Wand sind die Zimmer, die aber nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Kindstaufen gebraucht werden«, eine Bemerkung übrigens, die offenbar die Verhältnisse des sächsischen Hauses im Auge hat.

120) Vergl. Heyne, a. a. O. I, S. 122 u. 166.

121) Vergl. Heyne a. a. O.; K. Weinhold, »Die deutschen Frauen« 3. Aufl. II, 88. Grimm, Deutsches Wörterb. VII, 1696. Ferner die Wörterbücher von Schmeller 2. Aufl. I, 442. Lexer II, 243. Müller-Zarncke II, 1. Abt. S. 493.

122) Dem entspricht durchaus die Art, in der sich Brinckmann, »Das Hamburgische Museum« S. 662 darüber äußert, wo er zugleich mitteilt, daß der Name »in ähnlicher Form auch im skandinavischen Norden vorkommt«.

Mittelfrieses und die Ranken am Untersatz so flott und verständnisvoll behandelt, daß es auch dem Schreiner einer größeren Stadt alle Ehre machen würde (Fig. 82).

Etwas weiter östlich in das niedersächsische Gebiet führt uns die im Herrschaftszimmer des Fletts der im niedersächsischen Hause befindlichen Truhe aus der Diepholzer Gegend. In der Dönse des niedersächsischen Fletts steht zwar nicht die für die dortige Innendekoration so charakteristische Truhe, wie sie Baurat Prejawa in seiner Abhandlung über das niedersächsische Bauernhaus abbildet und beschreibt (Mitt. des Germ. Mus. 1903, S. 148) aber ein

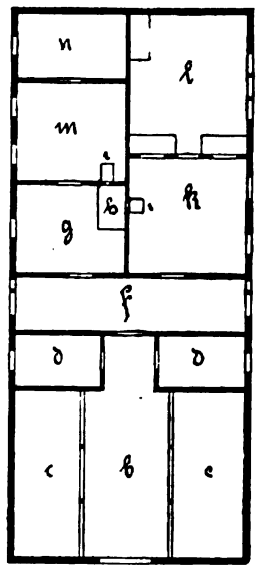
Fig. 84. Truhe aus der Wilstermarsch 1809.

ebenfalls echt bäuerliches Stück (Fig. 83, abgebildet auch bei O. Lauffer, Die Bauernstuben des Germ. Museums, Mitt. des Germ. Mus. 1903, S. 39). Die unter dem Schlüsselloch mit J. M. L. 1769 bezeichnete Truhe gehört zum Typus der ostfriesischen Kufentruhe mit vierteiliger Vorderwand und schrägem Vorderbrett. In den Füllungen hoch herausprofilierte Achtecke. Am Vorderbrett und den Umrahmungen der Füllungen derbes, aber kräftig wirkendes stilisiertes Blattwerk und Rosetten. Aus der Truhe spricht wirklich die urwüchsig derbe Art des niedersächsischen Volkstums zu uns.

Den Beschluß der niederdeutschen Bauerntruhen mögen diejenigen aus den Elbmarschen bilden.

Eine besonders schöne Truhe kann das Museum aus der Wilstermarsch sein eigen nennen. Fig. 84 gibt dieselbe wieder. Sie weicht von dem sonstigen niedersächsischem Schema ebenso weit ab, als die Vierländer Brauttruhe. Der Kasten ist in seiner Vorderseite ganz frei behandelt. Zwei Hochfüllungen mit reich gekröpfter Umrahmung, enthalten in ihrer Mitte den jenen Marschgegenden eigentümlichen, in Bein eingelegten Stern, der auch in den Zimmervertäfelungen immer wiederkehrt. Außerdem wird die Vorderseite durch drei pfeilerartige Vorsprünge gegliedert, die zwischen Rocailleornament und Fruchtzieraten je einen nackten Knaben in hoher Reliefschnitzerei zeigen. In den Zwickeln der gekröpften Füllungen Blumenwerk und Vögel. Im Fries unter dem schwach gewölbten Deckel der Name des Besitzers Claus

Zu dem Zwecke ist zunächst daran zu erinnern, daß die Heizung durch den sogen. »Bilegger« geschieht, d. h. durch einen Ofen, der nicht vom Zimmer selbst angeschürt wird, sondern sich an die Herdwand der Küche anlehnt und vermittels eines durch diese Wand sich öffnenden Schürloches von der Küche aus — vielfach unter direkter Übertragung des Herdfeuers — geheizt wird. Eine andere Art von Öfen gibt es im Bauernhause, man kann fast sagen bis heute, überhaupt nicht, und es ist klar, daß infolgedessen dort nur derjenige Wohnraum geheizt werden kann, der sich an die äußere Seite der Herdwand anlehnt. Nun aber vergleiche man damit die Gruppierung der Wohnräume, die sich bei der, wie wir früher sahen, durch den quer durchlaufenden Flur veranlaßten, von Haus aus typischen Trennung von Wirtschaft- und Wohnräumen ergab. Ich kann mich dabei auf Clements Worte beziehen: »Von



a) Einfahrtstor.
b) Diele.
c) Siedeln (Stallräume).
d) Bettverschläge für das Gesinde.
e) Haustüren.
f) Hausflur.
g) Küche.
h) Herd.
i) Bilegger.
k) Dönse.
l) Pesel.
m) Dönse für die Altenteilsitzer.
n) Kammer (zur Aufbewahrung der Milch u. s. w.)

Fig. 34. **Schematischer Grundriss eines Friesenhauses aus Ostenfeld.** Nach Jahn i. d. Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. XXII. 1890. S. (532.)

der Haustür bis zur Gartentür geht ein Gang gerade durch, nun hat man entweder links vorn die Tenne, hinten den Stall, und rechts vorn die Stube (mit Pesel) hinten die Küche, oder umgekehrt rechts Tenne und Stall und links Stube und Küche, oder man hat links vorn die Küche, hinten die Stube und rechts vorn die Tenne, hinten den Stall oder umgekehrt rechts Küche und Stube und links Tenne und Stall. Das ist das echte eigentümliche friesische Haus«[125]).

Daraus geht, soweit es für uns wichtig ist, folgendes hervor: An den Flur, die Diele, lehnen sich auf der Wohnseite zwei Räume, die Küche und das Wohnzimmer, die Dönse. Die Trennungswand zwischen ihnen ist die Feuermauer, an welcher einerseits der Herd, andererseits der Bilegger liegt. In der Verlängerung nach der Giebelseite des Hauses liegt dann hinter der

125) Vergl. Clement, a. a. O. S. 134—135.

truhen, von denen das Museum zwei besitzt, gehören dem Typus der Stollentruhe an. Ihre Besonderheit besteht in dem rund gewölbten Deckel und der Schrägrichtung der Wände und Stollen, wodurch der Truhenkasten oben enger als unten wird. Auch steht der Kasten beträchtlich hoch über dem

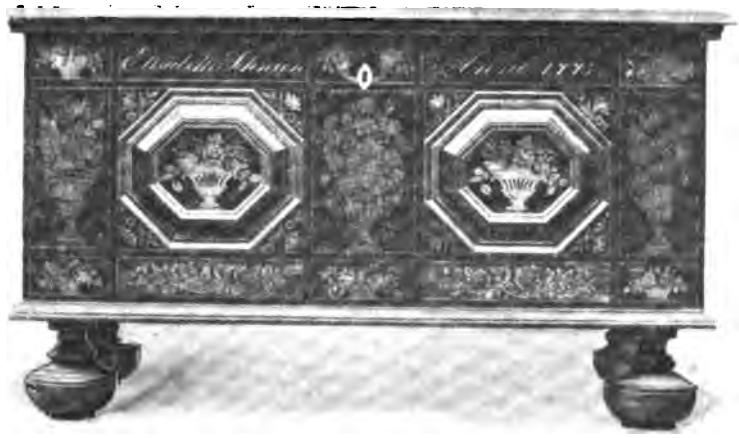


Fig. 86. Frauen- (Braut-) Truhe aus den Vierlanden; 1775.

Boden, etwa zwei Fünftel der Gesamthöhe der Truhe, und die tragenden Stollen sind erheblich breit. Das einfachere und wahrscheinlich ältere Exemplar dieser Gattung, dessen Herkunft ausnahmsweise durch keine Bezeichnung festgestellt wird, hat außer dem großen Schloßblech, das noch Nachklänge an gotische Bildung zeigt, keinen Schmuck als einen eingeschnittenen, an den Innenseiten der Vorderstollen und der Unterseite der Vorderwand herumlaufenden, schmalen Fries von aneinander gereihten Ringen. Das zweite, reichere Exemplar (Fig. 85) ist eigentümlich reizvoll durch die Mischung der eigentlich mittelalterlichen Grundform mit der eigenartigen Vierländer Zierweise des 18. Jahrhunderts, für die das Stück ein früher Beleg ist. Es ist in einem eingeschnittenen Fries bezeichnet: Peter Timman 1746. In den schmalen, ausgestochenen Friesen, die senkrecht und wagrecht an den Vorderstollen und der mittleren Vorderwand sich finden, findet sich ein- oder beiderseitig eine blattwerkartige Endigung. Im Übrigen beschränkt sich die Einlegearbeit in dem roh gelassenen Eichenholz auf einfache geometrische, meist sternförmige Bildungen.

Ganz anders die Frauentruhe (Fig. 86), die der eigentlichen Blütezeit der Vierländer Schreinerkunst angehört. Nach der Inschrift ist sie für Elisabeth Schween 1775 gefertigt. Abgesehen von den Kugelfüßen hat sie ganz die Form des großen Holzkoffers, als welcher sich die Truhe ja auch in primitiver Form in das 19. Jahrhundert hinübergerettet hat. Unser Exemplar ist von sauberster und sorgfältigster Arbeit und durchweg fourniert. Der gewölbte Deckel, heller Grund mit dunkler Umrahmung, hat in der Mitte ein Feld, auf dem eine Jardiniere eingelegt ist, in den vier Ecken Rosetten. Die Verzierungen der Zierseiten, eingelegte Blumenvasen, darunter zwei auf acht-

her an den Wänden die großen eichenen Kisten mit künstlichem Eisenbeschlag von durchbrochener Arbeit, rot oder grün ausgemalt, mit Blumen, Namenszügen und Jahreszahlen, zumal der Jahreszahl der Verheiratung des Ehepaars. In diesen Kisten befinden sich die Schätze von Bett- und Leinenzeug. Wir erblicken außerdem regelmäßig noch einen großen, bis zum Boden reichenden braunen Schrank, reich verziert mit Schnitzwerk.... Der Pesel ist ohne Ofen, mit steinerner Diele; er wird gebraucht an den Tagen besonderer Familienereignisse. Hier ist die Hochzeit gehalten; hier haben sich die Gäste an den Tauftagen der Kinder versammelt; hier sollen die Leichen der verstorbenen Hausbewohner stehen, wie wohl schon deren viele hier gestanden haben mögen. Da hat der Küster, ehe die Leichen aus dem Hause gebracht wurden, einen Gesang angestimmt und eine Parentation gehalten, dann haben die Verwandten und Nachbarn zahlreich ringsumher gesessen beim Trauermahl (Erbbier) nach angehörter Leichenpredigt und nach geschehener Bestattung des Toten.« Diese Schilderung gilt für das Angler Haus, aber auch sonst wird der Pesel, vielfach fast mit den selben Worten, als ein Raum geschildert, der je nach Bedarf als Prunk- und Staatsstube hergerichtet oder überhaupt zu allen Veranstaltungen innerhalb des Wohnungswesens benützt wird, zu denen die Dönse keinen ausreichenden Platz gewährt[127]), und wenn in einer, speziell auf das uns hier zunächst interessierende Hallighaus bezüglichen Stelle der Pesel nur als »großer Raum, der zur Sommerszeit das Wohn- und Gartenzimmer bildet«, bezeichnet wird, so ist damit sein Wesen wohl nicht mit hinreichender Genauigkeit umschrieben[128]).

Nach alledem ist nun zwar der Name und die heutige Benutzung des Pesels ziemlich klargestellt, allein es bleibt dabei doch immer noch unsicher, wie es kommen konnte, daß der Pesel sich überhaupt als ständiges und typisches Glied in den Wohnteil des Friesenhauses eingeschoben hat, eine Frage, die meines Wissens in dieser Form bislang überhaupt noch nicht gestellt worden ist, deren sichere Beantwortung aber für die Hausforschung von wesentlicher Bedeutung sein würde. Ich denke mir die Entwicklung etwa folgendermaßen: In dem Urtypus des Friesenhauses lag der Herd an der Rückwand der Diele, der Dreschtenne, und die seitlichen Kübbungen wurden einerseits als Wohnraum, andererseits als Spülraum benutzt. Als dann unter dem Einflusse des oberdeutschen Hauses hinter der Herdwand noch ein Wohnteil angefügt wurde, bestand derselbe zunächst nur aus zwei Räumen (k und g in Fig. 34). Diese übernahmen lediglich die Haushaltsfunktionen der Kübbungen, d. h. der eine (k) wurde Wohnraum, der andere (g) Spülraum. Der Herd blieb

127) Vgl. Johansen, a. a. O. S. 32 (übrigens fast die einzige Stelle, wo das Fehlen des Ofens nicht besonders erwähnt ist); Kohl, a. a. O. I. S. 114; Meitzen S. 11; Sauermann, a. a. O. S. 42; Uhle, a. a. O. S. (66); O. Schwindratzheim, »Deutsche Bauernkunst«. Wien. Martin Gerlach & Co. 1904. S. 28. Ebenso die Mitteilungen über die »große Stube« (Storstuen) bei Tröls Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien, während des 16. Jahrh.« Kopenhagen 1882. S. 218/19.

128) Th. Mügge, »Eine Sturmnacht auf den Halligen« in Honeks Buch für Winterabende 1849 S. 146 (zitiert nach Grimm Wb. VII, 1868).

in sehr mangelhafter Zeichnung und Ausführung. Vorn vier Füllungen, zweimal der St. Georg zu Pferd und eine stehende männliche, wahrscheinlich Apostelfigur. Von den zwölf kleinen Füllungen auf dem Deckel haben sechs Blumen und Rankenwerk mit Vögeln. Das Rahmenwerk, das bei den größeren Füllungen der Vorderseite und des Deckels vielfach verkröpft ist, ist aus Eichenholz und die Truhe steht ohne Füße auf dem Boden auf.

Fig. 88. Oberhessische Truhe; 17. Jahrh.

Die zweite nach der Bezeichnung A. B. E. H. 1750 etwas ältere Truhe ist einfacher. Auch hier ist verschiedenfarbiges Holz zu Füll- und Rahmenwerk verwendet und das Rahmenwerk durchweg verkröpft (mit sogenannten Ohren). Aber es fehlt die eingelegte Arbeit und an Stelle der größeren Füllung tritt eine nochmals hineingesetzte kleinere Füllung mit Rahmen. Die Einteilung und Zeichnung der verschieden großen Füllungen, vorn sechs, auf dem Deckel zehn, ist eine recht geschmackvolle und läßt das Möbel als eines der besten der Bauernkunst des 18. Jahrhunderts erscheinen.

Der in Fig. 87 abgebildeten Truhe steht eine etwas spätere aus Niederhessen nahe. Auch hier eine durch drei Bogenstellungen gebildete Front, zwischen denen ausgestochen stilisierte Laubwerkfüllungen angebracht sind. Eigentümlich, daß die Pfeilerprofilierungen als Rahmenwerk unten unter den Füllungen durchgeführt sind. In den Bogenzwickeln je ein Herz, an den Seitenteilen einfaches Rahmen- und Füllwerk. Die vier Füße bestehen aus zwei rechteckig gestellten Brettern mit viertelkreisförmigem Ausschnitt. Unter dem Dechel der ganz in Eichenholz ausgeführten Truhe ein einfaches Konsolenfries.

Einen anderen niederhessischen Typus, der fast an denjenigen der Halligen erinnert, gibt eine Eichenholztruhe wieder. Die Vorderseite ist mit

Fig. 89. Truhe aus dem Klettgau; 1668.

Fig. 90. Bäuerliche Renaissancetruhe aus dem Wiesbachtal (Kanton Wallis).

Damit haben wir, wie ich hoffe, das Haus der Halligen in seiner baulichen Art auch vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte ein wenig kennen gelernt, und wohl könnte es uns locken, uns nun auch durch einen Rundgang mit der inneren Ausstattung aller seiner Räume bekannt zu machen. Jedoch hier müssen wir uns bescheiden: die Stube allein konnte im Germanischen Museum aufgebaut werden, und so können wir auch nur ihr noch unsere weitere Betrachtung hier zuwenden.

Ehe wir in der Reihe der Museumsbauernstuben die Tür zur Dönse des Hallighauses öffnen, müssen wir gleich mit einem Geständnis beginnen. Der Raum, so wie wir ihn sehen werden, ist nicht etwa, wie es wünschenswert wäre, in allen seinen Teilen von einer der Halligen nach Nürnberg übertragen worden, um dort genau in derselben Weise wieder aufgebaut zu werden. Nur für die Möbeln und Ausstattungsstücke trifft das völlig zu. Die Bauteile dagegen sind leider nicht durchweg alt, sodaß manches ergänzt werden mußte. Dazu kommt auch noch, daß der umschließende Museumsbau gerade für diese Stube nur einen so knapp bemessenen Raum übrig ließ, daß eine der vorhandenen Türen an einer Stelle in die Wand eingesetzt werden mußte, wo sie in Wirklichkeit niemals stehen kann. Wenn man also in Rücksicht auf den Hausgedanken, von dem jede Stube einen Teil bildet, an der Halligstube des Germanischen Museums Kritik üben will, so ist das, wie wir uns selbst am wenigsten verhehlen, durchaus berechtigt. Hier könnte wiederum nur ein Freiluftmuseum allen Ansprüchen Genüge tun. Wer aber von jenem erwähnten Mangel absieht, indem er mehr auf die zur Anschauung gebrachte Hauskultur und auf die in die Augen fallende reiche Betätigung der lokalen »Bauernkunst« den Nachdruck legt, der wird sich alsbald überzeugen, daß das Museum über eine verhältnismäßig große Zahl durch ihre Ausstattung bemerkenswerter Einzelstücke verfügen konnte. Und hoffentlich wird man uns dann auch darin Recht geben, daß es doch wohl am meisten sich empfahl, alle diese Stücke samt Möbeln und Gerät in wenn auch nur annähernd zutreffender Weise zu einem geschlossenen Raume zu vereinen, denn daß sie hier wesentlich besser und richtiger zur Geltung kommen als in einem großen Museumssaale, wird niemand bestreiten können.

Der Raum soll, wie bemerkt, eine Halligdönse zur Anschauung bringen. Er ist 3,85 m lang und 3,35 m breit. Seine Höhe beträgt 2,60 m. Wesentlich bleibt das nicht hinter den gewöhnlichen lokalen Verhältnissen zurück, denn auch mit Bezugnahme auf die im Flensburger Museum aufgebaute »Wohnstube von der Hallig Hooge« berichtet Sauermann (S. 30) erklärend: »mit Rücksicht auf die hohe exponierte Lage des Hallighauses auf der Werft sind die Größen- und Höhenabmessungen beschränkt.« Ebenso wäre auf Jensens Angabe zu verweisen, daß die Stubendecke nur sechs bis sieben Fuß über dem Fußboden lag: »man erzielte dadurch eine leichter zu erwärmende Stube, die meist nur klein war« [138]).

138) Jensen, a. a. O. S. 196. — Für das sächsische Haus in Schleswig-Holstein gibt Hamm a. a. O. S. 606 a eine Stubenhöhe von selten mehr als 10 Fuß an.

Von den bemalten Möbeln, über deren Behandlung auf die bezüglich dieser Art gemachten Bemerkungen bei den Bettstellen verwiesen sei, nimmt den ersten Rang dem Alter nach die des oberbayerischen Zimmers von 1667 ein (Fig. 91). Dieselbe ist farbig auf Tafel 2 des Werkes von Franz Zell »Bauernmöbel aus dem bayerischen Hochland« wiedergegeben. Die Schreinerarbeit ist wie an allen diesen Möbeln die denkbar einfachste. Die gemalte Dekoration und der Aufbau folgt dem Typus der tirolischen und oberdeutschen eingelegten Truhe. Die Ornamentik wirkt bei aller Naivität in den älteren, besseren Stücken, zu welchen auch unsere Truhe zu zählen ist, sehr frisch. Die Hauptsache aber ist die kräftige und doch gut abgestimmte farbige Behandlung. Die Grundtöne sind Blau und Weiß, die abwechselnd auch als Grund erscheinen. Die umrahmenden Glieder sind rotbraun gestrichen, dazwischen kommt sparsam verwendet ein mattes Braun und Grün vor.

Der oberbayerischen Kistlerarbeit steht die der deutschen österreichischen Lande am nächsten. Während wir keine bayerische Truhe des 18. Jahrhunderts besitzen, ist eine solche aus Dalaas in Tirol vorhanden, die freilich keine hervorragenden Eigenschaften besitzt. Der Grund ist in grünblauer Steinfarbe, die Profilierungen und die drei achteckigen Füllungen der Vorderseite sind weiß-rot marmoriert. Nebst mehreren Buchstaben findet sich die Jahreszahl 1786.

Fig. 92. Truhe aus dem Egerland, Nordböhmen; 19. Jahrh.

Etwas stattlicher schon präsentiert sich eine oberösterreichische Truhe mit beweglichem, übrigens ganz einfachem Untersatz. Auch sie hat marmorierte Bemalung. In den drei Füllungen des Deckels ist hübsches, spätbarockes Ornament eingemalt, an den Schmalseiten und an der Vorderseite sind kolorierte Kupferstiche, fünf an der Zahl, teils aufgerieben, teils eingeklebt. Die Verwendung verschiedenartigsten Materials, Veduten, Jagdszenen, kleinen menschlichen und Tierfiguren, nebst Pflanzen durch und nebeneinander, kehrt auch an besseren Stücken des öfteren wieder.

Die jüngsten der bemalten Truhen sind diejenigen des Egerlandes, die wohl ziemlich hoch in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hereinreichen. Bei beiden Truhen ist, wie bei der Mehrzahl der süddeutschen Truhen, der alten Tradition folgend, der Truhenkasten vom Aufsatz abnehmbar. Freilich in den dürftigen, wenn auch heutzutage wieder besonders beliebten Formen der Biedermeierzeit. Der einfache Rahmen steht auf vier schlanken, vierseitigen Pyramiden. Die Malerei bei diesem Stücke, bei der helles Blau und Rot vorwiegt, ist wie bei der Mehrzahl der Egerländer Möbel, von großer, wenn auch stark handwerklicher Geschicklichkeit. In den Rahmen der Füllungen an den Schmalseiten und auf dem Deckel sind ganz flüchtig, aber wirksam Blumengewinde hingemalt. Die beiden Füllungen der Vorderwand haben außerdem weniger gelungene staffierte Landschaften.

Nordböhmisch ist auch die in Fig. 92 abgebildete Truhe. Der Untersatz folgt nach dem alten Renaissanceschema. Die flotte, lustige Blumenmalerei, die in lebhaften Farben sich von einem blaugrünen Grunde abhebt, ist auf dem Bild in ihrer Wirkung natürlich nur zu ahnen.

Es ist ein weiter Weg, den wir mit den bäuerlichen Truhen durch eine Zahl von deutschen Gauen — sämtlich sind sie leider nicht vertreten — zurückgelegt haben. Wie und wie verschieden das Volk fern von Kulturzentren die Formen eines Möbels und seine Verzierung auffaßte, ist interessant. Aber auch wie von Nord nach Süd und umgekehrt kleine Übergänge von einem Stamm vom andern sich finden lassen, während Fühlen und Geschmack des Südens und Nordens andererseits von einer unüberbrückbaren Kluft getrennt wird.

ZU H. S. BEHAM. (PAULI 832.)

VON DR. E. W. BREDT.

Der bei Lippmann, Kupferstiche und Holzschnitte III. 41. ganz und bei Fischer & Franke, das Kupferstichkabinett I. zur Hälfte reproducierte Beham'sche Holzschnitt muß sich im 16. Jahrhundert ganz besonderer Beliebtheit erfreut haben In dem Glockendon'chen Missale (B. 28 gr. 4.) der Nürnberger Stadtbibliothek finden sich auf Fo. 87 und Fo. 124 größere Teile daraus kopiert und einzelne Gruppen des figurenreichen und kulturgeschichtlich sehr amüsanten Holzschnittes mögen sich da und dort auf Zinnkrügen, keramischen Gegenständen und Möbeln jener Zeit gewiß nachweisen lassen.

Es sei nun hier darauf hingewiesen, daß das jetzt in der Sakristei der Ordenskirche zu St. Georgen in Bayreuth befindliche Ölgemälde, das Fr. Hofmann in seinem Werke »Bayreuth« (München 1902) publiziert hat ohne auf den Holzschnitt hinzuweisen, dem Beham'schen Holzschnitte ziemlich genau folgt. Der rechte Teil des Holzschnittes aber ist in dem Gemälde Nr. 528 des Germanischen Museums immerhin so treu kopiert, daß sich das Vorbild nicht verkennen läßt. Das Ganze der Landschaft ist deutlich, trotz den durch die Übersetzung ins Malerische geratenen Abänderungen, wiederzuerkennen, auffällig wird aber das Bild für Freunde der »Kleinmeister« durch die fast ganz getreue Wiedergabe der fidelen Gesellschaft im Kahn, das Paar auf einem Pferde reitend, das Liebespaar hinterm Busch. Auf andere Entlehnungen braucht hier nicht hingewiesen zu werden. Vorbild und Nachbild ist sicher. Daß das im Germanischen Museum befindliche Bild, das bisher der Cranach'schen Schule zugeschrieben wurde, nur die eine Hälfte eines Bildes darstellt, wäre möglich, und durch diesen Hinweis möchte die Suche nach der anderen Hälfte des Bildes angeregt werden. Die Komposition, die hier links mit dem großen Baum, der den Beham'schen Schnitt schon in zwei Hälften teilt, abschließt, ist allerdings so geändert, daß der kopierende Maler sehr wohl die Hälfte als ein selbständiges Ganzes betrachtet wissen durfte.

Oder sollte das in Bayreuth befindliche Gemälde Original, der Holzschnitt und unser Teilbild nur Kopie von Beham und einem unbekannten Maler sein? Vielleicht kommt für unser Gemälde J. Glockendon in Betracht, der den Beham'schen Holzschnitt spätestens 1542 in dem genannten Nürnberger Missale kopiert hat.

LITERARISCHE BESPRECHUNGEN.

Rembrandt von Carl Neumann, außerordentl. Professor an der Universität Heidelberg. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. 1902.

Ein Werk wie das Neumann'sche über Rembrandt läßt sich nicht mit wenigen Zeilen kennzeichnen und würdigen, denn dazu ist es zu subjektiv geschrieben, und der Inhalt widerspricht sich zu oft. Auch ein Vergleich mit ähnlichen Werken kann nur negativ zur Kennzeichnung dienen. Mit Justi's Velasquez, oder einem Werke Burckhardt's läßt es sich nicht vergleichen, und neben Muthers Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts dürfte man es nur stellen, wenn es mehr aus leidenschaftlicher Freude über eine große malerische Bewegung der Gegenwart — wenn es weniger gewissen Tendenzen dienen wollte, weniger zur Verherrlichung gewisser malerischer Schwächen unserer Gegenwart oder allerjüngsten Vergangenheit geschrieben wäre. Einer kulturellen Tendenz dient das vorliegende Werk Neumanns ganz offenkundig; daß es aber auch einer malerischen Tendenz, die nun allerdings schon etwas hinter uns liegt, stark huldigt, wird Jeder, der mit den verschiedenen künstlerischen Richtungen der allerjüngsten Vergangenheit und der Gegenwart vertraut ist, häufiger bemerken, als er in einer Darstellung Rembrandts erwarten durfte. Durch jene Tendenz wurde das Werk zu einem Kulturdokument unserer Zeit, durchaus nicht von bleibendem Wert, aber doch von bleibendem Interesse; durch die kleinere zu einer mehr journalièren Äußerung voller Widersprüche und Tagesmeinungen aus Malerateliers so etwa vom letzten Lustrum des alten Jahrhunderts — einem Lustrum für die Malerei in des Wortes reinigender Bedeutung.

Die große Tendenz, der Neumann mit seinem Buche dient, wird im Vorwort deutlich bezeichnet: — »Und es ist nun allerdings unsere Meinung, daß Rembrandt wie kaum ein anderer ein Lebendiger ist. Nicht als wäre seine Mal- und Ausdrucksweise nachzuahmen; sie ist das Zeitliche an seiner Kunst. Was lebendig ist, ist sein Empfinden und Fühlen. Es ist so lebendig und prägt so sehr Wesen und Sinnesart der nordischen und deutschen Natur aus, daß man zu sagen wagen darf: Rembrandt ist hierin moderner als die Modernen. Sein Zusammenhang mit den Wurzeln der Nation ist der tiefere und echtere.«

»In allen diesen Untersuchungen wird sich eines immer deutlicher herausstellen. Rembrandt ist nicht nur ein großer Name der Kunst, nicht nur ein Lebendiger in der Gegenwart, sondern eine werbende Kraft und Macht unserer ganzen zukünftigen Kultur.«

»Man wird in diesem Sinn Rembrandt und Holland im Folgenden der Welt der »Renaissancekultur« wie eine andere Hemisphäre gegenüber gestellt finden. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, sei gleich hier bemerkt, daß unter Renaissancekultur jene Bildungs- und Gedankenwelt zusammengefaßt und verstanden wird, die aus der italienischen hervorwachsend sich in eine kosmopolitische verwandelt hat. Ihre bezeichnenden Züge sind Paganismus und Machiavellismus, Aristokratismus und individualistischer Anarchismus; die Lockmittel ihrer Verführung sind die sogenannte liberale Weltanschauung, die dem Virtuosentum aller Gebiete, der Kunst und der Politik, des Genußes und der Ausbeutung, freie Bahn geöffnet hat, die Auszeichnung der sogenannten Vornehmheit

der Kult und die Überschätzung der Form, der Sinnenschönheit u. s. w. Die Keime und Möglichkeiten, zum Teil schon die freie Ausbildung dieser Anschauungen und Ideale liegen in der italienischen Renaissance.«

Auf welchen Voraussetzungen beruhen nun diese Sätze des Renaissancestürmers?

Indem Rembrandt moderner als die Modernen hingestellt wird, begeht Neumann den Fehler so vieler tagesgefälliger Schreiber: mit dem »Geist unserer Zeit« zu operieren als einem schon ganz fest gefügten und beschriebenen Begriff. — Was soll aber nach diesem Schluß, der auf, zum mindesten, unklaren Prämissen beruht, die Binsenwahrheit: »Sein (Rembrandt's) Zusammenhang mit den Wurzeln der Nation ist der tiefere und echtere«? Dem nordischen Volke steht natürlich der nordische Künstler immer näher als der Fremde — das braucht man nicht erst aus dicken Büchern herauszulesen — aber Rembrandts künstlerischer Größe, die von Neumann meist mit feinem malerischem Verständnis gezeigt wird, wird das deutsche Volk so wenig nahekommen wie das italienische oder spanische oder japanische Volk. Der große Künstler ist immer Aristokrat im höchsten Sinne des Wortes, er, seinerseits mag immer sein Volk recht gut kennen, nahe stehen können ihm aber immer nur ganz Wenige, die Wenigen können sehr wohl Fremde wie Volksgleiche sein, wie der Verkehr der hohen Aristokraten immer ein internationaler war und ist. Durch Werbungen im Volke läßt sich der Großen Ansehen niemals auf die Dauer erweitern, ihre Größe allein ist die dauernd-werbende Kraft — und diese besitzt u. E. Rembrandt so gut wie Tizian oder Rubens oder Velasquez, um neuere Künstler nicht noch zu nennen.

Deshalb hat Neumann, der für die Feinheiten eines ganz eminenten Aristokraten, wie es Rembrandt war, volkstümlich werben zu können glaubt, nicht nur den großen Fehler so vieler Biographen gemacht, seinen Helden als den Einzigen, den Einzigen für eine künftige Kultur Heilbringenden hinzustellen, sondern Rembrandt und seine Kunst als eine der Kunst eines anderen der größten Maler geradezu entgegengesetzte darzustellen.

Es mag ja in gleicher Weise bezeichnend sein für die Schwäche der Sterblichen wie für die Größe der Welt unserer Vorstellung, daß wir so gern Alles, mit dem wir uns länger beschäftigen, größer und wichtiger ansehen als alles andere, aber es kann immer nur mehr auf Flüchtigkeit als auf Gründlichkeit der Anschauungen und Studien beruhen, wenn Einige, dem Geschmackswandel oder dem Geschichtskalender jeweils entsprechend, mit heller Begeisterung die heterogensten und verschiedenst werten Geister preisen.

Wie kann nun aber Neumann, der so vorzüglich und tatsächlich besser als die meisten Kunsthistoriker vor ihm, das ungemein Wählerische, man darf sagen herzogliche, in der malerischen Kunst Rembrandts zeigt, wie kann ein Künstlerinterpret wie Neumann, jene »Renaissancekultur« als eine der Kunst Rembrandts, als eine der Kultur nordischer Künstler entgegengesetzte und feindliche hinstellen? —

In jeder Hinsicht war es verfehlt von Neumann, mit Rembrandt gegen jene Renaissance anzukämpfen. Denn wie Rembrandt gerade so sehr Repräsentant des künstlerischen Aristokratismus ist wie irgend einer jener Großen, so sehr ist er »des individualistischen Anarchismus« »anzuklagen«. Oder hat nicht gerade nach Neumann's Darstellungsversuchen Rembrandt die Gesetze anderer Künstler umgestoßen und mit dem vollendeten Werke neue, nur für ihn selbst gültige Gesetze der Kunstgeschichte diktiert, wie dies jede wirkliche künstlerische Größe tun wird? — Der Kampf, der jetzt von anderer Seite gegen die Form der Renaissance geführt wird, ist berechtigt; er richtet sich nicht gegen die Großen, sondern gegen die kleinen geistlosen deutschen Nachahmer in Architektur und Kunstgewerbe, die ganz und gar nicht den Feingehalt des Großen und der Größen zu respektieren wußten. Neumanns Kampf gegen die Renaissance hat mit den Imitationen dieser deutschen Kleingeister des 16. und 19. Jahrhunderts Kritiklosigkeit gemein.

Welcher Künstler welcher Nation hätte nicht dem Kult der Sinnenschönheit geopfert? Ist Rembrandt, der ein Kunstwerk viel teurer bezahlen wollte als von ihm überhaupt verlangt, in diesem Sinne einem Künstler des Südens entgegengesetzt? Ist nicht

auch Rembrandts Weltanschauung gerade nach Neumanns Forschungen eine liberale zu nennen — und ist er als Mensch immerhin schon seine eigenen, oft wenigstens im entfernteren Sinne »übermenschlichen« Wege gewandelt — als Künstler ist er ein Repräsentant des Aristokratismus wie irgend ein Maler der zu zerstörenden Renaissance. — Gerade Rembrandt ist als Mensch der Verführung des Schönen, das ihn gerade reizte, materiell unterlegen, wie manche Größe der italienischen Renaissance. Neumann hat ja die Geschichte von Rembrandts gefährlicher Antiquitätenliebhaberei vorzüglich beleuchtet. Was soll dann nach jener schiefen Charakteristik der »Renaissance«, nach der Versicherung: Hollands alte Kunst habe ihre Weltwirkung noch nicht getan, »da die Flut der Weltkultur noch am Ende ihres Jahrhunderts über ihr zusammenschlug«; was soll dann die pathetische Mahnung: »Talent und Genius sind Gunst und Gnade. Wir müssen darum beten. Was wir uns selbst geben, und was wir von den alten Holländern lernen können, ist die Charakterstärke, die der Verführung widersteht und sich bewußt bleibt: »Dies ist unser, so laßt uns sagen, und so es behaupten«!

Derartige stark pastoral-rhetorisch klingende Worte sind bei so wenigem Gehalt besser in Volksversammlungen angebracht als bei der künstlerischen Würdigung und — Huldigung eines Großen. Wenn und weil Talent und Genius Gunst und Gnade bedeuten, so war die »Renaissance« zweifellos eine weit begnadetere als Holland. So muß es nur immer verfehlter erscheinen, und die Worte Neumanns, die einer so »schönen« Tendenz dienen, wirken immer leerer, je mehr wir ernstlich holländische und italienische Kultur vergleichen. Wir können, denk ich wenigstens, von den Großen aller Nationen, von allen großen Künstlern »Charakterstärke, die der Verführung widersteht« lernen, nicht nur von Holland und Rembrandt. Denn das Sich-selbst-treu-bleiben, seine Art und Fähigkeiten bis auf die letzten Möglichkeiten auszubilden, »auszuleben« ist ja das, was den Großen heraushebt aus dem Kreise der Kleineren aller Völker.

In diesem Punkte allerdings wird niemand leugnen können, daß rein malerisch zwar auch größte italienische Meister Rembrandt unterlegen sein mögen, daß aber doch ein Vergleich mit dem universalen Genius eines Michel Angelo oder Lionardo, ja selbst Dürers, in engerem Sinne, mit Rembrandt zu Ungunsten des letzteren ausfällt, insbesondere in Bezug auf die Modernität und das große Reich der Kunst. Schließlich ist doch auch ein Philosoph wie Nietzsche wenigstens ein Faktor, den Geist unserer Zeit, also das Moderne, zu bestimmen. Diese gewaltigen Erfinder und Konstrukteure auf technischem und künstlerischen Gebiete, diese gewaltigen Naturen und Charaktere, diese Schiffsbauer, Ingenieure, Architekten, Bildhauer und Maler in einem künstlerischen Genius vereint, lassen bei aller Bewunderung für Rembrandt's »Lichterfindung« Neumann's tendenziösen Kampf, den er mit Rembrandt anführt, in vielen einzelnen Punkten und dem ganzen Ziele geradezu donquichotisch erscheinen.

Als ganze Kultur hat uns die große italienische Renaissance doch mehr zu sagen als Holland und Rembrandt, wir müßten uns denn sehr auf einen gewissen Pfahlbürgerstandpunkt zurückziehen und weit von Goethe entfernen wollen. Neumann widmet ein großes Kapitel »Rembrandt's malerischer Ansicht und Weltansicht«, und mit Fug und Recht wird Rembrandt als der Lichtmaler ohnegleichen, als der Lichtfinder gewürdigt. Aber wie sehr ist Neumann auch hierin seiner Tendenz zu Liebe, mit Rembrandt eine andere Kultur, andere aber gleichhochstehende — an sich freilich incommensurable künstlerische Größen — zu verkleinern, auf Abwege geraten. Wenn man die folgenden, wieder hochpriesterlichen und orientalisch-blumenreichen Sätze liest, fühlt man, daß Neumann zu sehr in ein Licht geschaut hat und nun alle anderen Lichter nicht mehr zu sehen vermag. Sehen lernen kann man dies allerdings nicht nennen.

»Die sogenannte klassische Kunst der Italiener ruht, was das Sehen anlangt, auf der Konvention der fixierten Einzelerscheinung. Mehrere Einzelwesen sieht sie nicht zusammen, sondern stellt sie zusammen, indem sie sie durch Linie und Gesamtumriß der Komposition verbindet, jeder aber ihre selbständige Bedeutung lassend und die Tiefenvorstellung des Raumes durch mannigfache Kunstmittel suggerierend. Gegenüber diesem Aggregatzustand der Einzelwesen, die nicht zusammen gesehen, sondern nur zusammen

vorgestellt sind, gegen diese plastisch-zeichnerische Gewöhnung erhob sich Leonardo da Vinci und überhaupt das malerische Sehen der lombardisch-venezianischen Schule. Rembrandt aber ging in dieser Richtung nicht etwa einen Schritt weiter; er gab vielmehr etwas anderes. Er brachte nicht nur eine antiplastische, d. h. malerische Kunst, sondern auch eine antiindividuelle, eine Kunst des Flüssigmachens des Gestalteten, eine Kunst des innerlich Durchleuchteten, vor dessen Macht die Form wie Hüllen und Schemen, wie vorübergehende Bindung und Lösung ihre Irrealität einzugestehen gezwungen wird.«

»Hier ist der Punkt, wo das optische Problem mit einem mal einen ganz anderen Horizont gewinnt, wo der Renaissance und ihrer an das heidnische erinnernden Vergötterung des Menschen eine Auffassung sich entgegenstellt, die von der Endlichkeit und Bedingtheit des Menschlichen durchdrungen, die Individuation wie einen Schein empfindet, wie ein Licht, das aufblitzt und im Dunkel erlischt. Plötzlich scheidet sich Kunst der Vergangenheit und Kunst der Zukunft.«

»Rembrandt's Kunst wendet sich von dem Surrogat einer Wirklichkeit ab, die nur Individuen kennt; sie löst die Bande dieser Zellenhaft; sie glaubt nicht mehr an die Unbedingtheit körperlicher Leistung und an die Selbstverständlichkeit des Lichts, das dieser Körperwelt angehört. Den Trugschluß durchschaut er, den Mephistopheles in die Worte gekleidet hat, daß das Licht verhaftet an den Körpern klebe.«

»Diesem physikalischen und materiellen Licht der Erscheinungswelt setzt er sein Licht — daß man so sage: als metaphysisches Prinzip entgegen. Sein Licht ist eine irrationell göttliche Macht, welches mit dem Dunkel ringt, das alle Wesen bedeckt. Sein Licht ist etwas zauberisch-übernatürliches, das die gemeine, dunkle Wirklichkeit durchbricht. Sein Licht ist Magie und sein Strahl in Rembrandt's Hand der Zauberstab, mit dem er die Dinge wandelt und zum Dasein beruft. Das Fiat Lux ist der Schlüssel und das Zentral-Machtwort der Schöpfung; es ist für ihn der Logos, von dem es im Johannesevangelium heißt, er sei am Anfang gewesen und alle Dinge seien durch ihn gemacht und ohne ihn sei nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht.«

»Vom Standpunkt der italienischen Kunst aus kann Rembrandt nicht verstanden werden. Auf ihrem Boden ist der Akademismus mit seiner Aesthetik erwachsen, seiner Fata Morgana der Schönheit, seiner Lehre von der Koordination der Ausdrucksmittel, die in gewissen Dosen gemischt werden, um das korrekte Kunstwerk zu erzielen. Von hier aus wäre Rembrandt nicht anders als die Venezianer zu beurteilen, eine Kunstrichtung, die einseitig ein einzelnes Ausdrucksmittel, Farbe oder Helldunkel, gepflegt und ausgebildet hat, im übrigen aber auf demselben Boden der Wiedergabe der Körperwelt, der Gestalt, steht. Wenn wir Rembrandt's Licht als ein metaphysisches Prinzip bezeichnet haben, so ist sein Helldunkel der mystische Prozeß der Fleischwerdung und Materialisierung dieses Lichts. Diesen großen Prozeß wird er nicht müde, zu studieren, er ist das große Problem, der Sinn und Geist seiner ganzen Malerei. Nicht die Individuation, die Körper und Figuren, die äußere Scheinwelt, die das Thema der italienischen Kunst ist, sucht er wiederzugeben, sondern was er von dem Nichtsinnlichen, dem wirklich Wirklichen ahnt, welches nicht in tausend und abertausend Egoismen parzelliert, sondern ein Allverpflichteter und Allabhängiger ist. Indem Rembrandt's Kunst die Seele sucht und die verhüllende körperliche Form durchbricht und zerbricht, bezeichnet sie kein Grenzgebiet der bildenden Kunst, bereit etwa, Gebietsteile zu besetzen, die der Musik gehörten und nach der seltsamen Lehre von der Hegemonie der Musik ausschließlich mit den Mitteln dieser Kunst beherrscht werden könnten. Vielmehr ist Rembrandt an sich selbst Beweis und hat dargetan, daß in der allgemeinen Bewegung der Künste ein gemeinsames Ziel zum Weltlichen und Nichtsinnlichen hinweist, wofür das Sichtbare und Hörbare nur ein Zeichen ist. Seine Kunst hat auf legitime Weise den Machtbereich der bildenden Kunst überhaupt erweitert und hat aus eigenen Mitteln in der Darstellung des Seelischen und Empfundenen ihr Tiefstes und Mächtigstes gegeben.«

»Die Kunstauffassung Rembrandt's ist zugleich eine Weltauffassung. Aus dem Gesagten wird indessen niemand entnehmen wollen, daß wir ihn für einen Philosophen

halten. Wir sind von seiner Art des Sehens ausgegangen und haben an der Hand seiner Kunst den Ansatz eines Versuches zur Kritik des »reinen« Sehens gegeben; ...«

Ich habe hier mehrere Absätze aus Neumann's Rembrandt wiedergegeben, die den Kern der Auffassung und die Darstellungsweise Neumann's recht eigentlich kennzeichnen. Ob diese Sätze das reine »Sehen« wohl einem beibringen können? Wer sie schnell überliest, muß sich doch an den sprichwörtlichen Lärm einer Judenschule erinnern müssen — und wer Satz für Satz das Ganze prüft, wird nicht umhin können, Neumann in soviel Punkten zu korrigieren, wie in dem Rahmen dieser Besprechung gar nicht möglich ist. Hier mögen in genauer Reihenfolge nur einzelne Fragen zur Korrektur der von Neumann aufgetischten Dicta anregen. Beruht etwa Tizian's Kunst, was das Sehen anlangt, auf der Konvention der fixierten Einzelerscheinung? Hat Tizian oder Giorgione wirklich die Einzelwesen nur zusammengestellt, nicht zusammen gesehen? Ist denn wirklich nicht ein sehr enger Zusammenhang zwischen venetianischer und niederländischer Kunst vorhanden? Es ist doch wohl nur eine von vielen Spitzfindigkeiten Neumanns — um ein mildes Wort solchen Dokumenten selbstgefälliger Darstellung gegenüber zu gebrauchen — zu sagen, »Rembrandt ging nicht in der Richtung des malerischen Sehens weiter, sondern er gab ein neues, eine antiplastische Kunst.« Eine bildende Kunst, die das Antiplastische will, die antiplastisch schafft, wird uns wohl kaum die vom Verfasser angekündigte »Kritik des reinen Sehens« zu erklären vermögen. Überdies von dieser Zukunftskunst, zu deren Begründer der sehr materiell denkende und so durchaus plastisch sehende Rembrandt am allerwenigsten sich hätte machen lassen, und die Neumann wohl noch einmal gründlicher mit Worten des neuen Testamentes erklären wird, von dieser Zukunftskunst zu sagen, sie stelle sich der Renaissance und ihrer an das heidnische erinnernden Vergötterung des Menschen entgegen, denn diese Kunst empfinde die Individuation nur wie einen Schein, dieser ganze Versuch, einen eminenten Maler, der eben Maler und sonst nichts sein wollte, in ein religions-philosophisches System zu zwängen, das sich etwa mit dem neuen Testament deckt, hat sehr viel Ähnlichkeit mit einem Taschenspielerkunststück, das allerdings nur sehr geübte nachmachen können. Neumanns Worte wirken zweifellos blendend — sie verderben die Augen und nichts kann die Augen besser hievon kurieren als eine Betrachtung der Rembrandt's in Berlin, in Cassel oder Amsterdam.

Der Maler, der so gern sein feistes Ich, seine Saskia gemalt, dieser grandiose Mark- und Blutmaler hat an allen Dingen und Menschen, die ihm malerisch erschienen, eine solche Freude gehabt, die entschieden nirgends der Überzeugung Ausdruck gibt von der Endlichkeit und Bedingtheit des Menschlichen. Er beleuchtet so wählerisch und so eigen das, was er malen oder radieren will, wie irgend ein anderer großer Maler jenseits oder diesseits der Alpen oder der Pyrenäen. Nachzumachen vermags ihm Keiner; aber trotz allem: sein Licht ist nicht ein metaphysisches Prinzip und auch symbolisch ist sein Licht nicht aufzufassen, etwa im Sinne der allerchristlichsten Demut. — Neumann hat uns mit großem Geschick in seinem Buche Rembrandt gerade als einen ganz besonders malerischfreudigen Mann geschildert. Es ist doch seltsam, in den hier zitierten Sätzen (S. 168—171) Rembrandts Kunst fast so dargestellt zu finden, als ob es sich um ein neues Evangelium, jedenfalls um einen neuen Apostel handelte — dann (S. 174) zu lesen: »Was hatte doch Saskia für einen Mann, der auf dem Felde weiblicher Putzsucht fast noch mehr Frau war als sie selbst! Der in Toilettesachen der wählerischste und schwerst zu befriedigende war, der besser als jede Modistin Hüte zu erfinden und zu garnieren und mit Federn zu putzen wußte — . . . der denn auch für sich selbst die Mittel der Gefallsucht nicht sparte, Barette in allen Formen, runde und mützenartige und geschlitzte erfand . . . und der, nach dem Zeugnis eines Schülers, sich ein bis zwei Tage damit aufhalten und beschäftigen konnte, einen Turban nach seinem Geschmack aufzusetzen.« Rembrandt war immer eine ganze und große Malerseele und es heißt nur sich an seinem einzigartigen malerischen Können nicht begnügen können, wenn man gerade ihm alle möglichen religiösen Tendenzen zugeheimnisssen will, wie Neumann dies überall tut. Moralische Tendenzen werden doch sonst nur von kleinen, aber wichtig sich geberdenden Schulmeistern den großen schöpferischen Geistern, den Künstlern, untergeschoben. Was

aber bei Neumann noch viel unangenehmer wirkt, ist die nur durch den Wortschwall leicht übersehbare Unconsequenz in der tendenziösen Verwertung eines Künstlers: Man stelle doch neben den hier zitierten Satz: »Nicht die Individuation, die äußere Scheinwelt, die das Thema der italienischen Kunst ist, sucht er wiederzugeben, sondern was er von dem Nichtsinnlichen ahnt, welches nicht in tausend und abertausend Egoismen parzelliert . . . « — Sätze aus anderen Kapiteln, die Rembrandt und seine Kunst vortrefflich kennzeichnen »Der stoffliche Zauber schönen Frauenhaars hat Rembrandt oft beschäftigt«. »Selbst in Kompositionen, bei denen man Rembrandt ganz im dramatischen Affekt gefangen glauben sollte, einer Opferung Isaaks, einer Kreuzabnahme, vergißt er sein Interesse für Stoffe und Kleider nicht.« »Rembrandt hatte alle Zeit eine kindlich-barbarische Freude am Glänzenden und Glühenden.« »Amsterdam war der Ort, das Auge an diesen Dingen zu weiden; in der reichen Handelsstadt war derselbe »Juweliergeist« den Burkhardt an Venedig mit unnützem Tadel erkennt.« (!)

Neumanns Tadel der italienischen Maler, die nur konsequent und — um im Sinne des Moralisten Neumann zu sagen — charaktervoll zu der Art von Malerei kamen, die eine trockenere Atmosphäre als die Venedigs oder der Niederlande den Künstlern wies, ist gewiß unnütz wie alles, was unwichtig ist. — Es fehlt in Neumanns dickem Buche jedenfalls ein sehr wichtiges und großes Kapitel, das über die große Verschiedenheit der gegebenen Faktoren der italienischen und der niederländischen Malerei handelt. Hier wäre — vorausgesetzt, daß ein Renegat in künstlerischen Dingen, wie Neumann, zu solcher Einsicht fähig — an der Hand unzähliger Beispiele darzutun gewesen, wie die Malerei immer in den Landschaften einer trockeneren, wasserarmen Luft auch kompositionell strenger, ruhiger wurde — wie gesetzmäßig und »charaktervoll« es von der Kunst war bei wasserreichem Luftgehalt — wie in Venedig und den Niederlanden, nicht nur weicher in der Farbe, überhaupt mehr farbig und flächig statt zeichnerisch zu werden — wie hier die strenge, einzelfigurige Komposition gelöst wurde — während in der Malerei bei meist trockener Luft die Kunst der Zeichnung das Glänzendste leistete und die Komposition strenger wurde und das Auge mehr am Einzelnen als am Ganzen Interesse finden konnte und mußte. Die weichere Luft weckt immer das malerische, die härtere das zeichnerische Empfinden und Können. Dürer, und sein Aufenthalt in Venedig ist für die deutsche Kunst ein Beispiel für beide Erscheinungen — wie denn Barbizon und Dachau und Worpswede nicht willkürlich gewählt, nicht zufällig eine mehr malerische als zeichnerische Malerei, eine freiere Komposition von den Künstlern dieser Niederungen erstrebt und erreicht wurde.

Aber wie nun die kurzsichtige Tageskritik häufig genug, in der Zeit, da Neumann etwa sein Rembrandtbuch schrieb, den Fehler beging eben nur Koloristen à la Schottland oder Barbizon für große Maler auszuschreien, so sieht nun Neumann in Rembrandts Land und Kunst, die freilich der italienischen Renaissance entgegengesetzt sein muß, allein Wahrheit und Naturalismus und Charakter. Das ist ein Fehler des Tendenzschreibers und Inkonsequenz eines moralistischen Kunsthistorikers.

Sinnenfreude und Freude an der Schönheit der irdischen Erscheinungen sind den Künstlern aller Länder eigen — coelum non animam mutant qui trans mare currunt — das gilt von den Künstlern. Konsequenz der Entwicklung und Charakter — aber dies auch nur im künstlerischen Sinne — gibt Künstlergröße. Als die Niederländer die Dinge so sehen und malen wollten, wie die Italiener, wurden sie zu Akademikern, weil in Holland die Luftvoraussetzungen für jene kältere, ruhigere Malerei fehlten. Gerade so ist anderwärts die Niederländerei »Konventionalismus, Akademismus« mit Recht genannt worden. Die »Schönheit« allein hat keinen verführt, aber ihrem Zauber sind alle Großen gefolgt, Rembrandt's Vorliebe für äußerst wählerische Inszenierung und Dekoration bezeichnet ein Wesentliches seiner Kunst. Dieser Hinweis ist in der Kritik des Neumannschen Buches nicht überflüssig. Die größere Tendenz wendet sich gegen die »Schönheit« der »Renaissance« — die kleinere und sehr ephemere Tendenz des Buches will aber nachdrücklich die Malerei des Häßlichen als charaktervoller hinstellen als die Malerei des Schönen.« Über diese Streitfrage selbst sei hier nichts gesagt, aber wie kann ein

[illegible] Neumanns eigenem Urteil — und wie viele Stellen aus [illegible] ... eren — eine solche Freude an köstlichem Kunst- und [illegible] gehabt, als Künstler [illegible] darzustellen versucht [illegible] als das Schöne gesucht und gemalt habe. — Gewiß hat [illegible] Sinnlichkeit leuchtende Kerze nicht zu allen Dingen einen [illegible] daß er etwa ein Maler einer eleganten und vornehmen [illegible] entwöhnt von Schmutz und allem Häßlichen und Nied- [illegible]. Grazie. Anmut und Eleganz war nicht seine Aufgabe. [illegible] heitswählerisch zu seinem Sinne [illegible] mit wenigen Aus- [illegible] andts, keinen Grund [illegible] Rembrandt der Häßlichkeits- [illegible], zu verteidigen oder zu rühmen. Sieht Neumann etwa in [illegible] Häßlichkeits[illegible] weil er gern Alte gemalt hat? Dann könnte [illegible] gelten lassen — aber [illegible] verkehrt hin: Alter und [illegible] bedeutend zu haben. Wenn Neumann die Renaissance anklagt, daß [illegible] sehr gemalt [illegible] zusammengestellt und gewählt habe — [illegible] an die große Zahl von [illegible] mit anderen Kunst- [illegible] erster Rembrandt [illegible] am schönen [illegible] einen [illegible] den Leichnam Christi [illegible] er die Menschen [illegible] doch wohl auch [illegible], ja wie sehr er — [illegible] sehr verspäteten [illegible] Nachahmern [illegible] des Tages und der Nacht [illegible] seitig auf Bildern [illegible] Mitteln die *bild-* [illegible] Schönheit zu erreichen [illegible] war im besten [illegible] er insceniert und [illegible] sehen, nicht im [illegible] wie nur irgend [illegible] mit einer [illegible] Maler.

Wie völlig befangen Neumann durch seine [illegible] Tendenzen geworden [illegible] mögen nur wenige Zitate. [illegible] Buch strotzt [illegible] ein recht schönes Gelegen[illegible] gemalt. Rem- Haar malerisch [illegible] nach Farbe brandt wird [illegible] geschickt durch die [illegible] getrennt, wenn geschieht [illegible] die geeignet- es S. 1[illegible] dieser Jahre ent- sten Körper [illegible] ist; was nehmen [illegible] mit ihrer den Maler [illegible] die ganze Schöpfung [illegible] man unter Stilleben [illegible] des Gegenständlichen [illegible] den formalen [illegible]. Also ganz wie [illegible] immer wieder in [illegible] wie Neumann [illegible] an Kennzeichen der [illegible] zurückgedrängt.

[illegible] Rembrandt's Natu- [illegible] Widersprüche empfindet, [illegible] Systematiker alle Ehre [illegible] die Häßlichkeit.« [illegible] verehrt habe, darf [illegible]. Die oben zitierten [illegible] auf einige be- [illegible]

sondere Tendenzstückchen des kunsthistorischen Don Quijote muß doch hingewiesen werden. — »Rembrandt hat Gestalten im Gefängnis, in dunkelen Höhlen, in gewölbten dunkelen Räumen gemalt, aber so wie er war, mußten ihm Beschränkungen dieser Art lästig sein. Er verdunkelte die Gründe und machte Nacht, einerlei ob die Szene im Binnenraum oder im Freien, bei Tag oder im Dunkel spielte.« Hiezu gehört dann der rechtfertigende Satz: »Die Stimmungen und Beleuchtungsarten der Alten mögen nicht der häufigsten und gewöhnlichen Lichtverteilung und Farbeneigenschaft der umgebenden Wirklichkeit entsprechen; unnatürlich kann man sie darum nicht schelten.« — Wäre eine solche Verteidigung überhaupt nötig, wenn N. nicht immer mit Klassifikationen operierte, in die große Künstler überhaupt niemals sich hineinzwängen lassen, und durch die das Verständnis für den Künstler ganz gewiß nicht erleichtert oder erweitert wird. Rembrandt's Größe schadet es nichts, ob er »unnatürlich« oder »natürlich« malte — aber sehr schadet ein Biograph sich und seiner Darstellung, wenn er den großen Gesichtskreis verlassend, sich in tendenziösen Nebenzwecken verliert.

Neumann treibt das Ausschlachten Rembrandt's für seine Tendenz so weit, daß man oft meint, er hätte eine zweite Ausgabe von »Rembrandt als Erzieher — von einem Moraltheologen« schreiben wollen. Was soll da sein Losschlagen gegen ein kunstgeschichtliches »Latein« — wo doch, wenn sein Werk Nachahmer finden sollte von »Kunstlatein« gerade so gedacht würde wie von »Küchen-« oder »Jägerlatein«. Es ist sehr bedenklich, einem Künstler — zu dessen Verehrung als Künstler man beitragen will — allerlei moralische oder religiöse Motive nicht etwa nur zu unterschieben, sondern ihn eben wegen der gedachten religiösen Motive über die anderen Großen zu stellen. Neumann hat ein Buch über den »evangelischen« Rembrandt geschrieben, »der Dingen und Menschen ins Herz sieht und nichts schön findet als ihre Seele, ja der in sich die evangelische Vorliebe für die Letzten, die die Ersten sein werden, für die Armen und Bresthaften und Häßlichen entdeckt und ihnen sein mitleidiges Fühlen öffnet.« (S. 367.) — Da scheint mir denn doch ein Blick auf die vielen glänzenden Maskeraden, die Rembrandt ganz gleich auf biblischen und profanen Bildern mit aller Verherrlichung des Flitterglanzes malt, am Platze zu sein und ich möchte hier auf Muthers*), wirklich klare und knappe Porträtzeichnung die er uns von Rembrandt kürzlich gegeben, hinweisen: Muther ist ganz Kunstseher und, er erfüllt die Aufgabe, die ihm geworden reiner als Neumann, weil er ein freieres Urteil hat und den Künstler nicht als Popanz für die bösen unfrommen Künstler und Laien anderer Richtung verwendet. Grade gelegentlich des »Hundertguldenblattes«, bei dessen Besprechung Neumann zum Missionsprediger wird, sagt Muther das, was uns bei Betrachtung von Rembrandt's Leben und Werken so nahe liegt: »Einen Geist wie den Rembrandt's denkt man sich so frei und so groß, daß man es gern sähe, wenn er statt von Wunderheiligen und hilfloser Impotenz, statt von einem schwachen, bresthaften Menschengeschlecht, das im Glauben Trost findet, von einem stolzen, starken, das sich selber zu helfen sucht, berichtet hätte. Denn schließlich war die Renaissance doch vorausgegangen. Der Losbewegung vom Christentum gehörte trotz aller kirchlichen Reaktionen die Zukunft. Und da wäre es sehr pikant, wenn der freieste Künstler, den das 17. Jahrhundert gebar, auch auf diesem Gebiete schon der modernste, ein Antichrist, ein Vorläufer Nietzsche's gewesen wäre. Doch das sind Dinge die nicht hierher gehören.«

Neumann hätte übrigens nur seine eigene Ermahnung an das Publikum berücksichtigen sollen: (S. 529) »Die Beurteilung von Rembrandt's religiöser Kunst nicht irgendwie mit der des Menschen Rembrandt bewußt oder unbewußt zu verquicken.« Ob nun Rembrandt der allerchristlich-demütigste oder der aller-übermenschlich freieste gewesen wäre, an seinem Lebenswerk, seiner Kunst ändert das nichts. Deßhalb sollte ein Kunsthistoriker niemals mit bald alt-, bald neutestamentlichen, hochklingenden Worten einen Künstler wie Rembrandt »traktieren,« ihn zu einem »apokalyptischen Künder des großen

*) Rembrandt. Ein Künstlerleben von Rich. Muther. Mit 90 Abbildungen. Egon Fleischel & Co. Berlin 1904.

Tages machen und von ihm sagen: »Aus dunkelen Träumen sich erhebend, hat seine Kunst in mystischem Sturm den Vorhang gelüftet und geschaut »von Angesicht zu Angesicht.« — Wenn Neumann sich einer schlichteren Redeweise bedienen und vor allen Dingen sich des allzuhäufigen und immer pathetischen Gebrauchs biblischer Worte — die hier zu rechten Unkrautfloskeln werden — enthalten könnte, so würde seine Darstellung sympathischer wirken. Es macht mindestens den Eindruck des Hinarbeitens auf sehr äußerlichen Effekt, wenn z. B. Rembrandt gegenüber das Wort gebraucht wird: »Im Anfang war das Licht« während in dem 1896 erschienenen Werkchen Neumann's: »Der Kampf um die neue Kunst« ein Kapitel in dem Aufsatze über Anselm Feuerbach — einen Antipoden Rembrandt's *χαϑ' ἐξοχην* so anfängt: »Feuerbachs Evangelium beginnt: im Anfang war die Form; sie ist das konstituierende Prinzip seiner Kunst. Vollkommene Form ist Geist. Geistiger Ausdruck ist an die Form und ihre Bewegung gebunden.« Und wie sehr kommt Neumann gerade durch diese Sprache in die Sackgasse und Widersprüche! (Vgl. hierzu S. 367.) Mich erinnert überdies dies Paradieren mit neutestamentlichen Phrasen an gewisse Leute der Gesellschaft, die fortwährend von feiner und standesgemäßer Sitte in ihrer Familie reden, während es gerade Parvenüs oder doch Söhne von Parvenüs sind.

Es würde zu weit führen, Neumanns »Rembrandt« vorzugsweise mit Citaten erschöpfend zu kennzeichnen, aber der Geist des Historikers, der uns dieses Werk gebracht, kommt doch genug aus den Citaten zu Wort. Und der Geist, aus dem heraus ein solches Werk geschrieben, ist doch wohl das entscheidende, denn daß ein Werk, das den, das Ganze der Persönlichkeit umfassenden, Titel »Rembrandt« trägt, auf einer großen Fülle von historischen Studien zur Kunst und Kultur der ganzen Zeitepoche beruht, ist umso selbstverständlicher, je größer der Umfang des Werkes. Und dieses Buch Neumanns hat glücklicherweise, dem Volumen nach, in der kunsthistorischen Literatur kaum seinesgleichen.

So wird es schwer, das wirklich Gute, das was vorzüglich in diesem Werke ist, aus allem Tendenzwerk in den historischen Exkursen, aus dem Ballast an Wortschwall, herauszuschälen. Die wichtigsten Thesen, die Neumann seinem Buche voranstellt, daß Rembrandt für unsere ganze künftige Kultur eine werbende Kraft und Macht sei, daß die ganze Kultur der italienischen Renaissance eine für uns wert- und heillose und Rembrandt recht eigentlich unser Erzieher sei, bleiben offen, jedenfalls ist die Verteidigung unklar geführt. Oder stellt sich wirklich Neumann »unsere ganze künftige Kultur« so dem Bilde vergleichbar vor, das er uns in hochpriesterlicher — aber unkünstlerischer Stimmung von Rembrandt entwirft? Sollten wir wirklich nach Goethe, Schopenhauer, Nietzsche, einer Kultur entgegengehen, die das Ich, die Persönlichkeit aufzugeben gedenkt, die nicht das Äußere, nur mehr das Herz ansehen, sollte sie sich wirklich gegen jede Auszeichnung der Vornehmheit, gegen Sinnenschönheit und eine freiere Weltanschauung erklären? — Wir können alle den »Geist unserer Zeit« nicht fassen, aber die Erscheinungen unserer Zeit scheinen auf eine stark jugendliche Regeneration, auf eine freudige Verehrung des kraftvoll persönlichen, ja des rücksichtslosen aber großen Wirkens und auf eine tiefere Erfassung der sinnfälligen Schönheit in Gestaltung und Lebensführung hinzudeuten. Wenn unsere Zeit immer humaner zu handeln sich bemüht, so hat es ganz gewiß nicht den Anschein, als ob der Mensch der künftigen Kultur nur aus allerchristlicher Demut heraus schaffen und wirken wolle, wie Neumann uns von dem kraftvollen, oft rohen, ganz in seiner eigenen Umgebung und seinen Wünschen aufgehenden Rembrandt vermuten machen möchte. Doch daß derartige Themata überhaupt in einem Buche, das einem Künstler gilt, eine so große Rolle spielen, ist entschieden bedauerlich. Besonders schädlich sind die religiös pathetischen Ergüsse dem Neumann'schen Buche, weil durch sie etwas, was ganz vorzüglich zu nennen ist, fast erstickt wird, wie überhaupt Neumanns Charakterzeichnung Rembrandt's durch ein Zuviel an jeder Klarheit verloren hat.

Weil es so sehr wahrscheinlich, daß das Buch von Vielen wegen des zu Vielen, was zur künstlerischen Würdigung nicht gehört, enttäuscht weggelegt werden wird, ehe es ganz gelesen, sei nun auf den Vorzug des Neumannschen Werkes mit aller herzlichen

Freude hingewiesen. Neumanns Bildkritiken werden den malerischen Qualitäten vor allen Dingen gerecht. Hierin gibt uns Neumann mehr als seine wissenschaftlichen Vorgänger und ich möchte seine Kunst, Bilder nach der malerischen Seite zu betrachten, machte Schule, denn so beschämend das auch klingen mag, in diesem Punkte geht er doch den meisten seiner Kollegen um ein gut Stück voran.

Wenn gerade gegenüber der Nachtwache Neumann wieder als der Historiker alten Stiles auftritt, der da glaubt, seinen Helden bis zuletzt verteidigen zu müssen, so sei das als eine Annahme bezeichnet. Was Fromentin über die Nachtwache sagt, gefällt mir weit besser, und da Neumann sich sonst wohl vertraut mit den Freuden und Leiden der Bildmaler zeigt, überrascht es mich, daß er die Qual, die unserem Rembrandt diese »bestellte Arbeit« verursachte, und der er nicht ganz Herr geworden ist, nicht genug bemerkt. Neumann weist mit Recht auf den Fehler so vieler Werke über Malerei hin: daß sie die Farbe oft fast ganz und gar zu betrachten versäumen. Daß Neumann gerade diesen groben Fehler nicht begeht, daß er in das rein Malerische sich besser und unbefangener als in alles andere vertieft hat, sei ihm besonders und rückhaltslos gedankt. Er aber dankt dies den vortrefflichen Malern, denn er hat in den Ateliers viel und gut sehen gelernt und wenn mir manche malerische Äußerung auf den einen oder anderen unserer namhaften Maler zurückzuführen zu sein scheint, so bedaure ich fast, daß nicht die Künstler namhaft gemacht worden sind. Dadurch wäre das Werk zu einem Beitrag zur Geschichte des Geschmackes unserer Zeit geworden und wir wären nicht nur den beiden Künstlernamen, denen das Werk gewidmet, im Text begegnet. Übrigens überrascht der Name Klinger auf dem Widmungsblatt. Was hat mit dem Neumann'schen Rembrandt Klinger geistig gemein?

Leider ist in allem das Buch zu umfangreich geworden. Das vortreffliche, was der Kunsthistoriker in den Gemäldewürdigungen findet, ist in einer dicken Hülle von Dingen, die er entweder hier durchaus nicht braucht, oder die er anderwärts selbst zu finden meist in der Lage ist. Wollte aber Neumann wirklich ein Tendenzbuch in dem hier mehrfach angedeutetem Sinne schreiben, so ist eben alles Eingehen in das Malerische und rein Künstlerische überflüssig gewesen — jedenfalls wäre dieser Zweck mit einer viel weniger umfangreichen Schrift besser erreicht worden.

Auf die Nachwelt sind derartig dicke Bücher nur selten gekommen und es ist zu fürchten, daß auch aus Neumanns Rembrandt das Vorzügliche, das es auf malerischem Gebiete bringt, durch allzu großen Ballast in das Meer der Vergessenheit gerissen wird, ehe die Kunsthistoriker das Gute, was er uns gebracht, angenommen, geschweige denn verarbeitet haben werden.

Es bleibt unverständlich, weßhalb dem ohnehin dick angeschwollenem Werke ein möglichst umfangreiches Äußere zu geben versucht wurde. Liegt es doch nun zu nahe das Werk mit Klopstocks dickleibigem Messias zu vergleichen. Auch Neumann's Werk ist schon vielfach gerühmt worden, viele Leser dürfte es trotzdem nicht gefunden haben — das Durchlesen des ganzen Buches erfordert schon recht viel Zeit und Lust und die Lust zur Lektüre wird durch solch umfangreiches Buch nicht nur nicht geweckt, sondern verscheucht.

Es war nicht klug, dem Bande durch ein möglichst starkes Papier, breiteste Ränder ein möglichst volumniöses Äußere zu geben. Die Mehrzahl der Bilder ist in diesem Werke, »das gelesen werden will«, völlig überflüßig, denn abgesehen davon, daß Bode's herrliches Rembrandt-Werk immer vorher und nachher zu betrachten sein wird, die Mehrzahl der Bilder und Stiche in recht wohlfeilen und handlicheren Ausgaben zu haben ist, sind die Reproduktionen zum guten Teil recht schlecht und es wäre geschmackvoller gewesen, wenigstens die Tafeln mit den Autotypien nicht einzuschalten, sondern als Anhang zu bringen. Denn der buchkünstlerische Eindruck der hier angestrebt wurde durch Satz und Papier wird gerade hierdurch stark beeinträchtigt, wie andererseits eine entwickeltere Buchkunst, die unsere wieder mehr auf Sinnenschönheit ausgehende Zeit anstrebt, wohl auch das Volumen des Werkes zu verringen gewußt hätte.

So hätte von Autor und Verleger durch wählerische Beschränkung in der Masse des zu Bietenden Ansehen und Volumen des Werkes verringert werden sollen — dann hätte das Ansehen des Verfassers vermehrt werden können.

Aber wenn es nicht Jedermanns Sache ist, so oder so zu schreiben, so bleibe doch wie bisher in kunstgeschichtlichen Darstellungen die Phrase verpönt und nie diene die Charakteristik eines der führenden Geister der Kunst zur Verfechtung von Tendenzen, die religiösen oder politischen Sekten und Parteiungen überlassen bleiben mögen.

Aber es scheint nun einmal nicht Neumanns Bestreben zu sein, durch Ruhe, Klarheit und Prägnanz des Ausdrucks tief zu wirken, er kennt die klassische Einfachheit nicht, die er nicht nur von den Vertretern der bösen italienischen Renaissance, sondern ebenso gut von Rembrandt hätte lernen können. Das Dekorative, das Ornamentale spielt bei ihm die herrschende Rolle, und fremd ist ihm die Kunst des Einrahmens. Um die einfachsten Vergleiche auszusprechen, braucht er ganze Reihen von termini technici aus der Physik oder Chemie oder irgend einer anderen Wissenschaft und sobald es irgendwie angängig, wählt er das auffallende Kleid und die Widerspruch abwehrende Pose eines mächtigen Vertreters der Kirche. Seiner kunstliterarischen Erscheinung nach ist er nicht Maecen, sondern ein reicher Sammler. Er besticht durch blendenden Aufbau nicht durch vornehme, sparsame Mittel. Sein Haus, das er so gern der Menge zeigt, ist voll ganz ungleichwertiger Schätze, so daß der Kenner bedauern muß, auch das Beste erst aus der Masse des Gebotenen heraussuchen zu müssen. Neumann zeigt seine Kunstschätze wie ein Parteiführer, der die ganze Gallerie jeweils dem Parteizwecke dienstbar macht und die Kunst zur dienenden Magd einer Kirche erniedrigt. Es fehlt durchaus an der Harmonie, die einen großen Geist kennzeichnet, der freilich nicht um der Menge Beifall sich kümmern wird. — Wie einsam und wählerisch sind dagegen Burckhardt und Justi, wie viel und wie vornehm wissen sie alles zu geben. Wie vorteilhaft unterscheidet sich aber auch Muthers ganz andere Art von der Neumann's. Wir müssen in der deutschen wissenschaftlichen Literatur einen durchaus künstlerischen Darsteller wie Muther freudig begrüßen, zumal er seinen subjektiven Standpunkt betont, ohne sich in Widersprüche und unkünstlerische Tendenzen zu verlieren. So ist Muther's Rembrandt dem Neumann's weit überlegen. Bisher wurde die Art, wie Neumann Kunstgeschichte gibt, den Journalisten vorgeworfen, die doch bei anderer Aufgabe sich anderer Mittel bedienen dürfen als Fernhinwirkende. Möchte diese Art Kunstgeschichte zu schreiben nicht Nachahmung und Freunde finden, denn wer bei jeder Gelegenheit ein auffallend buntes Mäntelchen sich umhängt, der muß sich wohl zu oft nach dem Winde richten. E. W. Bredt.

LITERARISCHE NOTIZEN.

Meyer's grosses Konversations-Lexikon. Sechste gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Bd. I–VI. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1902.

Dem Bedürfnis nach rascher und möglichst gründlicher Orientierung in allen Wissensgebieten kommt das Meyer'sche Konversationslexikon mit jeder Auflage besser entgegen. Allen möglichen Berufskreisen die verschiedensten Gebiete des Wissens wenigstens übersichtlich zu machen, diesem sehr schwer erreichbaren Ziel, das sehr klare d. h. sehr rare Köpfe als Mitarbeiter voraussetzt und für Abbildungsmaterial, graphische und tabellarische Darstellungen viel Mittel verschlingt, ist Meyers großes Konversationslexikon denkbar nahe. Ja ich halte den Titel Konversationslexikon bald für ein solches Werk für zu gering und tatsächlich für ominös. Oder ist wirklich ein solches Werk da, um uns daraus zur »Konversation« allerlei schöne Worte und bunte Federn zu holen? So etwa ein ins ernsthafte übersetzte Werk wie »Detmolds Anleitung zur Kunstkennerschaft«? — Kürzlich ist, m. W., in Paris ein recht amüsantes Konversationslexikon erschienen, das so etwa alle Begriffe der eleganteren Welt der modernen Gesellschaft, erklärt, also mit ganzem Recht den Namen Konversationslexikon verdient. Leider zeigt aber die Erfahrung, daß unsere vortrefflichen Konversationslexika nicht oft genug benutzt werden.

Mehr gewiß noch als andere Museen empfängt das Direktorium des Germanischen Museums tagtäglich aus den verschiedensten Kreisen des Volkes Anfragen, Fragen um Rat und Auskunft in allen möglichen Sachen der Altertumskunde, der Kunstgeschichte, der Technik der verschiedenen Künste. Drei Viertel dieser Anfragen wären überflüssig, wenn zuvor Meyers Konversationslexikon gebraucht worden wäre. Und der Museumsmann selbst, von dem eine Kenntnis der Geschichte und der Denkmäler von der grauesten Vorzeit bis zu unserer Zeit erwartet wird, findet häufig genug wenigstens eine erste Auskunft auf einem ihm ferner liegenden Gebiete in Meyers Lexikon.

Aus allen Berufskreisen kommen Leute, die irgend ein »Altertum« anbieten oder über dessen Zeit und Zweck etwas wissen wollen und worüber sie selbst die unglaublichsten Vermutungen aussprechen. In wie vielen Fällen, in denen es sich z. B. um ein ornamentiertes Stück handelt, könnte der meist etwas eingebildete Besitzer sich ungefähr über die Zeit orientieren, wenn er den Artikel und die dazu gehörige Tafel »Ornamente« sich anschauen würde. Es hat Einer eine etwas verbrauchte Silbermünze auf der er aber den Herrschernamen und das Wappen ganz deutlich, die Jahrzahl nicht mehr lesen kann, gefunden. Anstatt nun im Lexikon unter dem betreffenden Namen und Wappen nachzusehen, wodurch der Besitzer finden würde, daß es sich um eine Münze des frühen 19. Jahrhunderts handeln kann, ist ihm die als 3 gelesene 8 der Jahreszahl vorläufiger Beweis, eine Münze des 14. Jahrhunderts in der Hand zu haben. Auch bei Bronzefunden würden selbst ganz unkundige Besitzer durch einen Vergleich mit den entsprechenden vorzüglichen Abbildungen im »Großen Meyer« sich immerhin vorläufig orientieren. Freilich diese beiden Beispiele, denen aus der Museumspraxis, die übrigens uns in allen Kreisen eine merkwürdige Überschätzung alles Alten kennen lernen macht, viele andere hinzugefügt werden müßten, um die oft nicht geahnte Nutzbarkeit des Meyerschen Lexikons zu illustrieren, sollen auch auf einen kleinen Mangel des neuesten Meyerschen Lexikon aufmerksam machen.

Es wäre sehr ratsam, wenn in der künftigen Auflage von Meyers Lexikon die vielen Textillustrationen, die die Arten und Abarten einer bestimmten Gattung von Gegenständen, z. B. Gläser, Gewebe, Pokale, Stoß- und Schuß-Waffen, Kopfbedeckungen, Fußbekleidungen etc. etc. zeigen noch einmal auf je einer Tafel — sie braucht kein Tafel- sondern nur Textpapier — vereint gezeigt würden. Das widerspricht zwar der geistigen Höhe der Encyclopädie, die Leute eines gewissen Fonds auch von historischen Kenntnissen voraussetzt, aber sehr wohl könnte auch in solchem Werke diesem Bedürfnis nach Kenntnis gedient werden. Der Museumsmann bekommt oft genug erklärlicher Weise aus den gebildetsten wie aus den der Volksschule hervorgegangenen Kreisen die Frage vorgelegt, wie heißt diese Art von Pokal, diese Art von Dolch, diese Hutform. Viel öfter kommen diese Fragen an uns als solche nach der Erklärung eines Begriffs wie »Doppelbecher«, »Aida«, »Eierstab«, »Espingole«, »Münzbecher« etc. etc. Diese Artikel selbst im Lexikon sind gewiß sehr am Platze und sie zeichnen sich in Meyer's Lexikon durch Klarheit und erschöpfende historische Erklärung aus, aber sehr vielen Fragen käme das Lexikon am besten entgegen durch eine nochmalige bildliche Zusammenstellung aller Arten einer bestimmten Gattung von Gegenständen zur Kultur- und Kunstgeschichte. Die Zusammenstellung derartiger Abbildungen in größter Reichhaltigkeit ist freilich Sache eines zu erwartenden Handbuchs der Sammler und der Museologie. Diesen Wunsch Vieler aber vorläufig und für weite Kreise genügend zu erfüllen, wäre ein Konversations-Lexikon am besten in der Lage. — Es darf ja diese sehr erwünschte Bereicherung erhofft werden, da schon auf anderem Gebiete, vergl. z. B. den Artikel »Festung«, Meyers Lexikon durch illustrative Zusammenstellungen der verschiedenen Formen der Natur oder der Technik den Weg zu diesem Ziele — der die Benutzung des Lexikons sehr erleichtert — schon mit größter Umsicht beschritten hat. Sollte die Erfüllung dieses Wunsches illustrativ schwierig sein, so wäre häufiger von Verweisungen auf allgemeine oder speziellere Artikel Gebrauch zu machen. Der illustrierte Artikel »Dolch« bezeichnet etwa die Richtung unseres Wunsches. Doch würde eine Verweisung auf eine Tafel aller »Stoßwaffen« die Illustration des Artikels überflüßig machen.

Dem Referenten erscheint es nun allerdings — beim Rückblick auf die von Meyers Konversations-Lexikon immer wieder so geschickt erzielten Verbesserungsphasen als ob in vorläufig noch nicht absehbarer Zeit die Notwendigkeit einer völligen Änderung der Erscheinungsweise aller lexikalischen Werke an die Verleger heranträte. Es fragt sich, ob nicht doch die Kostspieligkeit der fortwährend notwendig werdenden Auflagen dazu zwingt, derartige umfangreiche, immer wechselnde Werke nicht mehr in Buchform, sondern in der Form großer Zettelkästen erscheinen zu lassen, damit die etwa veralteten Artikel jeweils ausgeschieden und durch neue ersetzt werden können. Die Lösung dieser Frage ist allerdings vom Standpunkte der Buchtechnik aus eine sehr schwierige. Der Ersatz der Zettel würde der Zahl nach kein so großer sein, da ja so und so viel Artikel kaum eine Änderung erfahren, andere Artikel dafür einer fortwährenden neuen Redaktion bedürfen. — Wünschen möchte ich nur noch, daß die einzelnen vorzüglichen Pläne größerer Städte mit den dazugehörigen Straßenverzeichnissen ihrer fast einzigartigen Deutlichkeit und Handlichkeit wegen auch einzeln im Buchhandel zu haben wären.

E. W. B.

Die Geigen- und Lautenmacher vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Von Willibald Leo Freiherr von Lützendorff, Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Keller. 1904. XX, 812 SS. 28 Mk.

An zusammenfassenden Werken über die Geschichte der Streichinstrumente wie an Einzeluntersuchungen ist kein Mangel, höheren Anforderungen genügen aber nur wenige von diesen Arbeiten, es fehlt noch zu sehr an sicheren Grundlagen für eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes. Die Entwicklung geht der der Instrumentalmusik parallel; die Entstehungszeit der heute noch üblichen Streichinstrumente fällt mit den Anfängen der reinen Instrumentalcomposition nahezu zusammen. Aus einer größeren Anzahl verschiedenartiger Formen bleiben die vier Typen des Contrabasses,

des Violoncells, der Bratsche und der Geige und werden nun in etwa hundertjähriger Entwickelung zur höchsten Vollendung gebracht. Die Geige, die bisher als eine Differenzierung der Viola, da braccio, gegolten hat, ist neuerdings auf die italienische Lira da braccio zurückgeführt worden. Ich glaube mit Unrecht. Doch bleibt gerade für die erste Periode, das spätere 16. und die frühere Zeit des 17. Jahrhunderts noch vieles aufzuklären.

Ein so subtiles Instrument, das die Eigenart seines Meisters in Ton und Form so entschieden zur Schau trägt, wie die Geige, ging fast von Anfang an mit der Signatur des Meisters in die Welt. Das Interesse für den Meister ist bei den Geigen fast ebensogroß als bei den Werken der bildenden Kunst, und hier wie dort werden selbst vortreffliche Instrumente, wenn sie nicht mit Sicherheit bekannten Meistern zugeschrieben werden können, nicht selten unterschätzt. Die Künstlergeschichte, wenn die Bezeichnung gestattet ist, hat daher bei den Streichinstrumenten ihre eigene Bedeutung. Lütgendorffs Arbeit bewegt sich auf diesem Gebiet, ist aber nicht eine Geschichte der Geigenmacher, sondern wie er selbst sagt, ein Baustein hiezu. Damit ist sie indes zu niedrig eingeschätzt, sie ist nicht ein Baustein, sondern das gesamte Material zur Geschichte der Geigenmacher, soweit es bis jetzt gesammelt und gesichtet werden kann, ein Künstlerlexikon von großer Vollständigkeit, das alles in dieser Richtung bisher Geleistete weit hinter sich läßt. Das biographische Material ist mit großem Fleiß, oft aus den letzten Quellen, den Archiven und Kirchenbüchern, sowie den Geigenzetteln, die über die Zeit, in welcher die Meister gearbeitet haben, Aufschluß geben, zusammengebracht. Dadurch erhält unser Wissen über die Geigenmacher nicht nur eine wesentliche Bereicherung, sondern es werden auch viele Irrtümer richtig gestellt. Erstaunlich ist, was Lütgendorff an Lebensdaten auch unbedeutender Leute beibringt. Sie alle auf ihre Richtigkeit zu prüfen, werden nur wenige, vielleicht überhaupt niemand, im Stande sein, aber man hat allenthalben den Eindruck gewissenhafter Arbeit. Das gleiche gilt von der Charakteristik der Arbeiten der einzelnen Meister, der Autor hat viele, sehr viele Instrumente sorgfältig beobachtet, daß die Charakteristik gleichwohl vielfach unzureichend bleibt ist nicht seine Schuld, sie läßt sich überhaupt in Worten nicht vollständig geben. Mit Recht ist deshalb das Bild herangezogen worden, leider nicht in dem Umfang, der wünschenswert gewesen wäre; und namentlich die besseren deutschen Meister sind spärlich bedacht.

An Geigenzetteln werden viele Facsimiles gebracht. andere sind in Abdruck des Textes gegeben. Ich habe schon bei der Besprechung von Paul de Wits Geigenzetteln alter Meister darauf hingewiesen, daß eine facsimilierte Wiedergabe der Zettel zur Bestimmung der Ächtheit der in den Geigen befindlichen Zettel gute Dienste leisten wird. Geigenzettel werden in Menge gefälscht, meist so, daß sie sofort als neu erkannt werden, zuweilen so, daß die Täuschung schwer zu erkennen ist. Für den Besitzer ist es stets unangenehm einen falschen Zettel in seinem Instrument zu haben und bei Reparaturen sollten alle augenscheinlich falschen Zettel entfernt werden, sie verunzieren die Instrumente. Eine Hauptursache der Fälschung ist, daß nur relativ wenige Geigenmacher, unter welchen die Cremoneser an erster Stelle stehen, wirklich berühmt und allgemein bekannt und anerkannt sind. Demgegenüber betont Lütgendorff mit Recht, daß die Zahl der guten Meister, wie die Zahl der Schulen, welche sich an sie anschlossen, weit größer ist, als bisher angenommen wurde. Er hoffe, daß auch seine Arbeit dazu beitrage, dies klar zu stellen. Diese Klarstellung wird durch die lexikalische Anordnung des Werkes erschwert; ein Ortsregister, innerhalb dessen die Meister alphabetisch angeordnet sind, kann darüber nicht ganz hinweghelfen. Wir hoffen, daß es dem Verfasser gefallen möge, die Geschichte der Geigenmacher, die er anfangs schreiben wollte, auch zu bearbeiten, erst dann werden seine großen Arbeiten wahrhaft fruchtbar sein. Inzwischen sind wir ihm für die reiche Gabe, mit der er die Litteratur über die Geigenmacher beschenkt hat, zu lebhaftestem Danke verpflichtet. Bezold.

Westfranzösische Kuppelkirchen von Felix Witting. Mit neun Abbildungen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), 1904. 40 S. 4.

Die vorliegende, von historischen und stilkritischen Erwägungen ausgehende Studie beschäftigt sich mit dem Ursprung und der Entstehung der westfranzösischen Kuppel-

kirchen, welche sich unter den eigenartigen Sakralbauten Südfrankreichs zu einem festumgrenzten Ganzen zusammenschließen. Den geographischen Mittelpunkt bildet die ehemalige Landschaft Périgord. Ihr Gepräge erhalten sie durch die Pendentifkuppel. Die ornamentale Ausgestaltung besteht aus einigen Gesimslinien schlichtesten Profils und Blendarkaturen. Mit diesen Grundelementen sind die verschiedensten Kompositionen erzielt. De Verneilh (l'architecture byzantine en France, Saint-Front de Périgueux et les églises à coupoles de l'Aquitaine, Paris 1851) umschreibt die historische Stellung dieser Gruppe so, daß er als Mutter aller Saint-Front in Périgueux annimmt, welche er in den Jahren 984—1047 als Kopie nach S. Marco in Venedig erbaut sein läßt. Dem gegenüber stellt Witting fest, daß zu scheiden ist zwischen einer älteren, um das Jahr 1000 entstandenen Anlage und dem eigentlichen Kuppelbau; er kommt zu dem Ergebnis, daß letzterer mit Rücksicht auf die Nachricht vom Brande im Jahr 1120, namentlich in Anbetracht der darin vorkommenden Stelle »Erat tunc temporis monasterium ligneis tabulis coopertum«, in seinem Beginn noch über das Jahr 1120 zurückreicht. Auch die ornamentale Ausgestaltung, besonders aber der ausschlaggebende Vergleich mit den Monumenten der Provence, denen gegenüber der ornamentale Stil von Saint-Front bereits eine abgeklärte Haltung zeigt, weisen auf diese Zeit. Dazu kommt noch die unter den Kuppelkirchen selbst exzeptionell dastehende Gesamtanlage, welche von einer gewissen Reife zeugt, die auf vorangegangene Versuche schließen läßt. Witting unternimmt alsdann, um die Frage des Ursprungs der Kuppelkirchen erörtern zu können, eine Betrachtung des Gesamtorganismusses der Kirchenanlagen, in denen die Pendentifkuppel erscheint. Er schildert die eklatante Verschiedenheit der Anlagen der Apostelkirche in Konstantinopel und Saint-Front, welche eine Anlehnung an die byzantinische Architektur (de Verneilh) ausschließt. Er zeigt, daß im Gegensatz zu den cyprischen Anlagen bei den westfranzösischen Bauten das Primäre der Zusammenhang des Ganzen ist, das beim Turm einsetzt und bei der Apsis schließt, während die Aufteilung in die Unterteile von Kuppelräumen erst sekundär sei. Die Kuppel selbst ist eine solche nur in mathematisch-abstraktem Sinne, nicht als Emanation von einem ruhenden Zentralpunkt. Alles das führt den Verfasser zur Annahme einer Indigenität der Kuppelkirchen, für welche er Beweisgründe beizubringen sich bemüht. Abgesehen davon, daß nach seiner Ansicht die aquitanischen Kuppelbauten eine normale Etappe auf dem Wege der Vergeistigung mittelalterlichen Kunstschaffens bezeichnen, will er ihre bauliche Anlage in engen Zusammenhang mit der religiösen Bewegung der Albigenser gesetzt wissen, durch die bekanntlich der enge Connex von Mysterium und Gläubigen gelockert wurde. Er argumentiert so — wollte die Kunst ein Ausdruck der Zeitströmung sein, so mußte sie das architektonische Schema verlassen, das jenen engen Bezug symbolisierte. Die aquitanischen Baumeister versuchen die Lösung mittels der Kuppel mit ihrem summarischen Ausdruck. Allerdings hat die Freiheit noch etwas Schwererungenes an sich. Saint-Front nimmt in dekorativer Hinsicht eine Ausnahmestellung unter den aquitanischen Bauten ein. Nirgends tritt der antikisierende Zug, die Anlehnung an griechisch-römische Vorbilder so stark auf und weist auf Beziehungen zur Provence. Dennoch aber erweist sich der Baumeister von Saint-Front als selbständigen Künstler, der allenthalben Anregungen aufnimmt, sie aber um- und neugestaltet. Der volle kräftige Stil der eigentlich provençalischen Bauten liegt ihm fern, ebenso wie der malerische Reiz der Façaden von Arles und Saint-Gilles. Auch die Betrachtung der Formensprache im Einzelnen führt nach Witting zu der Annahme, daß wir es bei den westfranzösischen Kuppelkirchen mit indigenen Schöpfungen zu tun haben.

Es fragt sich noch sehr, ob wir mit den Ausführungen Wittings hinsichtlich des Ursprungs der Kuppelkirchen weiter gekommen sind als bisher. Jedenfalls stehen seine Darlegungen auf einem viel zu schwankenden Boden, um ein positives Ergebnis erzielen zu können. Immerhin aber sind sie der Beachtung wert.

Dr. Fritz Traugott Schulz.

U. E. Sebald, Nürnberg.

DER MONATSREITER, FECHTER UND FAHNENSCHWINGER SEBASTIAN HEUSSLER ZU NÜRNBERG.

VON HANS BOESCH.

Im zweiten Supplementband zu Georg Andreas Will's Nürnbergischen Gelehrten-Lexikon von Christian Conrad Nopitsch (Altdorf 1805) S. 88 ist ein Kriegsmann und Freifechter, Sebastian Heußler (er wird bald Heusler, bald Heußler geschrieben) aufgeführt. Über seine Lebensumstände wird berichtet, daß er zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, Italien, Frankreich, England und die Niederlande bereist hat und berühmten und kunsterfahrenen Fechtmeistern nachgezogen ist, besonders dem Salvator Fabri de Padua, »der das Fechten in Form der Kunst gebracht hat«. Heußler verdankt seine Aufführung im Nürnbergischen Gelehrten-Lexikon dem Umstande, daß er ein mit vielen Darstellungen geschmücktes Buch, als deren Inventor sich der Maler G. Weyer auf dem gestochenen Titelblatt nennt, herausgegeben hat. Das im germanischen Museum befindliche Exemplar ist betitelt: »Neu Kunstlich Fecht- | Buch | darinnen 500 stuck im einfachen Rapier, wie auch ett- | liche im Rapier vnd Dolch, deß wetberümbten (!) Fecht- | vnd lehrmeisters | Sig? Salvator Fabri | da Padoa, so wol auch anderer Italienisch^{e} vnd Fran- | zösischen Fechter beste Kunststuck, nach rechter lini | vnd fundamentalischer ordnung, auffs vleißigste colli | giert vnd zusammengetragen, auch mit schonen Kupffer- | stucken gezieret, dergleichen vor nie gesehen worden | vnd derowegen Teutscher nation vnd der | Küst liebhabern in Truck gegeben | durch Sebastian Heusler Kriegsman | vnd Freyfechter von Nurnberg. | 1615.« Am Schlusse des 8 Bll. und 232 Seiten zählenden Bandes in qu. 4^{0} steht »Ende | Deß Einfachen Rappierfechtens« (Bibliothek des germ. Mus. Gs. 1656).

Dieser Titel stimmt nicht mit dem bei Will-Nopitsch VI (II) S. 88 angeführten Titel. Es scheint sich aber doch beinahe, da man es früher mit der bibliographisch genauen Angabe der Titel nicht sehr streng nahm, um dasselbe Buch zu handeln. Beigebunden ist dem Museumsexemplar noch: »New Künstlich Fechtbuch | Darinnen etliche vorneme Kunststück, deß weitberümbten | Fecht- vnd Lehrmeisters | Sig.: Salvator Fabri da Padua, | Wie auch anderer Italianischen vnnd Frantzösischen | Fechter beste Kunststücklein im Dolchen vnd Rappier, auff's fleissigste | zusammen getragen, vnnd mit schönen

Kupfferstücklein gezieret, dergleichen vor | nie im Truck außgangen, allen Liebhabern der löblichen Fechtkunst zu- | gefallen in Truck gegeben, Durch Sebastian Heußler, Kriegsmann und Freyfechter | von Nürnberg. | Gedruckt zu Nürnberg, durch Ludwig Lochner, | In verlegung des Authoris.« Es ist dieses Werk wohl als zweiter Band des ganzen Buches anzusehen. Es zählt Titelblatt und 45 (! soll heißen 54) Seiten im gleichen Formate. Am Ende steht: »Ende«. | Getruckt zu Nürnberg, bey Ludwig Lochner, | In verlegung Sebastian Heußler, | Anno M. DC. XV.« (Biblioth. d. germ. Mus. Gs. 1657.) Es ist also wohl das Ende des Werkes überhaupt, während der als erste anzusehende Teil nur als Ende des einfachen Rapierfechtens bezeichnet ist. Es ist auf diesem auch ein Drucker und Verleger nicht genannt, während er bei dem wohl als zweiten Teil anzusehenden Buche auf dem Titelblatte und am Schlusse angebracht ist. Es spricht auch dafür, daß dem ersten Teile eine fünf Seiten zählende Vorrede, dem zweiten eine solche aber nicht beigegeben ist.

Will-Nopitsch schreibt, daß eine zweite Ausgabe im Jahre 1616, eine dritte 1617 in Nürnberg erschienen sei. Er schreibt auch: »Noch mit einem besonderen Titel und ohne Text ist dabei: New künstlich Figuren Büchlein — vom Rappier- und Mantelfechten« etc. Nun finden sich in dem Museumsexemplare noch zwanzig Blätter Radierungen beigebunden, die wohl mit dem vorstehend angeführten Werke identisch sind, da die Bilder das Rappier- und Mantelfechten darstellen; ein Titelblatt findet sich aber nicht dabei. Die ersten 12 Bll. sind unnumeriert, die darauffolgenden mit No. 1—8.

Das germanische Museum besitzt noch ein weiteres Exemplar des ersten Teiles des Heußler'schen Fechtbuches (Gs. 1658), dem aber Titelblatt, Vorrede und S. 1—21 fehlen und das nur bis zum Ende des ersten Bandes reicht. Am Ende des Buches war seiner Zeit noch etwas angebunden, was aber ist nicht festzustellen, vielleicht war es das als zweiter Teil anzusehende Fechtbuch. Es hat wohl dieselben Abbildungen wie das beschriebene Fechtbuch von 1615; die Radierungen sind aber teilweise auf anderen Blättern abgedruckt. Jedenfalls liegt in diesem Exemplare die zweite, oder dritte oder sonst eine Ausgabe vor; wir können aber nicht feststellen welche, da wir kein Vergleichsmaterial haben, die hiesige Stadtbibliothek z. B. überhaupt gar nichts von Heußler besitzt.

Das erst beschriebene Buch von 1615 ist »An die Edle, Ehrnveste, Fürsichtige Erbar vnd Hochweise Herrn | Burgermeister vnd Rath deß heiligen Römischen Reichs Statt Nürnberg, Meinen großgünstigen gebietenden Herrn« gewidmet. Alles was Nopitsch über Heußler mitteilt, ist der Vorrede, die an diese Widmung anknüpft, entnommen; sie fängt mit den Römern und Griechen an und geht dann zu den Deutschen über. Besonders dankbar wird des Künstlers gedacht: »Dieweiln, schreibt Heußler, ich dann auch einen Kunstreichen Mahler mit Namen Gabriel Weyer zu solchen Stellungen bekommen, der mir solches in Kupffer auff mein angebē gemacht hat, wie Augenscheinlich zusehen, Also daß ich verhoffe, solche Stellungen werde auch denjenigen so lust zum reissen, Mahlen, Bildhauen, vnd dergleichen Künsten mehr, sehr nützlich vnd dienstlich sein.« Als ein gehorsamer »Burger vñ be-

stelter Monatreyter« habe er es dankbaren Gemüthes dem Bürgermeister und Rath der Stadt Nürnberg gewidmet. Er hat dabei natürlich auf eine namhafte Spende des Nürnberger Rathes gerechnet. Bei Hampe[1]) findet sich auch unter No. 2704 der Ratsverlaß vom 28. Februar 1615: »Sebastian Heußlers monatreutters, fechtpuch, so er Meinen Herren zugeschriben, soll man überschlagen lassen, was es werth, und wiederbringen.« Was er etwa bekommen, ließ sich nicht feststellen.

Der erste Teil des Fechtbuchs enthält das gestochene Titelblatt und 128 Radierungen, der zweite Teil 33 Radierungen und eine dreimal abgedruckte radierte Vignette. Da drei Auflagen erschienen sein sollen, so dürfte der Verfasser und Selbstverleger wohl auf seine Kosten gekommen sein.

Es scheint, daß Nopitsch die ganze Notiz über Heusler aus dem zehn Jahre vorher erschienenen vierten Bande von Siebenkees' Materialien zur

1) Nürnberger Rathsverlässe über Kunst und Künstler (Quellenschriften für Kunstgeschichte etc.) II, 477.

Nürnberger Geschichte[2]) entnommen hat, den er auch citiert. Der Veröffentlicher in den Materialien bekennt, daß ihm das Wort Monatreiter vollständig neu sei: »Ich vermute, schreibt er, daß er unter dem hiesigen Kriegsamte gestanden habe, daß er vielleicht ein sogenannter Einspänniger (Söldner zu Pferde) gewesen sey, weil er sich auf dem Titelblatt einen Kriegsman nennt.« Dieser Ansicht schließt sich auch Nopitsch an. Ich konnte das Wort in keinem Wörterbuch, auch nicht in Grimm's deutschem Wörterbuch und in Schmeller's bayerischem Wörterbuche finden.

Zu diesen Fechtbüchern Heußlers im germanischen Museum gehört auch noch ein »New Künstlich Fechtbuch, | Zum anderenmal auffgelegt, vnd mit vielen schönen | Stücken verbessert, Als deß: | Sig. Salvator Fabri da Padua, vnd Sig: Rudol: | Capo di Ferr, Wie auch anderer Italianischen vnd | Frantzösischen Fechter beste Kunststücklein im Dolchen vnd Rappier, | auffs fleissigste zusammen getragen, vnd mit schönen Kupfferstücklein gezieret, der- | gleichen vor nie im Truck außgangen, allen Liebhabern der löblichen Fechtkunst | zugefallen in Truck gegeben, durch | Sebastian Heußler, Kriegsmann vnd Freyfechter | von Nürnberg. | Gedruckt zu Nürnberg, durch Ludwig Lochner, | In verlegung des Authoris. | M. D. C. XVI.« | (Bibl. d. germ. Mus. Gs. 1658[b].) Es liegt also hier die zweite Auflage, die von 1616, des von uns als zweiten Teiles angenommenen Buches, vor. Dieselbe umfasst 39 Radierungen, also 6 Radierungen mehr als die erste Ausgabe des Buches, auch sind sie teilweise an anderen Stellen abgedruckt, und die Vignette nur einmal und zwar auf dem Titelblatt vorhanden. Der Text zählt hier 61 statt 54 Blätter. Es rührt dies daher, daß in der zweiten Auflage noch ein Kapitel: »Nun folgen deß weitberühmten Sig: Rudolpho Capo di Ferr da Cagli etliche gute Stücklein im Dolchen vnd Rappierfechten« angehängt ist. Dieser Fechtmeister ist auch erstmals auf dem Titelblatt der zweiten Auflage des zweiten Bandes dieses Fechtbuches genannt.

Nun hat im Jahre 1903 das germanische Museum aus der Jungk'schen Sammlung in Bremen, die bei Lepke in Berlin versteigert wurde, ein weiteres Schriftchen Sebastian Heußlers erworben, das sich auf demselben Gebiete bewegt. Es ist betitelt: »New Künstlich Fahnenbüchlein, | Das ist: | Wie der Fahnen mit sonderli- | chen vortheil, leicht vnd gering, auch Zierlich getragen | vnd geschwungen werden soll, auff Teutsche, Italianische, vnd Frantzösische Manier, allen der Kunst liebhabenden Kriegsleuten, vnd denen so zu solchem löb- | lichen exercitio, an Fürstlichen Höfen, vnd auff Vniversiteten lust vnd lieb tragen | zu gefallen, mit schönen Kupfferstücken in Truck verfertigt, | dergleichen vor nie außgegangen | durch | Johann Renner, vnd Sebastian Heußler, | Kriegsmann. | Getruckt zu Nürnberg, durch Ludwig Lochner, Anno MDCXV.« In der Randeinfassung von Typenmetall hat sich der Künstler genannt: »Gabr. Weyer Jnvent.« Es ist in qu. 4° gedruckt und zählt mit dem Titelblatt acht Blätter, darunter merkwürdiger Weise als fünftes und sechstes Blatt die Dedikation und 31, mit 1—30 und A—Z und Aa—Gg

2) IV, 748.

bezeichnete Blätter und ein unbezeichnetes Blatt Radierungen. Dieses Büchlein scheint außerordentlich selten zu sein, denn trotz allen Suchens fand ich es nur in Naglers Künstler-Lexikon unter Gabriel Weyer[3]) aufgeführt und zwar eine Ausgabe von 1616, während die des Museums von 1615 stammt.

Das Fahnenbüchlein ist im selben Jahre wie erstmals das Fechtbuch erschienen, wurde in derselben Buchdruckerei hergestellt und von demselben Künstler illustriert. Gewidmet ist das Büchlein »Herrn Heinrich Wilhelm Freyherrn von Stahrenberg«. In der Widmung wird von der Bedeutung der Fahnen gehandelt und dabei mit dem trojanischen Krieg angefangen. Weiter wird geschrieben: »Was zu vnsern zeiten von einem Hertzhafften vnd dapffern (F)endrich gehalten wird, wissen E. Gnaden ohn vnser erinnern sich gnädigst zu berichten. Demnach wir aber ein Zeitlang hero nicht allein im Kriegswesen vns geübt, vnd also selbsten ohn vns vnschuldig erfahren, was Hertz ein Soldat im Feld empfindet, wann dem Obristen sonderlich aber dem Fendrich sein Ampt frisch vnd vnverzagt verrichten sihet. Sondern auch bey frembden nationen Fahnen vnd Picken zierlich vnd nützlich schwingen lernen. Also haben wir dißfalls, dasjenig, so wir mit vnkosten gelernet, dann auch im Feld geübt vnd erfahren, vff das Papier bringen, vnd in Druck verfertigen wollen«.

Über Heinrich Wilhelm Freiherrn von Starhemberg, dem das Büchlein gewidmet, ist Wurzbach[4]) zu entnehmen, daß er 1593 geboren wurde und 1675 zu Wien gestorben ist. Er hat in früher Jugend ganz Europa bereist, hat auf denselben an einem Fußturnier in Florenz teilgenommen und den Preis davon getragen. Später trat er als Hauptmann in kaiserliche Dienste, machte viele Feldzüge des dreißigjährigen Krieges mit und wurde von Kaiser Ferdinand II. in den Reichsgrafenstand für sein ganzes Geschlecht erhoben. Vielleicht hat ihn Heußler in Florenz oder sonst wo auf seinen Zügen kennen gelernt.

Was nun den Johann Renner betrifft, der auf dem Titelblatt und in der Unterschrift der Widmung an erster Stelle als Verfasser genannt ist, so wissen wir nicht, wer dieser Mann war. Ein Kriegsmann scheint er nicht gewesen zu sein, da dieser Titel auf dem Titelblatt nur in der Einheit nach dem Namen Heußler angeführt ist. Vielleicht war er einer der professionsmäßigen Fahnenschwinger, die sich öffentlich produzierten[5]). Möglicherweise ist er aber auch identisch mit dem Hanns Renner, Wirth auf'm Schießhaus, von dem Panzer[6]) ein Portrait aufführt, das mit aetat 46 A. 1628 bezeichnet ist. Es wäre nicht unmöglich, daß er 13 Jahre vorher mit Sebast. Heußler das Buch herausgegeben hat. Vielleicht hat er dem Heußler, der als Kriegsmann wohl öfter im Schießhaus verkehrt hat und der mit ihm näher bekannt geworden sein mag, das Geld zur Anfertigung der Stiche gegeben und ist dafür aus Anerkennung als Mitverfasser genannt worden.

3) XXI, 367.

4) Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Wien 1878. XXXVII, 181.

5) S. Hampe, die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit. (Leipzig, Eugen Diederichs, 1902.) S. 95.

6) Verzeichnis von Nürnbergischen Portraiten aus allen Ständen (Nürnberg 1790), S. 196.

Von Sebastian Heußler ist ebenfalls noch ein gestochenes Portrait[7]) vorhanden, auf welchem er als Freifechter, d. i. als obrigkeitlich privilegierter Fechtmeister bezeichnet ist. Das Portrait ist obenstehend wiedergegeben. Was den Künstler der Zeichnungen, Gabriel Weyer, betrifft, so ist er um 1580 in Nürnberg geboren und um 1640 in Koburg gestorben. Er nennt sich zwar blos als Inventor derselben, dürfte sie aber, wie die oben angeführte Stelle in der Vorrede zum Fechtbuch bezeugt, auch radiert haben. Er hat wohl auch das Bildnis Heußlers radiert. Er scheint einer der tüchtigsten Nürnberger Künstler seiner Zeit gewesen zu sein. Sein Hauptwerk war die Mitarbeit in den allegorischen Bildern zwischen den südlichen Fenstern und die Restauration des alten Rathaussaales zu Nürnberg[8]). Dann hat er noch an der Ausschmückung des neuen Rathauses mitgearbeitet und sehr viele Zeichnungen gefertigt, die in Kupferstich ausgeführt worden sind.

Jedenfalls ist Sebastian Heußler der einzige gemeine Kriegsmann der im Nürnbergischen Gelehrten-Lexikon, unter einer sonst nicht recht zu ihm passenden Gesellschaft aufgeführt ist. Vielleicht wird durch einen glücklichen Zufall noch mehr über die Lebensschicksale desselben aufgefunden, über die wir nicht mehr wissen, als was er uns selbst mitgeteilt hat.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, da Näheres über das Fahnenschwingen nicht zu existieren scheint, daß in dem soeben herausgegebenen Katalog 36 der Firma Jacques Rosenthal in München, der eine Menge Kostbarkeiten enthält, unter Nr. 403 ein Sammelband von J. G. P(aschen) angeführt ist, der sieben Schriften dieses Verfassers umfaßt, nämlich ein Fechtbuch, ein Turnierbuch, eine Beschreibung des Pique-Spielens, eine kurze Anleitung wie der Jägerstock oder die halbe Pique zu gebrauchen, eine Beschreibung des Voltesierens und ein Ringbuch, und endlich auch ein Fahnenbüchlein. Nach dem Katalog ist es betitelt: »Vierundachtzig Fahnen-Lections, | wie selbige zierlich geschwungen | nebst denen Tritten | wie viel derselben zu iedweder Lection gemacht werden. Frankfurt, Ch. Gerlach und S. Beckenstein 1661. Frontisp., Titel, 27 SS. und 21 Kupfertafeln mit 37 Figuren. Kl. qu. 4°.« Es liegt hier also ein um 45 Jahre jüngeres Fahnenbüchlein, ebenfalls von einem Kriegsmann, der in allen möglichen »Künsten« erfahren war, vor. In Jöchers Allgemeinen Gelehrten-Lexikon (Leipzig 1751) Sp. 1276 wird der Verfasser Joh. Georg Pasch genannt und gesagt, daß er ein Historicus und gelehrter Soldat war. In einem Buche der Bibliothek des germanischen Museums (Kr. 425) betitelt: Florilegium fortificatorum tripartitum (Halla 1662) nennt er sich in der Unterschrift der Vorrede selbst »Pascha«. Leider ist der Preis des Sammelbandes so hoch, daß er für das germanische Museum unerreichbar erscheint.

7) Panzer a. a. O., S. 103.

8) Vgl. Mummenhoff, das Rathhaus zu Nürnberg. Nürnberg 1891, S. 120 ff.

DIE BAUERNSTUBEN DES GERMANISCHEN MUSEUMS.

VON DR. OTTO LAUFFER-FRANKFURT A. M.

IV.

Die Stube des Hallig-Hauses.

An das niederdeutsche Flett lehnt sich im lokalen Zusammenhange der Museums-Stuben ein kleiner Raum, 3,85 m. lang und 3,35 m. breit: die Halligstube. Dieselbe erweckt in uns und unzweifelhaft auch bei allen Forschern schleswig-holsteinischer Landes- und Volkskunde die Erinnerung an unseren früh dahingeschiedenen Freund und Kollegen Eugen Traeger. Niemand hat sich um die wissenschaftliche Erforschung der Halligen solche Verdienste erworben wie er, niemand ist mit gleicher Energie wie er mit Wort und Schrift dafür eingetreten, diese an der Westküste Schleswig-Holsteins gelegenen Inselchen, die Reste alten Festlandes, gegen die täglich mehr sie zerbröckelnden Fluten des Meeres durch Damm und Buhne zu schützen. Die Fürsorge für die Halligen war ihm zur wissenschaftlichen Lebensaufgabe geworden, der er eine ganze Reihe von Schriften, vor allem sein Buch: »Die Halligen der Nordsee,« gewidmet hat[96]). Seinem Eifer ist es auch in erster Linie zu danken, daß für das germanische Museum eine hinreichende Menge von Hausteilen, Möbeln und Ausstattungsstücken erworben werden konnten,

96) In »Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde«. Herausg. von A. Kirchhoff. Bd. VI. H. 3. Mit 3 Karten und 19 Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn 1892. [Ich citiere: »Traeger, Halligen«.] Von den Schriften, durch die Traeger zum Uferschutz der Halligen aufgerufen hat, nenne ich die Gedichtsammlung: »Im Banne der Nordsee«. Kiel, H. Eckardt (59. S.) 1895 — »Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten. Mit 10 Abb. u. Skizzen. Stuttgart, Hobbing u. Büchle. (48. S.) 1900. — »Fortschritt der Arbeiten bei den Halligen und auf den Watten Schleswig-Holsteins« im »Globus« Bd. LXXVIII. (1900) H. 15, S. 244—246. — Schließlich: »Halligbilder« in »Himmel und Erde«. Naturwiss. Monatsschrift. Berlin, Jahrg. 1895. Maiheft.

die die Errichtung einer eigenen Halligstube ermöglicht haben. Auch über diese Stücke hat Traeger bereits eingehend berichtet in den beiden Aufsätzen: »Friesische Häuser auf den Halligen«[97]) und »Geschnitzte friesische Türen im germanischen Museum«[98]), und ich hebe ausdrücklich hervor, daß heute niemand vor ihm berufen wäre, die aus jenen Stücken zusammengesetzte Stube zu besprechen, wenn er noch am Leben wäre. Umso eher werden wir des öfteren Veranlassung haben, uns auf seine Mitteilungen zu beziehen. —

Indem wir nun an unsere Aufgabe herantreten, müssen wir uns, bevor wir die Halligstube selbst kennen lernen, zunächst ein wenig mit dem großen Ganzen des Hallighauses bekannt machen, denn es kann nicht oft genug betont werden, daß alle diese Stuben nicht allein, und oft nicht einmal in erster Linie als Dokumente der Bauernkunst aufbewahrt werden. Sie sind vor allem als die äußeren Formen der Wohn- und Lebensverhältnisse ihrer Erbauer zu betrachten. Sie sind eines der interessantesten Teile der Wirtschaftsformen und des bei den landschaftlich verschiedenen Wohnbauten ebenso verschiedenen Hausgedankens, der von Landschaft und Klima, der stammesmäßigen Veranlagung der Bewohner und manchen anderen Einwirkungen abhängig ist, auf die ich in dem einleitenden Abschnitt dieser Besprechungen hingewiesen habe. Wer aber in diesen Bauernstuben nichts anderes sehen will als die Erzeugnisse einer im Vergleich zur Kunstindustrie oft nur mäßigen Handwerksarbeit, der tritt mit sehr unzureichenden wissenschaftlichen Voraussetzungen an die Kritik der Stuben heran, und jedenfalls lernt er nur den weitaus geringsten Teil von dem, was sie wirklich zu lehren haben. Zwar ist die Stube — wenigstens in Deutschland — heute meist das wichtigste Glied des gesammten Hauswesens, da sie für den Schöpfer und Träger des Hausgedankens, für den Menschen selbst als Wohnraum dient, aber sie bleibt doch immer nur ein Teil vom Ganzen, und darum begnügt sich heute die wissenschaftliche Volkskunde, wie ich ebenfalls in der Einleitung bemerkte, je länger je weniger mit der bloßen museologischen Behandlung von Bauernstuben, sondern verlangt die Aufstellung von ganzen Bauernhäusern in den sogenannten Freiluftmuseen. Wenn das germanische Museum dieser Forderung aus ersichtlichen äußeren Gründen nicht genügen konnte, so haben wir hier umso mehr Veranlassung, die Häuser, denen die einzelnen Stuben angehören, wenigstens nach ihren typischen Eigenschaften kurz zu besprechen[99]).

97) Mitteilungen d. germ. Museums 1896. S. 112—119. Mit 3 Grundrissen. [Ich citiere: »Traeger, Fries. Häuser«.]

98) Ebenda. 1896. S. 130—134. Mit 1 Lichtdrucktafel.

99) Bezüglich einer entsprechenden Behandlung des Hindelooper Hauses fehlte es mir seiner Zeit leider an den nötigen Grundlagen. Nachträglich will ich jetzt wenigstens auf das Werk von C. H. Peters, Reichsbaumeister im Haag: »Overzicht over de boerenplaatsen-bouw in Nederland«. (Verl. van Druten en Bleeker Sneek 1872) hinweisen, sowie auf die Arbeiten des Prof. J. H. Gallée in Utrecht, der eine kurze Übersicht über die verschiedenen niederländischen Hausformen gegeben hat in: »Het boerenhuis in Nederland« (Tentoonstelling van hulpmiddelen bij het aardrijkskundig onderwijs. Amsterdam 1902.)

Das Hallighaus beherbergt ein festes derbes Geschlecht, ruhig und ernst, freundlich und gutmütig, kaltblütig und entschlossen. Von Jugend auf an das rings sie umgebende Meer gewöhnt, sind diese Friesen die geborenen Seeleute, und wir werden sehen, wie diese ihre, man kann sagen einzige volkstümliche Beschäftigung auch den Wohnungen den Stempel aufgedrückt hat. Von Geschlecht zu Geschlecht haben sie es angesehen, wie das Meer oft nur in stiller täglicher Arbeit mehr und mehr von den Ufern ihrer kleinen Halligen abgeschwemmt hat, oft auch an Tagen des unbeschreiblichen Elendes in furchtbaren Sturmfluten über sie hereingebrochen ist, große Strecken festen Landes auf einmal fortgerissen und an den nur halb verwüsteten Stellen die Häuser unterspült und umgeworfen und vielen Menschen und unzähligen Stücken ihrer Viehbestände den Tod und ein feuchtes Grab bereitet hat. Trotz alledem haben die Bewohner den Kampf mit dem Meere, der fast den ganzen Inhalt, der die Ehre und die Tragik ihrer Geschichte ausmacht, nicht aufgegeben, und mit der Zähigkeit, mit der sie an ihrer alten volkstümlichen Sprache bis tief in das 19. Jahrhundert hinein festgehalten haben, sind sie auch der viel gefährdeten Heimat trotz Not und Tod von Geschlecht zu Geschlecht treu geblieben [100]).

Die Vorstellung von dem täglichen Kampfe, den der Halligfriese mit dem Meere zu kämpfen hat, müssen wir im Gedächtnis behalten. Er gibt dem energischen, in mancher Beziehung trotzigen Charakter der Menschen das Gepräge, ebensosehr wie den äußeren Formen der Lebenshaltung. Er hat auch das Wesen wie des Friesenhauses überhaupt, so besonders des Hauses der Halligen in den mannigfachsten Beziehungen auf das Nachhaltigste bedingt.

Wer heute auf dem Gipfel des Leuchtturms der nordfriesischen Insel Amrum stehend, seine Blicke gegen das schleswig-holsteinische Festland

---

100) Über den Volkscharakter vergl. Traeger, Halligen S. 270 ff. — Ebendort S. 236 ff. ist die ganze Reihe der großen Sturmfluten zusammengestellt. Von der letzten derselben, die in der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825 stattfand, hat J. C. Biernatzki, damals Pfarrer auf der Hallig Nordstrandischmoor, in seiner Novelle: »Die Hallig oder die Schiffsbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee« [ich benutze H. Düntzers Ausgabe in der Collection Spemann] eine ergreifende Schilderung gegeben. — Über die Friesensprache auf den Halligen vergl. Theod. Siebs, »Geschichte der friesischen Sprache« in H. Paul's »Grundriß der germanischen Philologie.« Straßburg. Trübner. 2. Aufl. 1901 ff. I, S. 1171, wo die weitere Literatur angegeben ist. — Folgende Zeitschriften, die für Nordfriesland und die Halligen manches einschlägige Material enthalten, waren mir hier leider nicht erreichbar: »Veröffentlichungen d. nordfries. Vereins f. Heimatkunde und Heimatliebe«, »Jahrbuch für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg« und »Heimat. Eine natur- und landeskundige Monatsschrift für Schleswig-Holstein«. Die Literatur zur schleswig-holsteinischen Volkskunde vergl. bei Eug. Mogk, Die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart in Pauls Grundriß. III. S. 521/2. — Die Werke von Karl Müllenhoff, »Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg«. Kiel 1845 und von C. P. Hansen, »Friesische Sagen und Erzählungen« Altona 1858 und »Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen« Garding 1875 geben, soviel ich sehe, für die Behandlung der volkstümlichen äußeren Denkmäler keinen wesentlichen Beitrag.

richtet und rechts an Föhr vorbei gegen Osten und Südosten schaut, dem erscheinen die kleinen und ganz kleinen Halligen über das Meer verstreut ähnlich, wie wenn man von Bergeshöhe auf das die Thäler und Ebene umhüllende Nebelmeer herabsieht, aus dem nur die obersten Spitzen der Berge scheinbar zusammenhanglos ein wenig hervorragen. Nur $^1/_2$ bis $1^1/_2$ m steigen die niedrigen, von Alters her unbedeichten Halliginseln — im Ganzen sind es 11 an der Zahl — aus dem sie umgebenden Wattenplateau empor, welches zur Flutzeit ganz von den Meereswogen überdeckt ist[101]). Kein Wunder, daß die Menschen sich bestrebt haben, bei solch gefährlicher Nähe des nicht immer freundlichen Meeres sich mit ihren Wohnungen möglichst hoch über den Erdboden zu erheben, und so haben sie ihre Häuser auf natürlichen oder künstlichen Hügeln, den sogenannten Werften erbaut, die etwa 4 m. hoch aus der Halligmarsch hervorragen. Die ganze, oft allerdings nur sehr kleine Hallig-Gemeinde muß sich auf dieser Werft einrichten. Sehr viel Raum darf also mit den Ansiedelungen nicht verschwendet werden, immerhin bleibt meist noch so viel Platz übrig, daß sich kleine Gärtchen an die Wohnhäuser anlehnen können. Traeger hat von den Besiedelungen einer mittelgroßen Werft, sowie von denjenigen auf der ziemlich großen Hauswarf der Hallig Hooge, die im ganzen 17 Wohnhäuser umfaßt, genaue Grundrisse gegeben, auf die ich hier verweisen kann[102]).

Schon aus jenen Grundrissen ist ersichtlich, daß, wie auch sonst mehrfach betont wird, die Firstrichtung aller Häuser ein und dieselbe ist, da sie sämtlich ihre Giebel nach Osten und Westen kehren[103]). Das ist nicht nur eine Folge des Bestrebens, die ganze Breitseite des Hauses der Sonne zuzuwenden, sondern vor allen Dingen wird dadurch erreicht, daß die Häuser den stark wehenden Westwinden eine möglichst geringe Angriffsfläche entgegensetzen, ein Bestreben, dem auch wohl das, wie es scheint, fast durchgängige Vorhandensein von Walm- beziehungsw. Halbwalmdächern zuzuschreiben ist. Nicht nur für die Hallighäuser ist diese Westostrichtung bezeugt, sie scheint auch sonst in Schleswig-Holstein verbreitet zu sein, wenigstens schreibt sie Wilh. Hamm auch dem alten Angler Hause zu, indem er dabei ausdrücklich die Rücksicht auf die häufigen westlichen Stürme hervorhebt[104]).

Äußerlich sind die Häuser von Ziegelsteinen erbaut, einstöckig, mit kappenartig darübergedeckten mächtigen Strohdächern. Sie sind durchaus

101) Vergl. Traeger, Halligen S. 242 ff. und Christian Jensen, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt«. Hamburg 1891. S. 73 und Aug. Sach, »Die deutsche Heimat, Landschaft und Volkstum«. Halle. Waisenhaus. 1902.

102) Traeger, Halligen S. 249 u. 251. Auf die ebendort S. 281 ff. geschilderten sehr interessanten, der Art des Landes merkwürdig angepaßten Besitzverhältnisse an Grund und Boden sei hiermit ebenfalls hingewiesen. — Über die Hallig-Gärten vergl. Kohl, »Die Marschen und Inseln Schleswig-Holsteins«. 1846. I, 352/353.

103) Traeger, Halligen S. 262. Ebenso vergl. Heinr. Sauermann, »Führer durch das Kunstgewerbe-Museum der Stadt Flensburg« 1903. S. 30 gelegentlich einer Besprechung der dort aufgestellten Wohnstube von der Hallig Hooge.

104) Wilh. Hamm, »Die Bauernhäuser in Schleswig-Holstein« in »Westermanns Monatsheften«. XVIII. (1865.) S. 613.

einfach, aber immer sauber, und mit ihren meist gruppenförmig zusammengestellten Fenstern machen sie trotz der Schwere des Daches einen freundlichen Eindruck[105]). Fachwerk kommt an den Außenwänden, soviel ich sehe, niemals vor, wenigstens wird das für die konstruktiv durchaus gleichartigen Häuser auf den Nachbarinseln Föhr und Sylt ausdrücklich hervorgehoben[106]). Wenn man also im Germanischen Museum die Halligstube gegen den Museumsgang hin mit einer getünchten Fachwerkswand von rot gestrichenen Balken und mit einem darübergesetzten Ziegeldach abgeschlossen findet, so muß man nicht annehmen, daß damit das Äußere des Hallighauses imitiert werden soll, auch würde, im Verhältnis zu der Fensterwand der Stube, der First um einen rechten Winkel herumschwenken müssen, damit die Traufe der Wirklichkeit entsprechend über die Fensterwand zu liegen käme.

Nur in einer Beziehung scheint — wenn wir von den Größenverhältnissen einmal absehen — dem Hallighause ein sonst gewöhnliches Charakteristikum des typischen Friesenhauses zu mangeln: Uhle berichtet, daß dem Hallighause der Vordergiebel vielleicht durchaus fehle[107]), während im übrigen das friesische Haus an der Front über der Haustür so allgemein einen steinernen Giebel hat, daß das Haus ohne einen solchen nach Clement's Meinung (S. 134) überhaupt kein friesisches Haus mehr ist. Durchgängig fehlt der Giebel aber auch an den Hallighäusern nicht. Auf den von Traeger (»Halligen,« Fig. 5 und 7) gegebenen Abbildungen ist sein Vorhandensein je einmal zu konstatieren.

Auch weise ich ausdrücklich darauf hin, daß in direktem Gegensatze zu Uhle eine Äußerung Johansen's steht, welche klar besagt: »Über der Haustür hat jedes altfriesische Hallighaus einen steinernen Giebel (Frontispice), dessen hohe Spitze weit hinausblickt auf die wogende See«[108]). Für Amrum und Sylt werden die Türgiebel bezeugt durch zwei Abbildungen (Nr. 14 und 15) auf Blatt »Schleswig-Holstein Nr. 10« des deutschen Bauernhauswerkes. Es scheint demnach, daß Uhle's Bemerkung einer teilweisen Berichtigung bedarf, und damit stimmt denn auch Traegers Mitteilung überein: »Nicht mehr regelmäßig wie früher ragt auf den Halligen ein Giebel aus dem Dache über der Haustür hervor, wie er sonst charakteristisch ist für das friesische Haus auch auf den Utlanden«[109]).

Übrigens ist das Vorhandensein des Frontgiebels nur ein äußeres Merkmal, welches für die Zuschreibung eines Wohnbaues zu der großen Gattung des Friesenhauses nur einen von mehreren Anhaltspunkten gewährt. Wichtig

105) Vergl. Sach, Deutsche Heimat S. 237. — K. J. Clement, »Die Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen«. Kiel, 1845. S. 134.

106) Vergl. M. Uhle, »Das Föhringer Haus« in den »Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte«. Bd. XXII. 1890. S. (63). — Jensen, Nordfr. Inseln S. 100.

107) Uhle a. a. O. S. (68).

108) Chr. Johansen, »Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt«. Schleswig. 1866. S. 27.

109) Traeger, Fries. Häuser, S. 119.

und ausschlaggebend sind in dieser Hinsicht vor allem der Grundriß und die Konstruktion, denen wir uns im folgenden zuwenden.

Das friesische Haus in seiner einfachsten Form ist, nach den wirtschaftlichen Verhältnissen betrachtet, ein Einheitshaus, d. h. es vereinigt alle Wirtschaftsräume unter einem Dache[110]). Rücksichtlich seiner Hauskultur ist es ursprünglich ein Einfeuerhaus, d. h. es besitzt nur eine Feuerstelle, nämlich den Herd, aber keinen Ofen. Es geht demnach, wie schon Henning, »Das deutsche Haus« S. 40 erkannt hat, auf dieselben Anfänge zurück wie das sächsische Haus, mit dem es zusammen den niederdeutschen Haustypus bildet. Nachdem dann der Ofen eingeführt war und damit das ursprünglich typische Einfeuerhaus sich zum Zweifeuerhause entwickelte, ein Ausdruck, den man streng genommen nicht einmal auf diese neuen Formen anwenden darf, hat es dann insofern eine andere Entwicklung als das sächsische Haus genommen, daß bei ihm die Wohnräume in einer anderen Weise angegliedert und vielfach mit einem eigenen Dache versehen wurden, dessen First senkrecht zu demjenigen des alten Hauptbaues steht, wodurch die bekannte T-Form des friesischen Hauses entstanden ist. Wie es von dieser immerhin noch ziemlich einfachen Gestalt später unter Einwirkung reicher entwickelter wirtschaftlicher Verhältnisse sich zu den verschiedensten und oft sehr komplizierten Formen entwickelt hat, muß hier außer Betracht bleiben[111]).

Jedenfalls sieht man, daß die lokalen oder zeitlichen Änderungen des Wirtschaftsbetriebes auch auf die Ausgestaltung des Hauses von entscheidender Bedeutung sind, und bei so völlig eigenartigen Bodenverhältnissen, wie sie auf den Halligen bestehen, werden wir von vornherein annehmen müssen, daß das volkstümliche Haus dieser nordfriesischen Inseln innerhalb des großen Gebietes des niederdeutschen Haustypus sowohl, wie auch in dem enger umschriebenen Kreise der Verbreitung des Friesenhauses eine Art Sondergattung für sich bildet. Daß z. B. das durchgehends aus beschränkten Verhältnissen erwachsene Haus der Halligleute nicht gewisse gleichmäßig wiederkehrende Unterschiede von dem ausgedehnten Anwesen des wohlhabenden Marschbauern zeigen sollte, müssen wir an und für sich schon für unwahrscheinlich halten. So bietet uns denn auch in der Tat das Hallighaus im Durchschnitt eine Form des Grundrisses dar, die eine allmähliche Verkümmerung des Wirtschaftsteiles des Hauses zu gunsten des Wohnteiles erkennen läßt.

Es leuchtet ein, daß in denjenigen Gegenden, wo der Ackerbau nur sehr wenig oder garnicht betrieben wird, auch die Deele, die große Dreschtenne, in ihrer Wichtigkeit sehr stark eingeschränkt und verkümmern wird, oder endlich sogar ganz verschwinden kann. Nun aber ist der Ackerbau auf den Halligen infolge der Natur des Landes ganz unmöglich. Die Bevölkerung

110) In diesem Punkte ist eine Bemerkung des Herrn Baurat Prejawa in seinen sonst sehr willkommenen Ergänzungen zu meinem Bericht über das Diepholzer Flett und Dönse (Mitteilungen aus dem germ. Museum 1903 S. 131 ff.) zu berichtigen (vergl. a. a. O. S. 134).

111) Vergl. die im Deutschen Bauernhaus-Werk mitgeteilten Grundrisse.

ist, abgesehen von dem erwähnten stark entwickelten Schifferleben, in landwirtschaftlicher Beziehung lediglich auf Viehhaltung und Heuernte angewiesen[112]). Die wirtschaftliche Notwendigkeit der Dreschtenne ist dadurch gänzlich aufgehoben, und auch die durch sie bedingten weiten Bodenräume erschienen dem Bauern allem Anschein nach nicht so wichtig und unentbehrlich, daß sie die, zumal bei dem Mangel an Bauholz sehr beträchtlichen Baukosten notwendig erscheinen ließen. Man konnte sich in dieser Hinsicht behelfen, und man behalf sich tatsächlich in der Weise, wie Biernatzki es schildert: »Das geborgene Heu wird in Diemen zusammengehäuft, über die ein Flechtwerk von Stroh, an beiden Enden mit Steinen belastet herabhängt, wodurch sie eine solche Festigkeit gewinnen, daß nur mit einem eisernen Spaten das zum jedesmaligen Gebrauche Nötige abgestochen werden kann, und diese Heuberge an der Seite des Hauses oft noch eine Zuflucht geben, wenn die Mauern vor der Gewalt der Wellen niederbrechen«[113]). Damit war auch der letzte Grund geschwunden, der innerhalb des gegebenen Hausgedankens eine Beibehaltung der Tenne hätte stützen können.

Dieser Entwicklung gemäß treten uns auf den nordfriesischen Inseln Grundrißformen entgegen, in denen die Diele entweder zu einem beinahe quadratischen Gemach verkürzt ist, wofür Jensen a. a. O. S. 201, Fig. I ein Beispiel bietet, oder zu einem zwischen Stallungen und Wirtschaftsräumen durchlaufenden Gange zusammengeschrumpft ist, wobei die T-förmige Lage dieses Ganges zum Hausflur noch an die alte Gruppierung erinnert. Für dieses letztere Entwicklungsstadium hat Uhle auf der Insel Föhr einen Beleg gefunden und a. a. O. S. (65) Fig. 7 abgebildet. Auch der von Traeger, Halligen S. 255 Fig. 9 dargebotene »Grundriß des Hauses einer der größten Halligstellen« erinnert noch daran. Bei kleineren Haushaltungen aber schwindet schließlich auch der letzte Rest, ja man kann sagen jede sichtbare Erinnerung an den alten Dreschraum. Seine einzige Nachwirkung ist nur noch in der Tatsache zu verspüren, daß das Haus durch den von der Haustür zur Hintertür quer durchlaufenden Flur nicht nur räumlich, sondern auch wirtschaftlich in zwei von einander geschiedene Teile zerlegt wird, indem auf der einen Seite des Flures sämtliche Wohnräume, auf der anderen sämtliche Stallungen untergebracht sind. Dieses Stadium wird durch den von Jensen a. a. O. S. 201 abgebildeten Grundriß eines Föhrer Hauses vertreten, welches sich auch durch den Abbruch einer ehemaligen Scheune und eines Gefaches des Wohnteiles als in der Verkümmerung befindlich darstellt.

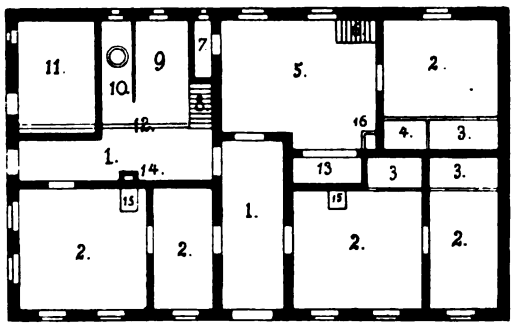
Derselbe Zustand, der durch den — gleichfalls als »Diele« bezeichneten — Flur vollzogenen Trennung von Wohn- und Wirtschaftsräumen wird auch

112) Traeger, »Friesische Häuser« S. 114. Jensen a. a. O. S. 138.

113) Biernatzki, »Die Hallig« S. 10/11. Trotz der von Traeger, »Halligen« S. 240 an B. geübten Kritik, daß seine Halligschilderungen nicht ganz zuverlässig seien, darf obige Schilderung wohl als der Wahrheit entsprechend angenommen werden, zumal wenn wir die von Meiborg Abb. 89 u. 90 dargebotenen Bilder zweier Pellwormischer Bauernhöfe damit vergleichen, die von einer erstaunlich großen Reihe hoch aufgetürmter Diemen dicht umdrängt sind.

noch durch den Grundriß des »Hauses Prott in Westerland« auf Sylt dokumentiert, der in dem deutschen Bauernhauswerke auf Tafel »Schleswig-Holstein Nr. 10« dargeboten ist. Aber auch hier hat sich bereits der Wohnteil zu ungunsten des Wirtschaftsteiles ausgedehnt, denn von diesem letzteren ist ein neben dem nach der Hintertür gerichteten Flurteile, der sogen. Hinterdiele gelegener Raum als Leutestube benutzt, mithin zum Wohnraum geworden. Erst damit ist der entscheidende Schritt getan, der uns endlich zu der Einteilung des kleineren Durchschnittshauses der Halligen führt. Traeger hat von denselben in seinem Aufsatz »Friesische Häuser« Fig. 1—3 einige Grundrisse dargeboten, und diese gebe ich hier in Fig. 31—33 wieder[114]).

Von diesen 3 Häusern kann man, wenn man will, das zuerst im Grundriß wiedergegebene (Fig. 31) noch ähnlich wie das eben besprochene Haus Prott in Westerland beurteilen. Auch hier kann man zur Not noch in der Gruppierung der beiden Dielen zu einander die Reste der alten T-förmigen



Zu Fig. 31:
1) Diele. 2) Wohnräume.
3) Wandbetten. 4) Wandschrank.
5) Küche. 6) Kellertreppe.
7) Speisekammer. 8) Bodentreppe.
9 u. 11) Stallräume.
10) Brunnenraum. 12) Düngerrinne.
13) Herd. 14) Schornstein.
15) Einlegeröfen. 16) Dittenschacht.

Fig. 31. **Grundriss eines Hallighauses** nach Traeger, Friesische Häuser S. 114.

Disposition erkennen. Aber mehr noch als in jenem Hause sieht man hier, wie der Bedarf an Stall- und Wirtschaftsräumen zurückgegangen ist. Sie sind fast auf ein Sechstel der gesamten Bodenfläche des Hauses beschränkt, und dafür sind die beiden links von der Hauptdiele gelegenen Räume, die eigentlich mit zum Wirtschaftsteile des Hauses gehören, zu Wohnzwecken verwandt worden. Nicht wesentlich anders erscheint die Beschränkung der

114) Johansen gibt für das Hallighaus noch eine reinliche Trennung von Wohnteil und Wirtschaftsteil als allgemein üblich an, denn er sagt in seinem »Halligenbuch« S. 28 »Nur an der einen Seite der Haustür sind einige größere Fenster; denn dies ist die Seite, wo sich die Wohnzimmer und die Küche befinden, während die andere Hälfte des Hauses als Stallgebäude, Feuerungs- und Heuraum benutzt wird und daher nur mit kleineren Fenstern versehen ist«. Daß diese Mitteilung zum mindesten nicht durchgehend richtig ist, wird durch Träger's Grundrisse klar erwiesen. Johannsen kann darum für manche Fälle, wo es sich um größere Betriebe handelt, trotzdem Recht behalten mit seiner auf S. 32 gemachten Angabe, daß »vielerwärts mehr als die Hälfte des Hauses für landwirtschaftliche Zwecke eingerichtet sei«. Dann sind eben dem einfachen Hausrechteck noch besondere Wirtschaftsräume durch Anbauten hinzugefügt. Aber darum handelt es sich hier nicht. Für uns ist hier vielmehr die Frage, ob der Flur das Haus immer in der Weise durchschneidet, daß er Wohnteil und Wirtschaftsteil völlig von einander trennt. Unsere Grundrisse zeigen, daß er das nicht tut.

Wirtschaftsräume bei dem Grundriß in Fig. 32. Von diesem Hause ist wohl zu vermuten, daß es einmal um einige Fach nach rechts erweitert, sein Raum also um die Eckdiele nebst Speisekammer und dahinterliegenden Wohnraum vermehrt worden ist. Nur so erscheint mir die sonst ganz unorganische Eckdiele erklärlich. Ich habe diesen Grundriß genau nach Traegers Vorbilde wiedergegeben, nehme aber an, daß er eigentlich umgekehrt werden muß, um richtig und wie Fig. 31 und 33 orientiert zu sein. Man sieht auf diesen beiden letztgenannten Grundrissen deutlich, daß — wie auch sonst hervorgehoben wird — für die Wohnräume die Lage an der Südseite des westöstlich gerichteten Hauses bei dem erklärlichen Wunsche nach Licht und Wärme die übliche ist, und auch wo von dem Wirtschaftsteile Wohnräume abgesondert worden sind, scheint es in erster Linie auf der Südseite des Hauses geschehen zu sein, während Wirtschaftsräume und Küche nach der Nordseite liegen. Bei Fig. 32 würde nach Traegers Orientierung in allem das Gegenteil der Fall sein. Ich glaube daher für eine Umdrehung des Grundrisses mich entscheiden zu sollen.

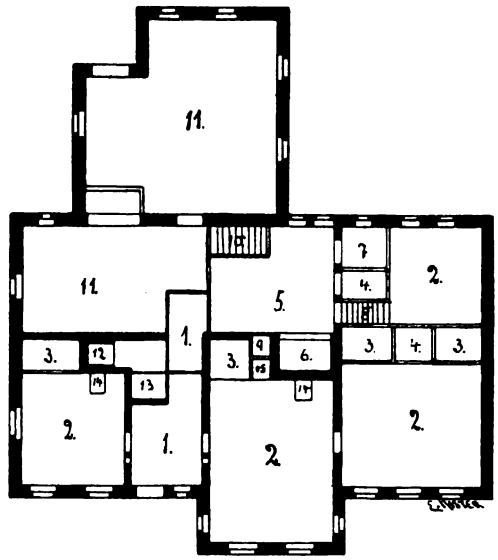
Zu Fig. 32: 1) Diele.
2) Wohnräume.
3) Wandbetten.
4) Brunnen. 5) Küche.
6) Kellertreppe.
7) Herd.
8) Einlegeröfen.
9) Speisekammer.
10) Bodentreppe.
11 u. 12) Viehverschläge.
13) Schafstall.
14) Düngerrinne.
15) Futterkrippen.
16) Deckenstützen.

Fig. 32. **Grundriss eines Hallighauses** nach Traeger, Friesische Häuser S. 115.

Die Anordnung: Wohnräume nach Süden und Osten, Küche und Stallräume nach Norden und Westen begegnet uns auch bei dem dritten Hause (Fig. 33), das sich von den beiden ersteren im Wesentlichen eigentlich nur durch den hinteren Stallanbau unterscheidet, das aber gerade durch diesen Anbau noch bei den beschränkten Verhältnissen des Hallighauses die Leichtigkeit derartiger Erweiterungen zeigt, die auch sonst bei dem Friesenhause in so überraschender Weise uns entgegentritt. Dieselbe hat zu den erwähnten komplizierten Grundrissen, die man in manchen Gegenden des Friesenhaus-Gebietes antrifft, überhaupt erst die Möglichkeit gegeben, und sie scheint sich vor allem durch die weiterhin zu besprechenden konstruktiven Eigentümlichkeiten des friesischen Hauses zu erklären. —

Vergleicht man das, was ich bislang über die Entwicklungsgeschichte des Hallighauses vorgetragen habe, mit den Äußerungen, die Traeger, »Friesische Häuser« S. 114—115 darüber gemacht hat, so wird man bemerken, daß ich von seinen Ansichten in vielen wesentlichen Punkten abweiche. So scheint er auch sich der Auffassung Meiborgs anzuschließen, der den Hallighäusern holländischen Charakter zuschreibt. Ich kann für diese Meinung

nicht den geringsten Anhaltspunkt finden, trotzdem der Verkehr mit Holland, wie wir fernerhin sehen werden, sonst reichlich bezeugt ist. Ich darf aber natürlich die endgültige Entscheidung dieser Frage der weiteren Lokalforschung überlassen. Ganz entschieden ablehnen muß ich es dagegen, wenn Traeger »das fränkische Haus« — er meint wohl allgemein den oberdeutschen Haustypus — zum Vergleiche heranziehen will. Eine solche Zusammenstellung scheint mir nur geeignet, den Leser gründlich in die Irre zu führen. Soviel ist ja freilich sicher, daß die Stube als Wohnraum — auch hier wird sie nach Traeger, Fries. Häuser S. 115 als »Dönse« bezeichnet — vom oberdeutschen Hause her in das niederdeutsche eingedrungen ist, und daß dadurch, aber auch erst dadurch gewisse Ähnlichkeiten in Bezug auf den Wohnteil des Hauses zustande gekommen sind. Aber man darf doch nie vergessen,



Zu Fig. 33:
1) Diele.
2) Wohnräume.
3) Wandbetten.
4) Durchgänge.
5) Küche.
6) Herd mit Backofen.
7) Speisekammer.
8) Kellertreppe.
9) Dittenschacht.
10) Bodentreppe.
11) Stallräume.
12) Schornstein.
13) Gerätkammer.
14) Einlegeröfen.
15) Wandschrank.

Fig. 33. **Grundriss eines Hallighauses** nach Traeger, Friesische Häuser S. 113.

daß diese Ähnlichkeiten nur sekundärer Natur sind, sodaß das unnötige Bezugnehmen auf Erscheinungsformen des oberdeutschen Hauses eher geeignet ist, die Frage nach der Entwickelungsgeschichte des friesischen Hauses zu verwirren als sie zu klären.

Die neben den Grundrissen stehenden Erklärungen habe ich von Traeger gleichlautend übernommen. Dieselben zeigen leider insofern eine Lücke, als in allen drei Fällen die mit 2 bezeichneten Hausteile schlechthin »Wohnräume« genannt sind. Nun aber begegnet in Bezug auf sie gerade am nordfriesischen Hause eine Unterscheidung, wie sie die deutschen Hausformen sonst heute nicht mehr kennen, und die in den beiden verschiedenen Benennungen »Dönse« und »Pesel« zum Ausdruck kommt. Es scheint daher angebracht, an dieser Stelle ein paar kurze Bemerkungen über jene beiden Namen und Begriffe einzuschalten, und es muß gleich von vornherein gesagt werden, daß über ihre sprachgeschichtliche Erklärung wohl unter den Germanisten ziem-

liche Übereinstimmung herrscht, während über die mit ihnen verbundenen, ursprünglich doch wohl sicher verschiedenen Begriffe vom Standpunkt der Hausforschung noch völliges Dunkel zu liegen scheint. Ziehen wir aber die Betrachtungsweise der Hausforschung zu Rate, so werden wir erkennen, daß durch die sprachliche Erklärung der Namen von Dönse nnd Pesel noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben sind. Erst durch eingehende Vergleichung von Name und Begriff werden wir der Wahrheit näher kommen.

Der Name »Dönse« ist uns bereits in Diepholtz begegnet. Im Lüneburgischen ist er heute noch allgemein gebräuchlich, und er war auch im Braunschweigischen, wo er heute überall verschwunden scheint, früher weit verbreitet[115]). Für die Halligen und auch sonst für Schleswig-Holstein ist er vielfach bezeugt[116]). Schon im Mittelalter findet sich die Bezeichnung nicht nur in Niederdeutschland als »dornitze, dornze«, sondern auch im Hochdeutschen, wo er heute meines Wissens nirgend mehr vorkommt, als »dürnitz, turnitz« bezeugt. Sie taucht schon im frühen Mittelalter in der Form »turniza« als Ausdruck für das Heißbad und dann allgemeiner für das heizbare Zimmer auf, und M. Heyne, dem ich diese Angaben entnehme, berichtet, sie solle ein slavisches Lehnwort sein. Er findet für diese Erklärung darin eine Bestätigung, daß der Ausdruck nur bei den nieder- und hochdeutschen Stämmen, die an Slaven stoßen, vorkomme[117]). Wenn diese Deutung zutrifft, so bleiben darum aber immer noch eine Reihe von Fragen unbeantwortet, die für die Hausforschung von großer Wichtigkeit sind. Wie kommt es, daß allein die Friesen, die doch nicht an Slaven anstoßen, den angeblich slavischen Namen bis heute durchgehends bewahrt haben? Wie kommt es, daß er sich in den altslavischen Gebieten, soviel ich sehe, überhaupt nicht findet?[118]) ein Umstand, der die slavische Ableitung des Namens »Dönse« doch erheblich in Frage stellt? Wie soll es endlich zu erklären sein, daß man überhaupt darauf kommen konnte, den Raum, für den man doch in Oberdeutschland den Ausdruck Stube besaß, plötzlich mit einem slavischen Lehnworte zu bezeichnen? Daß es sich dabei nur um eine Modelaune gehandelt habe, erscheint bei dem Verhältnis des deutschen Mittelalters zum Slaventum ausgeschlossen. Es muß sich doch wohl um eine neue oder eigengeartete Erscheinung innerhalb der Hauskultur gehandelt haben, die von den Slaven übernommen und deshalb mit dem slavischen Namen bezeichnet wurde, vorausgesetzt immer, daß jene sprachliche Erklärung richtig ist. End-

115) Vergl. Andree, Braunschweiger Volkskunde 2. Aufl. S. 189.

116) Traeger, Fries. Häuser S. 115. Johansen, a. a. O. S. 29. Als »dörns« »dörnsk«, »dörnisch« bei Meiborg S. 20ff. 108. 191. Als »dönze«, »dörrinsch« bei J. G. Kohl, »Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein.« Dresden und Leipzig. 1846. I. Bd. S. 114.

117) Vergl. Moriz Heyne, Deutsche Hausaltertümer I, S. 123, 166 und 292. Zahlreiche Nachweisungen aus Baiern und Mitteldeutschland siehe bei Schmeller, Bair. Wb. I, 542ff. unter »Dürnitz«.

118) Franz Tetzner, »Die Slaven in Deutschland«. Braunschweig 1902 kennt den Ausdruck »Dönz« nur bei den Elbslaven, den Polaben. (S. 356.)

lich aber wie kommt es, daß der niederdeutsche Bauer, der die Errungenschaft der Stube doch dem oberdeutschen Hause und nicht dem slavischen zu verdanken hatte, für diesen neuen Raum nicht auch den oberdeutschen Namen, sondern vielmehr das slavische Fremdwort übernommen haben sollte. Das sind lauter Fragen, auf die meines Wissens bislang jede Antwort fehlt? Man sieht daraus, wie sehr es noch an der genaueren Erforschung der Geschichte des niederdeutschen Hauses mangelt [119]).

Viel energischer können wir uns vom Standpunkte der Hausforschung mit der sprachgeschichtlichen Erklärung des Namens »Pesel« auseinander setzen. Derselbe ist bezeugt als niederd. »pisel, pesel«, altfries. »pisel«, mhd. »phiesel« [120]). Er stammt vom mlat. pisalis, dessen Herkunft Du Cange V, 266 c erklärt: »vox autem formata est ex latino pensile, i. locus, in quo pensa trahunt mulieres.« Diesem hat sich Wackernagel in seinem Aufsatz: »Die Umdeutschung fremder Worte« (Kleine Schriften III, S. 275 Anm. 1) angeschlossen, und er sagt, der Pesel sei »eigentlich Arbeitsraum der Weiber und deshalb ein heizbarer Raum«. Ihm sind dann alle weiteren lexikalischen und archäologischen Behandlungen des Pesels in dieser Erklärung so sehr gefolgt, daß es heute für die Sprachforschung durchgehends festzustehen scheint, daß der Name Pesel nichts anderes als einen heizbaren Raum bezeichne [121]). In der Tat lassen sich in der mhd. Literatur eine ganze Reihe von Belegen für die Heizbarkeit des Pfiesels anführen, und besonders die von Schmeller nachgewiesene Bezeichnung »Pfiesel« für einen stark geheizten Trockenraum in Salzsudwerken sowie die Tatsache, daß erstens die französische Bezeichnung für Ofen, poêle, ebenfalls auf mlat. pisalis zurückgeführt wird, und daß sich ferner schon mittelalterlich die Umdeutung pilase zu pirale (πῦρ) findet, scheint die Anschauung zu stützen, daß der Pesel von Anfang an ein Wärmeraum sein müsse.

Trotzdem bleibt es für die richtige Beurteilung wichtig, hervorzuheben, daß der Pesel seinem sprachlichen Ursprung nach nur ein Arbeitsgemach für Frauen bedeutet, gleichgültig ob mit oder ohne Heizung [122]). Wenn er später

119) Um der Sache näher zu kommen, hätte man wohl zunächst einmal zu konstatieren, wie weit im niederdeutschen Hause die Dönse bei ihrer ersten Verbreitung wirklich als Wohnraum im Sinne der oberdeutschen Stube benutzt ist. Daß das zunächst nur sehr spärlich geschehen ist, und daß die Dönse in dieser Beziehung noch bis tief in's 19. Jahrhundert hinein hinter dem Flett als Wohn- und Arbeitsraum zurückstehen mußte, das beweist — wie mir scheint — eine Mitteilung von Allmers (Marschenbuch S. 184), der im Anschluß an die Besprechung der rückwärtigen Herdwand fortfährt: »Erst hinter dieser Wand sind die Zimmer, die aber nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Kindstaufen gebraucht werden«, eine Bemerkung übrigens, die offenbar die Verhältnisse des sächsischen Hauses im Auge hat.

120) Vergl. Heyne, a. a. O. I, S. 122 u. 166.

121) Vergl. Heyne a. a. O.; K. Weinhold, »Die deutschen Frauen« 3. Aufl. II, 88. Grimm, Deutsches Wörterb. VII, 1696. Ferner die Wörterbücher von Schmeller 2. Aufl. I, 442. Lexer II, 243. Müller-Zarncke II, 1. Abt. S. 493.

122) Dem entspricht durchaus die Art, in der sich Brinckmann, »Das Hamburgische Museum« S. 662 darüber äußert, wo er zugleich mitteilt, daß der Name »in ähnlicher Form auch im skandinavischen Norden vorkommt«.

in den literarischen Belegen, die dem Gebiete des oberdeutschen Hauses entnommen sind, mit dem Begriffe des heizbaren Raumes zusammengefallen ist, so scheint sein Name dort eben einfach als Modewort für die oberdeutsche Stube verwandt zu sein. Auf dem Gebiete des niederdeutschen Hauses aber ist der Pesel fast immer ohne Heizvorrichtung geblieben. Darin beruht der fundamentale Unterschied, den man immer im Auge behalten muß. Zwar finden sich auch hier gelegentliche Bemerkungen, die sich auf Heizbarkeit des niederdeutschen Pesels deuten lassen, so wenn ein Vocabularium von Stralsund übersetzt: »pesel, dornse, estuarium«, oder wenn eine Stelle bei Richthofen, 47,12 sagt: »vnd [wenn] de kolde wynder an geidt, so geidt alle mhan ahn syn hoff vnd huss edder ahn synen warmen pysell«, oder endlich wenn Neocorus 1,165 beschreibt: am anderen ende (der Diele) ein ehrlich gemack, se hetent pisell, dar in se vor olders tho winters und sommerss tidt, nun averst bi den meisten des sommers ehr wesent hebben mit ehrem gesinde und kinderen gehatt, ock darin se einen frombden gast gevoret unde getracteret.« Aber alle diese Beispiele, die ich bei S. Schiller u. A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch III, 332/3 finde, sind lediglich als Ausnahmen zu betrachten, deren nähere Erklärung ich vorläufig weiterer Lokalforschung überlassen muß.

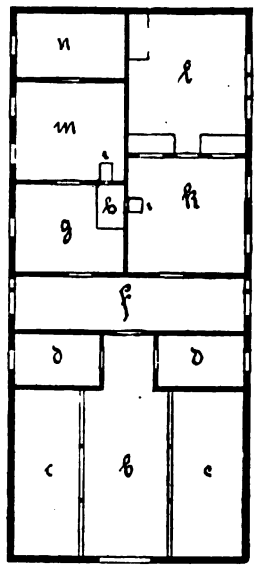
Das Wichtige bleibt, daß auch Schiller und Lübben erklären, daß der Pesel heute »in den Bauernhäusern meist ohne alle Heizvorrichtung ist«, wobei freilich der Begriff der Heizbarkeit nicht, wie sie meinen, »vielfach zurückgetreten«, sondern überhaupt nie vorhanden gewesen ist. Der Pesel tritt uns denn auch sonst vielfach als ungeheizter Raum in den literarischen Quellen entgegen, und um die Richtigkeit meiner Behauptungen zu erweisen, sehe ich mich genötigt, eine Reihe derselben anzuführen. So ist bei Grimm (W. B. VII, 1868) eine Stelle aus Schütze zitiert, der den Pesel als »einen großen, die ganze Breite des Hinterhauses einnehmenden Saal ohne Ofen« beschreibt, und ebenso berichtet Kohl a. a. O. I, 114 von den friesischen Inseln, daß der Pesel »gewöhnlich ohne Ofen« sei. Ulr. Jahn, »Das Ostenfelder und friesische Haus« sagt in dem gleichen Sinne: »der Pesel wird nicht geheizt, hat überhaupt keinen Ofen«[123]), und so lassen sich noch eine große Reihe von gleichen Zeugnissen anführen [124]).

Bei alledem könnte es sich nun freilich immer noch um ein im Laufe der Zeit eingetretenes Verschwinden der früher vorhandenen Heizvorrichtungen handeln. Daß das nicht der Fall ist, läßt sich jedoch sicher nachweisen, denn aus der typischen Anordnung der Wohnräume im Friesenhause ist klar ersichtlich, daß der Pesel dort überhaupt keine Heizanlage gehabt haben kann.

123) Verhandl. d. Berliner Anthrop. Gesellschaft XXII. 1890. S. (532).

124) H. Sauermann, Führer Flensburg. S. 33: »Das Zimmer (Pesel von der Insel Röm) hat keine Heizstelle.« Sauermann bezeichnet ebenda S. 88 das gleichfalls nicht mit einer Heizanlage versehene Zimmer von Föhr als »sogenannte Kaltstube«. Ob er mit diesem, mir sonst nicht begegneten Namen etwas anderes als den Pesel bezeichnen will, kann ich nicht entscheiden. — Vgl. ferner Meiborg, a. a. O. S. 84: »Der Pesel hat keine Feuerstelle«, sowie die große Zahl der von ihm gegebenen Grundrisse.

Zu dem Zwecke ist zunächst daran zu erinnern, daß die Heizung durch den sogen. »Bilegger« geschieht, d. h. durch einen Ofen, der nicht vom Zimmer selbst angeschürt wird, sondern sich an die Herdwand der Küche anlehnt und vermittels eines durch diese Wand sich öffnenden Schürloches von der Küche aus — vielfach unter direkter Übertragung des Herdfeuers — geheizt wird. Eine andere Art von Öfen gibt es im Bauernhause, man kann fast sagen bis heute, überhaupt nicht, und es ist klar, daß infolgedessen dort nur derjenige Wohnraum geheizt werden kann, der sich an die äußere Seite der Herdwand anlehnt. Nun aber vergleiche man damit die Gruppierung der Wohnräume, die sich bei der, wie wir früher sahen, durch den quer durchlaufenden Flur veranlaßten, von Haus aus typischen Trennung von Wirtschaft- und Wohnräumen ergab. Ich kann mich dabei auf Clements Worte beziehen: »Von



a) Einfahrtstor.
b) Diele.
c) Siedeln (Stallräume).
d) Bettverschläge für das Gesinde.
e) Haustüren.
f) Hausflur.
g) Küche.
h) Herd.
i) Bilegger.
k) Dönse.
l) Pesel.
m) Dönse für die Altenteilsitzer.
n) Kammer (zur Aufbewahrung der Milch u. s. w.)

Fig. 34. **Schematischer Grundriss eines Friesenhauses aus Ostenfeld.** Nach Jahn i. d. Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. XXII. 1890. S. (532.)

der Haustür bis zur Gartentür geht ein Gang gerade durch, nun hat man entweder links vorn die Tenne, hinten den Stall, und rechts vorn die Stube (mit Pesel) hinten die Küche, oder umgekehrt rechts Tenne und Stall und links Stube und Küche, oder man hat links vorn die Küche, hinten die Stube und rechts vorn die Tenne, hinten den Stall oder umgekehrt rechts Küche und Stube und links Tenne und Stall. Das ist das echte eigentümliche friesische Haus«[125]).

Daraus geht, soweit es für uns wichtig ist, folgendes hervor: An den Flur, die Diele, lehnen sich auf der Wohnseite zwei Räume, die Küche und das Wohnzimmer, die Dönse. Die Trennungswand zwischen ihnen ist die Feuermauer, an welcher einerseits der Herd, andererseits der Bilegger liegt. In der Verlängerung nach der Giebelseite des Hauses liegt dann hinter der

125) Vergl. Clement, a. a. O. S. 134—135.

Dönse der Pesel und neben diesem hinter der Küche eine Kammer. Diese letztere kann an der Wand gegen die Küche mit einem Bilegger versehen und dadurch zu einer, für die Auszügler bestimmten, zweiten Dönse umgewandelt, eventl. auch durch Zweiteilung in eine Dönse mit dahinterliegender Kammer zerlegt werden, wie der schematische Grundriß Fig. 34 — Jahn's Mitteilungen in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie XXII. 1890. S. (532) nachgebildet — in den Räumen m und n erkennen läßt. Der Pesel l liegt innerhalb des Wohnteiles des Hauses diagonal zur Küche g. Er stößt bei einfachen typischen Grundrissen niemals an die Küchenwand an, und es ist daher die Anbringung eines Bilegger im Pesel von vornherein immer unmöglich gemacht. Man sieht also, im typischen Friesenhause konnte der Pesel überhaupt nie geheizt werden, wie uns außer Fig. 34 eine große Zahl von Grundrissen lehren [126]).

Auch für das Hallighaus läßt sich die mangelnde Heizfähigkeit des Pesel zum Teil noch aus unserer Fig. 33 erkennen, die sonst, wie wir sahen, einen schon nicht mehr typischen Grundriß des Friesenhauses darstellt. Wesentlich deutlicher wird sie durch die von Traeger, Halligen Fig. 8 und 9 abgebildeten Grundrisse zweier Hallighäuser zur Darstellung gebracht.

Durch alles dieses hoffe ich mit hinreichender Beweiskraft erwiesen zu haben, daß der Pesel des Friesenhauses von Anfang an nicht heizbar war, eine Tatsache, die — soviel ich sehe — im Gegensatz zu den Anschauungen der Sprachforscher nur Ulr. Jahn bislang erkannt hat, der a. a. O. S. (532) sich dahin äußert: »Der Pesel wird nicht geheizt, hat überhaupt keinen Ofen . . . Wenn also wirklich Pesel aus pisalis, heizbares Gemach, vgl. franz. poêle herkommen soll, so ist es lucus a non lucendo.« Da aber auch Jahn der dabei sich ergebenden sprachlichen Schwierigkeiten nicht Herr geworden ist, so fasse ich meine Anschauung noch einmal kurz zusammen: Der Ausdruck mhd. phiesel, nd. pisel, pesel kommt von mlat. pisalis und bedeutet »Arbeitsraum«. Derselbe entsprach im oberdeutschen Hause der Stube und war geheizt, wodurch sich auch erklärt, daß man in Frankreich den, dem oberdeutschen Hause eigentümlichen Ofen infolge einer Begriffsübertragung als pisalis: poêle bezeichnete. Im niederdeutschen Hause dagegen ist der Pesel bis in die neueste Zeit ein ungeheizter Raum geblieben.

Die Art der Benutzung, in welcher der friesische Pesel gestanden hat und vielfach heute noch steht, wird von den vielen Berichterstattern mit großer Übereinstimmung geschildert. So erzählt W. Hamm, a. a O. S. 614/15: »Der Pesel ist ein großer Raum, der Saal des Hauses. Da stehen rings um-

126) Vgl. Deutsches Bauernhaus-Werk, Bll. Schleswig-Holstein Nr. 4—7 und 10—11, wo freilich zum Teil auch kompliziertere Grundrisse mit ganz abseits liegendem, aber auch da immer ungeheizten Pesel sich finden. Vor allem aber mehr als ein Dutzend Grundrisse in Meiborgs vortrefflichem Werke. Die dortselbst S. 105 mitgeteilte Tatsache, daß in den Heidegegenden Mittelschleswigs der Pesel inmitten der Scheidewand gegen die Küche einen großen Kamin besitzt, ist offenbar eine unter bestimmten Einflüssen entstandene lokale Spezialität.

her an den Wänden die großen eichenen Kisten mit künstlichem Eisenbeschlag von durchbrochener Arbeit, rot oder grün ausgemalt, mit Blumen, Namenszügen und Jahreszahlen, zumal der Jahreszahl der Verheiratung des Ehepaars. In diesen Kisten befinden sich die Schätze von Bett- und Leinenzeug. Wir erblicken außerdem regelmäßig noch einen großen, bis zum Boden reichenden braunen Schrank, reich verziert mit Schnitzwerk. . . . Der Pesel ist ohne Ofen, mit steinerner Diele; er wird gebraucht an den Tagen besonderer Familienereignisse. Hier ist die Hochzeit gehalten; hier haben sich die Gäste an den Tauftagen der Kinder versammelt; hier sollen die Leichen der verstorbenen Hausbewohner stehen, wie wohl schon deren viele hier gestanden haben mögen. Da hat der Küster, ehe die Leichen aus dem Hause gebracht wurden, einen Gesang angestimmt und eine Parentation gehalten, dann haben die Verwandten und Nachbarn zahlreich ringsumher gesessen beim Trauermahl (Erbbier) nach angehörter Leichenpredigt und nach geschehener Bestattung des Toten.« Diese Schilderung gilt für das Angler Haus, aber auch sonst wird der Pesel, vielfach fast mit den selben Worten, als ein Raum geschildert, der je nach Bedarf als Prunk- und Staatsstube hergerichtet oder überhaupt zu allen Veranstaltungen innerhalb des Wohnungswesens benützt wird, zu denen die Dönse keinen ausreichenden Platz gewährt[127]), und wenn in einer, speziell auf das uns hier zunächst interessierende Hallighaus bezüglichen Stelle der Pesel nur als »großer Raum, der zur Sommerszeit das Wohn- und Gartenzimmer bildet«, bezeichnet wird, so ist damit sein Wesen wohl nicht mit hinreichender Genauigkeit umschrieben[128]).

Nach alledem ist nun zwar der Name und die heutige Benutzung des Pesels ziemlich klargestellt, allein es bleibt dabei doch immer noch unsicher, wie es kommen konnte, daß der Pesel sich überhaupt als ständiges und typisches Glied in den Wohnteil des Friesenhauses eingeschoben hat, eine Frage, die meines Wissens in dieser Form bislang überhaupt noch nicht gestellt worden ist, deren sichere Beantwortung aber für die Hausforschung von wesentlicher Bedeutung sein würde. Ich denke mir die Entwicklung etwa folgendermaßen: In dem Urtypus des Friesenhauses lag der Herd an der Rückwand der Diele, der Dreschtenne, und die seitlichen Kübbungen wurden einerseits als Wohnraum, andererseits als Spülraum benutzt. Als dann unter dem Einflusse des oberdeutschen Hauses hinter der Herdwand noch ein Wohnteil angefügt wurde, bestand derselbe zunächst nur aus zwei Räumen (k und g in Fig. 34). Diese übernahmen lediglich die Haushaltsfunktionen der Kübbungen, d. h. der eine (k) wurde Wohnraum, der andere (g) Spülraum. Der Herd blieb

127) Vgl. Johansen, a. a. O. S. 32 (übrigens fast die einzige Stelle, wo das Fehlen des Ofens nicht besonders erwähnt ist); Kohl, a. a. O. I. S. 114; Meitzen S. 11; Sauermann, a. a. O. S. 42; Uhle, a. a. O. S. (66); O. Schwindratzheim, »Deutsche Bauernkunst«. Wien. Martin Gerlach & Co. 1904. S. 28. Ebenso die Mitteilungen über die »große Stube« (Storstuen) bei Tröls Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien, während des 16. Jahrh.« Kopenhagen 1882. S. 218/19.

128) Th. Mügge, »Eine Sturmnacht auf den Halligen« in Honeks Buch für Winterabende 1849 S. 146 (zitiert nach Grimm Wb. VII, 1868).

zunächst an seiner alten Stelle, und ebenso wurden der alten Gewohnheit gemäß alle außergewöhnlichen Veranstaltungen des häuslichen Lebens, als Kindtaufs-, Hochzeits- und Leichenschmäuse etc., noch auf der Diele abgehalten. Dann aber trat das entscheidende Ereignis ein, daß — gleichfalls unter dem Einflusse des oberdeutschen Hauses — die Wohnräume ganz abgetrennt wurden, indem man die nun entstehende Hausdiele (f) von der Dreschdiele (b) durch eine Quermauer schied. Der Herd wurde nun in den Spülraum (g) verlegt, der dadurch erst zur Küche wurde. Vor allem aber war die nächste Folge die, daß nach jener erwähnten Abtrennung nun auch, wenn ich so sagen soll, die soziale Wertschätzung der Dreschdiele zu sinken begann. Ihre alte wirtschaftliche Funktion blieb dieselbe, aber sie auch noch zu Wohnzwecken und noch dazu bei besonderen Feierlichkeiten zu benutzen, dazu war sie jetzt nicht mehr fein genug. Aus dem Bestreben, diese Lücke auszufüllen, ist man dann — wie ich annehme — dazu gekommen, den Wohnteil um einige Fach zu verlängern, welche hinter der Küche eine Kammer und hinter der Stube, der Dönse, den Pesel aufzunehmen hatten. Zwei Ziele wurden dadurch zugleich erreicht: die Kammer bot die wirtschaftliche Entlastung, welche die zur Küche umgewandelte Spülkammer erforderte, der Pesel aber übernahm alle die Wohnungsfunktionen, die bislang noch von der Dreschdiele erfüllt waren, und die allein zu übernehmen die Dönse räumlich nicht ausreichte.

Ob diese meine Auffassung im Einzelnen richtig ist, das zu kontrollieren überlasse ich gern der weiteren Lokalforschung. Man sieht, welche Aufgaben sich der niederdeutschen Hausforschung noch darbieten. Jedenfalls aber darf ich nach allem, was wir über Dönse und Pesel zu sagen hatten, wohl hoffen, im Verlaufe der weiteren Darstellung, wo wieder von Dönse oder Pesel die Rede sein wird, eine lebendige Vorstellung davon voraussetzen zu können, denn nichts wäre nutzloser, als immer wieder Ausdrücke zu gebrauchen, die der Leser nur zum Teil oder gar nicht versteht, oder ihm von Begriffen zu sprechen, die er nicht kennt. Wem aber sonst unser Bestreben, die Teile des volkstümlichen deutschen Hauses nach Namen und Bedeutung kennen zu lernen, auffällig erscheinen sollte, der möge bedenken, daß wir damit für die deutschen Verhältnisse durchaus keine anderen Studien betreiben, als wie sie unter allgemeiner Zustimmung die klassische Philologie mit Bezug auf das antike Haus seit langem pflegt. —

Neben der Behandlung des Grundrisses ist sodann, wie wir sahen, in gleichem Maße auch die Konstruktionsweise des Hauses für die Zuschreibung zur friesischen Art ausschlaggebend. Wenn wir auch von ihr hier noch mit ein paar Worten reden wollen, so kann es dabei nicht meine Aufgabe sein, die konstruktiven Einzelheiten des Hallighauses zu besprechen, zumal mir in dieser Hinsicht keine eigenen Studien zur Verfügung stehen. Nur wie weit es der typischen Bauweise des Friesenhauses folgt, können wir hervorheben.

Die friesische Bauart unterscheidet sich, wie ich bereits in der Einleitung bemerkte, von derjenigen des Sachsenhauses wesentlich dadurch, daß

bei dem letzteren das mächtige Dach auf den Umfassungsmauern ruht, während es beim Friesenhause von Ständern getragen wird, die in gleichen Abständen — paarweise je ein sogen. Fach bildend — eine ununterbrochene Reihe von Stützen darstellen. Woher diese Konstruktionsweise ihren Ausgang genommen hat, ist klar. Nur an den Gestaden des Meeres und soweit die Überschwemmungsgebiete reichten, kann sie entstanden sein, denn ihr Zweck beruht eben darin, den wichtigsten Teil des Hauses, das Dach mit seinem weiten Vorratsraum, im Falle einer Überschwemmung vor dem Untergange zu schützen. Dazu aber reichten die Mauern, auf die der von Meereswogen unbedrohte Niedersachse ruhig sein Dach aufsetzen konnte, nicht aus. Sie wären von dem Sturm der Wellen eingedrückt oder unterspült und dann zu Falle gebracht. Ganz anders die schweren Eichenpfeiler. Wenn sie nur tief genug in den Boden eingerammt waren, und wenn sie nur durch ein hinreichend festes Gefüge unter sich und mit dem Balkenwerk des Daches verbunden waren, so konnten die zwischen ihnen aufgeführten Wände und die das Haus umschließenden Außenmauern ruhig von dem überschwemmenden Meere umgeworfen werden, die Stützen selbst aber überstanden für lange Zeit den Andrang der Wellen, und wenn das Wasser nicht gar zu hoch stieg, retteten sie das auf ihnen ruhende Dach, das wie ein Pfahlbau aus den Wogen hervorragte, die unter ihm in Diele und Stall, in Dönse und Pesel ihr Wesen trieben.

Das Hallighaus hat an dieser friesischen Konstruktionsweise teilgenommen, und wenn z. B. von der Überschwemmung des Jahres 1717 berichtet wird: »auf der Hallig Nordmarsch stand das Wasser eine Elle hoch in der Kirche, 19 Häuser wurden völlig vernichtet, nur 11 blieben unbeschädigt, die übrigen 48 sind durchgespült und auf bloßen Säulen stehen geblieben,« so sehen wir, daß damals mehr als die Hälfte sämtlicher vorhandenen Wohnhäuser lediglich jener Säulenkonstruktion die Rettung vor gänzlicher Vernichtung zu danken hatten[129]). So bemerken wir denn auch, daß man auf eine größtmögliche Standfestigkeit der Säulen von vornherein eifrigst bedacht war. Im Grunde genommen kann man die ganze, mit unendlicher Mühe aus übereinander gelegten Rasenstücken erbaute Werft schon mit zu den Substruktionen des Hauses rechnen[130]), und Johansen erzählt, daß in den Fällen, wo die Werft von Grund aus neu gebaut werden mußte, schon während dieser Arbeit die eichenen Ständer aufgerichtet und dann in der schichtenweise um sie emporwachsenden Werft immer mehr mit Erde und Rasenstücken fest umschlossen wurden[131]). Wenn man dann, nach Fertigstellung der Werft, um die Ständer herum das Mauerwerk aufführte, so suchte man ihre Festigkeit auch jetzt noch zu erhöhen, indem man sie an den vier Ecken in das Mauerwerk einschloß[132]).

129) Vgl. Traeger, Halligen S. 239.
130) Vgl. Kohl, Marschen etc. I, 328.
131) Johansen, Halligenbuch S. 26/27. Vgl. auch Sauermann, a. a. O. S. 86/87.
132) Traeger, Fries. Häuser S. 118. Sach, a. a. O. S. 240.

Das ist die oft bewährte friesische Konstruktionsweise, die ebenso wie für die alten Hallighäuser auch z. B. für diejenigen auf der Nachbarinsel Föhr bezeugt wird[133]). Auch sie ist trotz ihrer offenbaren Vorzüge seit längerer Zeit im Verschwinden begriffen, denn Jensen berichtet, daß man auf der Insel Sylt schon im 18. Jahrhundert angefangen habe, die Querbalken des Daches nicht mehr auf das Ständergerüst, sondern auf die Mauer zu legen[134]), und in gleicher Weise beklagt Traeger für die neueren Häuser der Halligen nach dieser Hinsicht das Abweichen von der alten Baugewohnheit[135]). Jedenfalls aber kann man heute von diesem Umbildungsprozeß noch gänzlich absehen, wenn man die typische Entwicklung des Friesenhauses darstellen will, und ich glaube, daß auf die konstruktive Art des Ständerbaues auch vor allen Dingen eine Erscheinung zurückgeführt werden muß, die wir bereits bei der Besprechung des Grundrisses zu erwähnen hatten. Das ist die am Friesenhause geradezu typisch auftretende Leichtigkeit der Erweiterung durch Anbauten, zu denen auch die gelegentliche Verkürzung eines für den Besitzer zu groß gewordenen Hauses die entsprechende Parallele bildet. Beides hat für den Beobachter zunächst etwas höchst auffallendes, wenn man bedenkt, daß bei den anderen volkstümlichen Hausformen ein An- oder Umbau nur mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist, sodaß sich der Bauer zu ihnen beinahe ebenso schwer wie zu einem völligen Neubau entschließt. Am Friesenhause allein ist es erklärlich, denn während anderwärts durch einen Umbau und die damit verbundenen Mauerdurchbrüche zugleich eine Neuverteilung der Last- und Stützenverhältnisse erforderlich wurde, der sich die ländliche Technik nicht gewachsen zeigte, so war es bei der geschilderten Ständerkonstruktion wie wir sahen sogar möglich, daß sämtliche Mauern fortfielen, ohne dadurch die Standfestigkeit des Daches zu gefährden. Unter solchen Umständen, aber auch allein unter solchen, bedeutete es auch für die verhältnismäßig primitive Bautätigkeit keine allzu große Schwierigkeit, dem alten Hause ein paar Gefache an- oder vorzubauen, oder andererseits auch es um ebenso viel zu verkürzen.

Das Dach, welches vor den von Biernatzki geschilderten Diemen in erster Linie als Speicherraum für das Heu, daneben auch für Hausrat und Wintervorräte dient, ist nach Traeger mit Rohrschauben gedeckt[136]). Wenn Johansen, Halligenbuch S. 27 von Strohdächern spricht, so kommen dieselben für die Halligen selbst wohl weniger in Betracht, da dortselbst wie gesagt keine Halmfrüchte gezogen werden können. Für Amrum und Sylt dagegen bezeugt sie auch Jensen (S. 143), indem er zugleich berichtet, daß beim Decken jener Dächer Seile, Reepen oder Roper genannt, verwandt werden. Aus jeder First ragt ein Schornstein hervor. Giebelkrönungen aber sind unbekannt[137]).

133) Jensen, a. a. O. S. 200—202. 134) Ibid. S. 195.

135) Traeger, Halligen. S. 256. 136) Traeger, Fries. Häuser S. 119.

137) Johansen, S. 27—28. Auch Clement S. 135 sagt: »alle Häuser haben von jeher Schornsteine gehabt.«

Damit haben wir, wie ich hoffe, das Haus der Halligen in seiner baulichen Art auch vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte ein wenig kennen gelernt, und wohl könnte es uns locken, uns nun auch durch einen Rundgang mit der inneren Ausstattung aller seiner Räume bekannt zu machen. Jedoch hier müssen wir uns bescheiden: die Stube allein konnte im Germanischen Museum aufgebaut werden, und so können wir auch nur ihr noch unsere weitere Betrachtung hier zuwenden.

Ehe wir in der Reihe der Museumsbauernstuben die Tür zur Dönse des Hallighauses öffnen, müssen wir gleich mit einem Geständnis beginnen. Der Raum, so wie wir ihn sehen werden, ist nicht etwa, wie es wünschenswert wäre, in allen seinen Teilen von einer der Halligen nach Nürnberg übertragen worden, um dort genau in derselben Weise wieder aufgebaut zu werden. Nur für die Möbeln und Ausstattungsstücke trifft das völlig zu. Die Bauteile dagegen sind leider nicht durchweg alt, sodaß manches ergänzt werden mußte. Dazu kommt auch noch, daß der umschließende Museumsbau gerade für diese Stube nur einen so knapp bemessenen Raum übrig ließ, daß eine der vorhandenen Türen an einer Stelle in die Wand eingesetzt werden mußte, wo sie in Wirklichkeit niemals stehen kann. Wenn man also in Rücksicht auf den Hausgedanken, von dem jede Stube einen Teil bildet, an der Halligstube des Germanischen Museums Kritik üben will, so ist das, wie wir uns selbst am wenigsten verhehlen, durchaus berechtigt. Hier könnte wiederum nur ein Freiluftmuseum allen Ansprüchen Genüge tun. Wer aber von jenem erwähnten Mangel absieht, indem er mehr auf die zur Anschauung gebrachte Hauskultur und auf die in die Augen fallende reiche Betätigung der lokalen »Bauernkunst« den Nachdruck legt, der wird sich alsbald überzeugen, daß das Museum über eine verhältnismäßig große Zahl durch ihre Ausstattung bemerkenswerter Einzelstücke verfügen konnte. Und hoffentlich wird man uns dann auch darin Recht geben, daß es doch wohl am meisten sich empfahl, alle diese Stücke samt Möbeln und Gerät in wenn auch nur annähernd zutreffender Weise zu einem geschlossenen Raume zu vereinen, denn daß sie hier wesentlich besser und richtiger zur Geltung kommen als in einem großen Museumssaale, wird niemand bestreiten können.

Der Raum soll, wie bemerkt, eine Halligdönse zur Anschauung bringen. Er ist 3,85 m lang und 3,35 m breit. Seine Höhe beträgt 2,60 m. Wesentlich bleibt das nicht hinter den gewöhnlichen lokalen Verhältnissen zurück, denn auch mit Bezugnahme auf die im Flensburger Museum aufgebaute »Wohnstube von der Hallig Hooge« berichtet Sauermann (S. 30) erklärend: »mit Rücksicht auf die hohe exponierte Lage des Hallighauses auf der Werft sind die Größen- und Höhenabmessungen beschränkt.« Ebenso wäre auf Jensens Angabe zu verweisen, daß die Stubendecke nur sechs bis sieben Fuß über dem Fußboden lag: »man erzielte dadurch eine leichter zu erwärmende Stube, die meist nur klein war«[138]).

138) Jensen, a. a. O. S. 196. — Für das sächsische Haus in Schleswig-Holstein gibt Hamm a. a. O. S. 606 u eine Stubenhöhe von selten mehr als 10 Fuß an.

3 9015 01579 7551

selbst liegt, sondern nach dem Hausinnern zu ein Stück von ihr zurückliegt, zweitens aber die Eigentümlichkeit, daß die Außenwand selbst, wohl um bei Überschwemmungen weniger leicht umgeworfen zu werden, nur zu einer möglichst geringen Höhe emporgeführt wird, so daß sie nicht ganz bis an die Stubendecke heranreicht. Erst indem, meist durch Schalbretter, die Verbindung von der oberen Wandkante zu dem höher gelegenen Unterzug hergestellt wird, entsteht die erwähnte Deckenschräge und die durch sie bedingte erkerartige Fensternische, die als »Ausbauer« bezeichnet wird, die meist den bevorzugten Arbeitsplatz innerhalb der Dönse darbietet, und die mit ihrem weiten Ausblick auf das Meer ein so wesentliches Charakteristikum für die Raumwirkung der Dönse ausmacht[140]).

Wenn man in dem Raume selbst steht, wird man leicht den Eindruck haben, als ob mit der Deckenschräge das Hausdach selbst ein Stück in die Dönse hineinragte. Tatsächlich ist es aber nicht der Fall, denn die Schalbretter bilden, wie man sich im Bodenraum des Hauses überzeugen kann, mit der Dachneigung einen Winkel, und so entsteht unter dem Dache eine Art toten Raumes, der zu nichts anderem gut ist, als daß die Katzen dort ihr Wesen treiben, woher er denn auch den Namen »Kattschurf« oder »Kattschirm« erhalten hat[141]).

Die also dargestellten konstruktiven Grundbedingungen des »Ausbauers« legen übrigens den Gedanken nahe, daß mit ihm und seiner Deckenschräge auch eine andere erwähnte Eigentümlichkeit des Friesenhauses, die scheinbar gar nichts mit ihm zu tun hat, in einem ursächlichen Zusammenhang stehen möchte, das sind die Dachgiebel über der Tür. Freilich ist, nach den mir zur Verfügung stehenden Abbildungen zu urteilen, die Haustür nirgends höher als die daneben liegenden Dönsenfenster hinaufgeführt, insofern könnte die Deckenschräge also wie in der Dönse oberhalb der Fenster, so auch in der Hausdiele oberhalb der Tür durchlaufen. Nun aber ist doch etwas anderes zu bedenken. Wenn man, wie es überall geschehen ist, oberhalb der Tür noch ein Dachloch zum Einholen der Heuvorräte etc. anbringen wollte, so hätten sich bei einer einfachen Dachluke die größten Schwierigkeiten ergeben, solange der »Kattschirm« auch über der Tür durchlief. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß man vor allem, um oberhalb der Tür den Kattschirm zu vermeiden, die Hauswand an dieser Stelle höher hinaufführte und so die besprochenen Türgiebel entstehen ließ. Jedenfalls aber wäre zu untersuchen, ob der in neuerer Zeit mehrfach begegnende Fortfall der Giebel sich nur an den Häusern findet, wo auch die Ausbauer fehlen, wo also die Ständer entweder innerhalb der Hausmauer liegen, oder wo das friesische Stützensystem überhaupt aufgegeben und das Dach direkt auf die Mauer aufgelegt ist. Wenn das Verschwinden jener beiden typischen Erscheinungen des Friesenhauses überall gleichzeitig auftreten sollte, so wäre

140) Vgl. Jensen, a. a. O. S. 204 (Föhr u. Sylt); Uhle, a. a. O. S. (65); Schwindrazheim, a. a. O. S. 120.

141) Uhle, a. a. O. S. (65). Vgl. auch Sauermann, a. a. O. S. 87, der aber mit Uhle's Ausführungen nicht ganz überein zu stimmen scheint.

meines Erachtens dadurch sicher bewiesen, daß sie auch da, wo sie gemeinsam vorhanden sind, sich gegenseitig bedingen.

Von den Fenstern der Museums-Dönse ist eines nur einflüglich. Das andere hat zwei Flügel mit je 12 Scheiben und ist mehr breit als hoch (1,27 : 1,10 m). Jensen berichtet, daß die Stube des Föhrer Hauses im Anfang des 19. Jahrhunderts in der Regel zwei Fenster mit je 16 Scheiben enthielt[142]).

Was im übrigen die Zusammenstellung der einzelnen Stubenteile im Germanischen Museum anlangt, so haben wie gesagt, äußere Einflüsse mehrfach darauf eingewirkt. Es scheint deshalb angebracht, zunächst ein paar Schilderungen anzuführen, die der nordfriesischen Literatur entnommen sind. So schreibt Johansen, Halligenbuch S. 28 — und Jensen S. 204 stimmt ihm zu —: »die Wohnzimmer, Dönsen, in den Hallighäusern sind den Schiffskajüten ähnlich. Die hölzerne Wand — der Stubentür gegenüber — heißt die Bettwand. In dieser Wand befinden sich die Bettstellen, welche aus Nischen bestehen, die mit Betttüren versehen sind. Zwischen den beiden großen Wandbettstellen hängt die holländische Wanduhr, deren Gehäuse mit Meerweibergestalten verziert ist, ebenfalls in einer Nische. In einem Winkel des Zimmers, bisweilen auch über dem eisernen Beilegerofen, siehst du den Glasschrank, ebenfalls eine Nische, und hinter der Glastür glänzt das Silber- und Porzellangeschirr. In der Ofenwand, zwischen Wohnstube und Küche, ist der eiserne Ofen eingemauert.« Dieselbe Anlage, wie sie hier geschildert ist, zeigt auch das Wohnzimmer des Hauses Prott in Westerland auf dem mehrfach erwähnten Blatte des deutschen Bauernhauswerkes, sie ist also offenbar als die typische anzusehen.

Der Vergleich der nordfriesischen Dönse mit einer Schiffskajüte, den die angeführte Stelle enthält, findet sich auch sonst. Auch Sauermann hebt bei der Beschreibung des Pesels von der Insel Röm die gleiche Ähnlichkeit heraus (S. 33), und es darf hier wohl darauf hingewiesen werden, daß Lehmann, indem er die Kajüte eines Blankeneser Fischerewers beschreibt, die Gleichartigkeit der Blankeneser Stube hervorhebt[143]). Der Vergleich muß sich in der Tat aufgedrängt haben bei alle den Zimmern, in denen die Wände größtenteils vertäfelt waren. Bei der Bettwand war das ja immer der Fall, vielfach auch bei der Fensterwand, und wo auch die Wand nach dem Hausflur die gleiche Ausstattung erhielt, da blieb nur die Ofenwand zur Bedeckung mit Fliesen übrig, und wenn man dann die Holzdecke der Stube noch mit in Betracht zieht, so liegt bei der Niedrigkeit des Raumes und der Kleinheit der Fenster der Vergleich mit der Kajüte sehr nahe, umsomehr als es größtenteils eine Schifferbevölkerung ist, die diesen Raum bewohnt (vgl. Fig. 35).

In der Dönse des Germanischen Museums hat man den kajütenartigen Eindruck nicht so sehr, denn hier herrscht die Fliesenwand vor. Nicht nur

142) Das Föhrer Zimmer im Flensburger Museum enthält »zwei dreiteilige Fenster von mäßiger Höhe, die durch verschiebbare Läden von innen geschlossen werden können.« (Sauermann, S. 88.)

143) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1903. S. 40.

die Ofenwand, sondern auch die Fensterwand und diejenige nach der Vordiele sind mit Plättchen belegt, die hier nach Weigelt S. 25, in einer der ursprünglichen Bedeutung des Wortes durchaus nicht mehr entsprechenden Weise, als »Kacheln« bezeichnet werden[144]), und es geht aus mehr als einer Stelle der einschlägigen Literatur hervor, daß auch sonst die Fliesen nicht nur auf die Ofenwand beschränkt geblieben sind[145]).

Die in der Museumsdönse verwandten Fliesen zeigen, manganviolett auf weißem Grunde, verschiedene Musterung, eine Verschiedenartigkeit, die auch in Wirklichkeit vielfach im Hallighause begegnet, je nachdem im Laufe der Zeit eine teilweise Erneuerung der Fliesen notwendig geworden ist. So sehen wir an der Fensterwand eine Art von Plättchen, deren violette Dekoration in einem Kreise je eine Vase mit Blumen zeigt, während die Eckzwickel durch Blumen ausgefüllt sind. Mit gleichfarbigen Fliesen ist auch die Wand zum Hausflur — im Museum also die eigentliche Türwand — bedeckt, nur ist das Muster hier ein anderes und, wenn man will, komplizierteres, denn hier bilden vier Fliesen zusammen eine Art Blumenstern dadurch, daß aus dem mittleren Berührungspunkte der vier Plättchen jedesmal eine Art Rose herauswächst, die ihre Blüte über den weißen Grund der »Kachel« ausbreitet. Endlich zeigen die auf der Ofenwand befindlichen Plättchen Uferlandschaften mit Schiffen und Häusern, selten mit Figuren, und dazu ist diese ganze Kachelfläche umschlossen von einem Rande von Kantenfliesen, die auf manganviolettem Grunde eine mit ihrem Muster je sechs Fliesen bedeckende, durchlaufende Ranke zeigen (vergl. Fig. 36).

Unzweifelhaft den auffallendsten und in der Ausstattung kunstvollsten Teil der ganzen Fliesenwand bildet aber, wie auf Fig. 36 ersichtlich ist, ein nur wenig über dem Ofen angebrachtes, aus dreimal vier Fliesen bestehendes Rechteck, welches, von einem Rahmen von Kantenfliesen umgeben, das Bild eines Walfischfängerschiffes zur Darstellung bringt. Dieses Schiffsbild über dem Bilegger-Ofen ist durchaus typisch, und es findet sich demgemäß auch sonst durch Erwähnungen und Abbildungen bezeugt[146]). Und daß diese Darstellungen jedes Mal das Bild eines ganz bestimmten Schiffes wiedergeben wollen, und also auf Bestellung nach einer bestimmten Vorlage gemalt sind, darüber belehrt uns deutlich eine von Träger, Fries. Häuser S. 116 mitgeteilte Inschrift auf einem solchen Kachelbilde: »Ao. 1750. Handelaar gefoerd doer Skipper Barend Frederik Hansen voor De Heer John Notemann«. Man sieht, diese Schiffsdarstellungen bilden ein getreues Erinnerungsbild für denjenigen, der auf jenem Schiffe selbst dereinst die Meere befahren hat, und so ist das Schiffsbild schlechthin zu einem Lieblingsmotiv der volks-

144) Vgl. auch Jensen, S. 80.

145) Jensen, S. 101 (Sylt), S. 201 (Föhr); ebenso Meiborg, S. 51 (Eiderstädt); Abbildung einer fliesenbelegten Fensterwand bei Schwindrazheim, a. a. O. S. 119. Abb. 66.

146) Für das Hallighaus vergl. Sach a. a. O. S. 240; Meiborg S. 65 und 67. Sauermann S. 31. Deutsches Bauernhauswerk, Halligblatt Abb. 29. — Für Sylt: Sach S. 234.

Fig. 36. **Ofenwand der Hallig-Dönse im Germanischen Museum.**

tümlichen Kunst der Friesen geworden. Man findet es, wie Träger sagt, als Zeichnungen, Gemälde, Reliefschnitzereien und zierlich gearbeitete Modelle in allen Häusern[147]). Als Kronleuchter hängt es in den Kirchen, es schmückt die Grabsteine der Verstorbenen, und selbst als Form des Weihnachtsgebäcks ist es gerade auf den Halligen besonders heimisch[148]). So werden wir ihm auch in der Museumsdönse außer auf dem besprochenen Fliesenbilde noch mehrfach begegnen und uns dabei jedes Mal erinnern, daß es Friesenart ist, die hier zu uns redet. Jedoch davon später!

Noch einmal kehren wir zu den Fliesen zurück, und wir erinnern uns, daß alle die besprochenen Arten derselben darin übereinstimmten, daß ihre Dekoration in manganviolett ausgeführt war. Diese Art hat sich in der Tat im Laufe des 19. Jahrh. mehr und mehr verbreitet[149]), selbst im 18. Jahrh. ist sie schon für das Jahr 1760 bezeugt[150]), aber sie repräsentiert doch nur eine neuere Mode, die ihr Material meist aus Hamburger Fabriken bezieht. Die ältere Art dagegen trägt ihre Dekoration in blau auf weißem Grunde, aber während sie sich im Ornament — es sind Sterne, Blumenmuster, Tiere, Landschaften, Seestückchen oder auch biblische Darstellungen[151]) — nicht wesentlich von der neueren Sorte unterscheidet, soll sie die letztere an Haltbarkeit und an schillerndem Glanze weit übertreffen.

Diese blaudekorierten Fliesen werden nun von Kennern einstimmig für holländische Importwaare erklärt[152]) und es scheint durchaus begründet, jene Zuschreibung für richtig zu halten, denn nicht nur in diesem einen Punkte, sondern noch in mancher anderen Hinsicht ist bei den nordfriesischen Wohnungsverhältnissen auf holländischen Einfluß hinzuweisen. Man muß sich nur erinnern, welch bedeutenden Sammelplatz geistiger und materieller Kultur das Holland des 17. Jahrhunderts bildete. Damals war es die erste Seemacht Europas. Seine Handelsschiffe durchschweiften die Meere. In der Nord- und Ostsee hatte es schon im 16. Jahrhundert den größten Teil der hansischen Erbschaft angetreten[153]). Der überaus ertragreiche Heringsfang in diesen Gewässern war ebenso wie der Walfischfang zumeist in holländischen Händen. Die Ausstrahlung dieser reichen holländischen Kultur war daher sowohl an Verbreitung wie an befruchtender Kraft eine sehr bedeutende, und daß sich speziell die Nordfriesen ihrem Einfluß voll hingaben, kann uns nicht

147) Träger, in »Mitteilungen d. germ. Museum« 1896, S. 132.

148) Träger, Halligen S. 262 und 264. Jensen S. 295 Abb. und S. 378.

149) Träger, Fries. Häuser, S. 116; Schwindrazheim S. 65 (Sylt); Sauermann S. 31 (Hallig Hooge).

150) Meiborg, S. 65 (Hallig Hooge).

151) Träger, Halligen S. 252. Fries. Häuser S. 115/6, Sach, S. 240. Weigelt, S. 25. — Fliesenreihen mit einem Säulenbilde abgebildet im Deutschen Bauernhauswerk, Halligblatt, Abb. 25.

152) Meiborg, S. 51 (Eiderstädt); Jensen, S. 200 (Sylt); Uhle, S. (66); Schwindrazheim, S. 119. — Vergl. auch R. Kekulé, »Jac. Alberts« in »Graphische Künste« 1895. H. 1. S. 114.

153) Vergl. Steinhausen, Geschichte der Deutschen Kultur. Leipzig und Wien. 1904. S. 536–539.

verwundern, zumal wenn man in Betracht zieht, daß es fast durchweg holländische Schiffe waren, auf denen die seetüchtige Mannschaft der »Uthlande« ihr Leben verbrachte. Dazu kommt, daß man zum Teil geradezu von den Ansätzen zu einer Art holländischer Kolonisationstätigkeit an den nordfriesischen Küsten sprechen kann. Besonders ist hier darauf hinzuweisen, daß nach der großen Sturmflut von 1634, als die wenigen Überlebenden auf Nordstrand nicht imstande waren, die durchbrochenen Deiche wiederherzustellen, holländische Kolonisten es waren, die dem Ansuchen der dänischen Regierung folgend, in die Bresche sprangen, die dafür mit herrenlos gewordenem Gut ausgestattet wurden, und deren Nachkommen noch heute auf Nordstrand sitzen[154]).

So ist denn nicht nur gelegentlich das eine oder andere Möbel direkt aus Holland importiert worden, wie etwa Jensen (S. 298) eine aus Holland bezogene Brautkiste auf einer der Halligen erwähnt, oder wie das Flensburger Museum ein aus Friedrichstadt stammendes holländisches Zimmer besitzt, von dem es zweifelhaft ist, ob die holländischen Kolonisten es im Lande selbst angefertigt, oder ob sie es in allen seinen Teilen aus der Heimat mitgebracht haben[155]). Viel wichtiger für die volkstümliche nordfriesische Art ist es, daß sie vielfach von einem Niederschlage der holländischen Kultur durchtränkt wurde, dessen einzelne Erscheinungsformen gelegentlich überhaupt nicht genauer zu fixieren sind, der aber doch noch in Stimmung und Färbung der Gesamtkultur sich als ein Zusatz verrät[156]). So wurde die nordfriesische Tracht in ihrer Farbenwahl zum Teil dadurch beeinflußt, daß man sich gewöhnt hatte, die roten Tuche und den Sammt aus den Niederlanden zu beziehen[157]). So schreibt Meiborg (S. 193) die am Ende des 17. Jahrhunderts beginnende Umwandlung des schleswigschen Hausrates den Handelsverbindungen des Westens mit den Niederlanden zu, und Ulr. Jahn geht in der Bewertung dieses Einflusses speziell auf die nordfriesischen Inseln noch weiter als die meisten anderen Forscher, indem er schreibt: »Holländischen Ursprungs sind die Fliesen an ihren Wänden, holländisch war vor Alters ihr bestes Steinzeug, holländisch ihr Filigranschmuck nicht minder, wie die getriebenen Spangen an ihren Miedern und ihr bestes Silbergeschirr[158]).

Über den tatsächlichen Bestand holländischen Einflusses auf die nordfriesischen Verhältnisse herrscht unter den Kennern kein Zweifel[159]). Man braucht ihn darum ja immer noch nicht bei jeder vorkommenden Ähnlichkeit

154) Träger, Halligen S. 240.

155) Sauermann a. a. O. S. 127/8—132.

156) Ebenda S. 26.

157) Eug. Bracht, »Volkstümliches von den Nordfriesischen Inseln« (Mitt. a. d. Museum f. deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse d. Hausgewerbes. Berlin 1900. H. 6. S. 230). Über nordfries. Tracht vergl. diesen Aufsatz Brachts, ferner Jensen, »Die altfriesische Tracht« in der Zeitschr. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. Jahrg. 1885 und Jensen, »Die nordfries. Inseln«. Außerdem die Handbücher über deutsche Volkstrachten.

158) Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthrop. 1890. XXII. S, (533). Daneben betont er den dänischen Einfluß.

159) Vgl. auch Sach, a. a. O. S. 230. Schwindrazheim, a. a. O. S. 27.

zur Begründung heranzuziehen, so daß man etwa die auch bei den Nordfriesen herrschende große Sauberkeit auf holländische Einwirkung zurückführen müßte [160]). Jedenfalls war auch ich gezwungen, bei Gelegenheit der blauen Fliesen, von denen wir soeben ausgingen, auf Holland als Ursprungsland hinzuweisen und seinen Einfluß auf die äußere Kultur der Halligstube hervorzuheben, selbst wenn wir im weiteren Verlauf unserer Betrachtung durch kein Einzelstück mehr veranlaßt würden, darauf zurückzukommen. Es wird daher der Leser jetzt auch begreifen, weshalb ich die Besprechung der Hindelooper Kamer derjenigen der Halligdönse vorangestellt habe.

Da wir nun Decke und Fliesenwand unserer Stube kennen gelernt haben, werfen wir hier auch gleich einen flüchtigen Blick auf den Fußboden. Derselbe besteht aus gehobelten Dielen und entspricht darin der neueren Art, die seit dem 18. Jahrhundert auf den ostfriesischen Inseln Eingang gefunden hat. Vordem war in Dönse und Pesel ein Lehmboden, oder auch in letzterem ein solcher aus ausgeschnittenen Rasenstücken üblich gewesen. Nur in der Küche hatte man Steinböden benutzt [161]).

Neben dem Holzwerk von Diele und Decke tragen nun aber selbst da, wo die Fliesenwand vorherrscht, die Unterbrechungen derselben, die Türen, Bettnischen und Wandschränke mit ihren Umrahmungen, durch ihre teilweise in Schnitzwerk ausgeführte Dekoration und durch ihre farbige Behandlung auf das Wesentlichste zum Gesamteindruck des Raumes bei. Ihnen wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zu.

Die Tür, durch welche wir das Zimmer betreten, ist, den geringen Maßverhältnissen der Stube entsprechend, nur 1,68 m hoch und 0,72 m breit. Sie zeigt in ihrem oberen Rahmenwerk eine Säulen- und Bogenstellung mit ausgestochenem Rankenornament [162]). Darunter gibt eine ebenfalls ausgestochene Inschrift: »Ann. 1686 / Den 4 Juni« Jahr und Tag der Entstehung der Tür an, und beweist, daß dieselbe zu den ältesten Hausteilen gehört, die auf den Halligen überhaupt sich erhalten haben, da die meisten Häuser erst nach der letzten großen Sturmflut, im Jahre 1826 erbaut sind, von den nach dem Unglücksjahre 1634 errichteten aber nicht ein einziges mehr vorhanden ist [163]). Die Füllung in der erwähnten Portikus-Umrahmung ist ganz glatt. Nur in der Mitte trägt sie einen schwarz und weißen sechsstrahligen Stern, aus Bein eingelegt. Es ist das ein in den Küstengegenden auch sonst — z. B. in der Wilstermarsch und in den Vierlanden bei Hamburg — sehr häufig wiederkehrendes Dekorationsmotiv, über dessen Herkunft, soviel ich sehe, bislang keine Untersuchung angestellt ist. Sollte es möglich sein, daß es sich jenen Menschen an der Wasserkante mehr als anderen aufgedrängt hätte, weil ihre seefahrenden Söhne mehr als andere Menschen gezwungen sind, zu

160) Das tut Friedr. v. Warnstedt, »Die Insel Föhr und das Wilhelminen-Seebad« (zitiert nach Jensen a. a. O. S. 118.)

161) Jensen, a. a. O. S. 200 und 196/7 (Sylt).

162) Vgl. unsere Abb. 35. Sehr ähnlich sind die Türen im Deutschen Bauernhauswerk, Halligblatt Abb. 19 u. 20 und bei Mielke, Volkskunst Abb. 41.

163) Meiborg, a. a. O. S. 64.

den Sternen aufzuschauen, und weil der mehr oder minder intensive Eindruck des gewohnten Himmelsbildes sowohl auf die innere wie auch auf die äußere Kultur eines Volkes von ausschlaggebender Bedeutung ist[164])?

Die Tür zeigt außen einen eigentümlich milchig-himbeerroten Anstrich. Innen ist sie in einem reinen rotbraunen Ton gehalten, und dieselbe Farbe trägt der Türrahmen, welcher im übrigen durch ein in Fig. 37 wiedergegebenes ausgestochenes Flechtband verziert ist. All dieses Schnitzwerk ist unzweifelhaft einheimische Arbeit. Das würde sich aus der Natur der Sache von selbst ergeben. Es ist aber auch ausdrücklich bezeugt, denn im Jahre 1749 schreibt der Prediger Lorenzen einmal: »Unter den Seefahrenden mangelt es auch nicht an solchen, die künstlich schnitzen und andere Bildhauerarbeit verfertigen können«[165]). Dabei ist es natürlich, daß diese Schnitzer gewisse Formen und Motive stets von neuem wiederholen, wie es durch das Eingangs besprochene Wesen der Bauernkunst bedingt wird, und eben von solchen typischen Dekorationsmotiven ist bei den Friesen eines der wichtigsten das Flechtband. Freilich kann dabei nicht behauptet werden, daß es ein rein stammesmäßiges Motiv sei, denn es findet sich z. B. schon im 13. Jahrhundert an einem für orientalisch geltenden Schreine zu St. Gereon in Köln[166]), daß

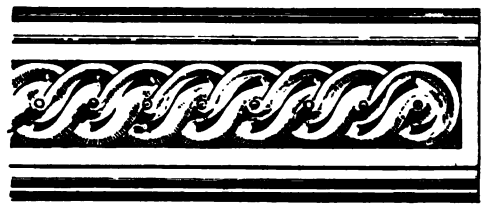


Fig. 37. **Flechtband (Ao. 1686) von der Umrahmung der Halligstubentür** im Germanischen Museum.

es aber dem Geschmack der Friesen besonders entsprach, das beweist seine Volkstümlichkeit[167]). Es muß ja auch leicht begreiflich erscheinen, daß ein solches, noch direkt an die Technik des Seilers erinnerndes Ornament besonders bei einem Schiffervolke, wie es die Friesen sind, Gefallen fand. Unser Beispiel gibt es, wie man sieht, nicht mehr in seiner einfachsten, sondern schon in einer etwas komplizierteren Form, da der Zopf aus zwei Doppelbändern zusammengeflochten ist.

Auch die beiden bedeutendsten Schnitzereien, die man nach Jensens Urteil am Ende des 19. Jahrhunderts überhaupt auf den Halligen finden konnte, sind jetzt in der Halligstube des Germanischen Museums zu sehen.

164) Vgl. Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Leipzig 1900.

165) Zitiert nach Jensen, a. a. O. S. 235.

166) Abgebildet bei Fr. Bock, Das heilige Köln. Taf. I. Fig. 5 und bei Stephani, Wohnbau II, S. 621. Fig. 393.

167) Vgl. z. B. die bei Brinckmann a. a. O. S. 656 gebotene Abbildung eines Hängeschränkchens vom Jahre 1703.

Es sind die beiden Türen, welche die Rückwand der Stube fast ganz einnehmen, und die Bedeutung, welche man ihnen innerhalb der volkstümlichen Kunsttätigkeit der Halligen beigemessen hat, mag es entschuldigen, wenn sie unter dem Einfluß der herrschenden Raumnot hier in einer, den häuslichen Verhältnissen nicht entsprechenden Weise dicht nebeneinander in die Wand eingebaut sind. Sie stammen von der Peterswarf, die bis vor etwa einem Jahrzehnt der westlichste Wohnplatz von Nordmarsch war. Schon ehe sie für Traegers Sammeleifer eine willkommene Beute geworden waren, hatte Jensen (S. 205) sie gepriesen und Meiborg (S. 67) eine ausführliche Beschreibung von ihnen gegeben. Traeger selbst hat ihnen dann einen besonderen Aufsatz; »Geschnitzte friesische Türen im germanischen Museum« gewidmet[168]). Ich kann mich daher bei ihrer Beschreibung verhältnismäßig kurz fassen, umsomehr als die in unserer Fig. 38 gegebene Abbildung einer der Türen eine unmittelbare Vorstellung von denselben vermittelt.

Die mit Schnitzwerk fast ganz bedeckten Türen — 1,88 m hoch 0,90 m breit — präsentieren sich in ihrer alten Bemalung, die in vorwiegendem dunkelblau und rot, sowie in etwas braun und gelb gehalten ist. Die Umrahmungen des Türfutters sind mit reicher, der heimischen Pflanzenwelt entlehnter Blumenranke ganz bedeckt, und sie tragen zusammen eine Inschrift, die mit wenigen Worten das ganze bisherige Leben des Erbauers zusammenfaßt, indem sie — unter den üblichen volkstümlichen Verschreibungen — besagt:

DURCH GLUCK UND — WALFJSCH FANGST
GJBT GOT MJR — HAUS UND LAND.

Die Türen selbst zeigen in den oberen Feldern, ebenfalls von reicher Blumenranke umrahmt, die Bilder der vier Apostel, links Mathäus und Marcus, rechts Lucas und Johannes, während die unteren Felder links ein Schiff, jedenfalls das Fahrzeug des Walfischfängers, rechts einen Blumenkorb mit Rosen, Tulpen, Nelken und allerhand kleineren Blümchen zeigen. Auf der schmalen Mittelfüllung der linken Tür steht in einer Kartusche aufgemalt der Name »Ebeneser«, von dem es fraglich bleiben muß, ob er etwa die Bezeichnung des unter ihm dargestellten Schiffes angeben soll. Ihm entspricht auf der anderen Tür ein frommer Spruch, mit dem sich der Herr des Hauses vor seinem Gotte beugt:

»Der Ein Und Aus Gang Mein
Laß Dir O herr Befohlen Sein.«

Die Entstehungszeit der Türen ist im Schnitzwerk selbst nicht angegeben. Wollte man nach dem ersten allgemeinen Eindruck eine zeitliche Bestimmung vornehmen, so könnte man sich versucht fühlen, die Türen noch in das 17. Jahrhundert zu versetzen. Trotzdem glaube ich, daß sie erst einer späteren Zeit angehören, denn betrachtet man die Kartusche am Hinterteil des Schiffsbildes, und faßt man vor allem die Art ins Auge, wie in den Umrahmungen der Türfüllungen die Blumenguirlanden sich um den Palmstab schlingen, so

168) »Mitteilungen« des Museums. Jahrg. 1896. Seite 130—134.

wird man, glaube ich, doch zu der Überzeugung kommen, daß die Arbeit erst in der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts angefertigt ist. Nun aber finden

Fig. 38. **Geschnitzte Tür aus einem Hause der Hallig Nordmarsch,** jetzt im Germanischen Museum.

sich auf den Messingschilden der Türgriffe ein paar etwas unbeholfene Gravierungen, die außer einer Reihe von Buchstaben, offenbar den Initialen der

Namen eines Ehepaares, auch eine Jahreszahl enthält: »K F. 1774 T D K.« und um es kurz zu sagen, so halte ich das Jahr 1774 auch für die Entstehungszeit der Türen. Damit würde die von Meiborg mitgeteilte örtliche Tradition übereinstimmen, nach der die Schnitzerei vor etwas mehr als hundert Jahren, während das Haus im Bau war, von einem jungen Seemanne gemacht sein soll, der dann auch einzog und Hochzeit hielt, bald darauf aber wieder auf See ging, um nicht wieder heimzukehren. Für sich allein würde diese Sage allerdings nichts beweisen, denn sie kann ja erst im Anschluß an die beiden gravierten Jahreszahlen entstanden sein, aber für die von mir angeführten, hier allein ausschlaggebenden stilistischen Rücksichten darf sie doch als Stütze dienen.

Traeger freilich möchte in dem häufig begegnenden unwillkürlichen Bestreben, die Sammlungsgegenstände für möglichst alt zu halten, auch für unsere Türen eine frühere Entstehungszeit als 1774 ansetzen, allein ich finde seine Gründe nicht völlig überzeugend. Er macht darauf aufmerksam, daß die Schilde mit den betr. Gravierungen erst nachträglich aufgesetzt sein müßten, da sie zu groß seien, so daß sie bis auf die Kehlstöße der Mittelfüllung überragen. Aber derartige Unregelmäßigkeiten sind in der Bauernkunst etwas ganz gewöhnliches und beweisen nichts. Auch auf die Unbeholfenheit der Gravierung, im Gegensatz zu der Sicherheit der Schnitzerei, kann ich kein großes Gewicht legen.

Aber sei dem, wie ihm wolle. Viel wichtiger für uns ist die Beurteilung der Türen als Leistung der Bauernkunst. Das muß ja freilich gleich gesagt werden, daß es sich auch hier nur um Bauernkunst handelt, und als direkte Vorbilder für das moderne internationale Kunstgewerbe dürften sie wohl kaum gewählt werden. Aber deshalb sind sie ja auch nicht in das Museum gewandert, sondern als Zeugen für den Grad der künstlerischen Kultur der Halligleute wollen sie betrachtet sein, und ich denke, wir müssen vor diesen Türen mit wahrer Bewunderung für den stehen, der sie gefertigt hat, mag er nun ein Schiffer oder berufsmäßiger Dorfschreiner gewesen sein. Man sehe nur, wie bei aller Fülle des Ornaments doch ein sicheres Gefühl für das Konstruktive zu Tage tritt, wie die rein schreinermäßige Einteilung des Ganzen trotz allen Schmuckes gewahrt bleibt, und wie die in Flachschnitzerei ausgeführte Dekoration trotz all ihren sprudelnden Reichtums nirgend aus ihrer nur dienenden, nur schmückenden Aufgabe herauszustreben scheint. Das alles verrät einen sicheren künstlerischen Takt, der dem einfachen Schnitzkünstler zu hoher Ehre gereicht. Und was aus seinem Werke uns noch besonders zu Herzen spricht, das ist die naive Art, mit der er die Pflanzenformen seiner Heimatinsel in den Guirlanden verwandt hat, mit denen er wie mit frischgewundenen Kränzen heimischer Feldblumen die Türen seiner Dönse schmückte. Ein süßer Hauch deutschen Heimatgefühles liegt über diesen Arbeiten, wie ihn im städtischen Kunstgewerbe seit den Tagen der Gotik gar manches, sonst vielleicht vortreffliche Werk nicht aufzuweisen hat. Es ist wie ein Klang des Volksliedes, was uns aus diesen Schnitzereien entgegentönt. Wer es nicht sieht, und wer es nicht fühlt, dem ist nicht zu helfen.

Um noch auf ein paar Einzelheiten der Türen einzugehen, so ist zunächst wegen des Türspruches zu bemerken, daß diese Art frommer Inschriften der tiefen Religiosität, welche die Friesen ziert, ihren Ursprung zu danken hat und sich daher in vielen Häusern findet. Ich kann zu den Sprüchen auf unseren Türen noch eine Reihe ähnlicher Inschriften gleichen Ursprungs anführen.

1) »Wer ein- und ausgeht zu dieser Thür,
Derselb' gedenke für und für,
Daß unser Heiland Jesus Christ
Die rechte Thür zum Himmel ist.«[169])

2) »Gar herrlich ist das Haus gebauet und gezieret,
Wenn Gott des Herren Segen und Eintracht drin regieret.«

3) »Vanitas Vanitatum et omnia Vanitas, Eccles. I. V. 2.«

4) »Wir haben hier keine bleibende stette, sondern das Zukünftige suchen wir. Hebr. 13, 14.«

5) »Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand.«[170])

6) Wer zu dieser Thür eingehe,
sprech, indem er stille stehe.
Dies Haus bleib im Segen stehen;
bis die Welt wird untergehen.
P. B. Anno 1710. S. B.

7) »Den Ein- und Ausgang mein
laß Dir O Herr befohlen sein!
Wer hier mit Frieden kehret ein,
soll dieser Spruch gewünschet sein.«

8) »Wer Unfried hat im Herzen sein,
Der kehr zu diesem Haus nicht ein.«[171])

Auffällig möchte in der Überschrift über der Tür auch die Bezugnahme auf den Walfischfang erscheinen. Allein es ist in dieser Hinsicht darauf zu verweisen, daß in der Zeit der Blüte des von Holland und von Hamburg aus stark betriebenen Walfischfanges um die Wende des 17. Jahrhunderts die Nordfriesen sich in sehr großer Zahl, bis zu jährlich 5000 Mann daran beteiligten, und daß sie noch während des ganzen 18. Jahrhunderts viele Grönlandsfahrten entweder selbst als Kapitäne geleitet oder sonst mitgemacht haben[172]). Mit welchem materiellen Erfolge es geschah, kann man aus unserem Spruche entnehmen, in dem der Halligmann den Walfischfang geradezu als die Quelle seines Wohlstandes bezeichnet. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn wir auch in dem künstlerischen Formenschatze der

169) Johansen a. a. O. S. 29.
170) Jensen a. a. O. S. 205.
171) Meiborg a. a. O. S. 64.
172) Jensen a. a. O. S. 78 und 130/131.

Figur des Walfisches begegnen, wie denn Schwindrazheim (S. 78 Abb. 36 Nr. 7) ihn von einem der Hallig Hooge entstammenden geschnitzten Schranke abbildet.

Wie hoch aber der Einfluß des Walfischfanges auf die gesamte Kultur der nordfriesischen Inseln in den vergangenen zwei Jahrhunderten zu bewerten ist, das erkennt man mit Staunen aus ein paar Mitteilungen, die im Jahre 1846 der Reisende J. G. Kohl darüber macht. Er spricht von der Verwendung der erratischen Blöcke, der sogen. Rollsteine zu Häusermauern und Zaunbau und fährt dann folgendermaßen fort: »Neben ihnen gibt es aber noch ein Baumaterial ganz eigentümlicher Art, das einem Tiere unter dem Eispole aus dem Leibe gebrochen wird, nämlich die Backenknochen und Rippen vom Walfisch. Ich erinnere mich wohl, daß ich früher oft mit Verwunderung las, wie die Grönländer ihre Zäune und Wälle und oft auch ihre Wohnungen aus Fischknochen zusammensetzen. Allein hier erfuhr ich, daß man nicht nach Grönland zu reisen brauche, um dergleichen zu sehen. Ein Bewohner von Wyk hatte sich einen Entenstall aus Walfischknochen zusammengebaut. Die Pfosten seiner Feld- und Gartentüren bestanden ebenfalls aus Walfischknochen, in welche die eisernen Türangeln eingefügt waren. Hie und da fand ich einen Obstgarten ganz mit einer Reihe von Walfischknochen verpalissadirt (auch setzen, wie ich mehrere Male bemerkte, diese Leute die Bienenkörbe auf kleine Walfischknochenstumpfe, die sie absägen und in die Erde stecken), und es gibt fast keinen Bauer, der nicht auf irgend eine Weise Walfischknochen in seinem Gehöfte verwendet und angebracht hätte. Ich sah mehrere solche Walfischknochenpalissaden, die vielleicht schon 50 Jahre dagestanden hatten und in diesem wunderlichen Dienste halb verwittert und, wie alte Bäume, dick mit Moos überzogen waren. Auch fand ich viele dieser Knochen von den vorübergehenden Kühen angenagt, die spielerisch, wie alle Tiere, sie gern beknuppern. Man könnte viele Orte in Norddeutschland nennen, die ihrem Mangel an Holz durch solche Rippen, die viel dauerhafter sind als dieses, abhelfen. Selbst in den Straßen der freien Reichsstadt Bremen fand man sonst viele Walfischknochen als Hauspfähle in den Straßen stehen. Man sägte diese Knochen oben glatt ab, beschlug ihnen den Kopf mit Blech und überstrich das Ganze so, daß Niemand ahnen konnte, daß um eines solchen Straßenpfahls willen ein Walfisch geblutet habe. — Auf allen Nordseeinseln, bis zum Texel bei Holland hin, sind die Walfischknochen eben so stark in Gebrauch«[173]).

Ich habe geglaubt Kohl's Mitteilungen ganz anführen zu sollen, weil sie nur in ihrer Ausführlichkeit geeignet erscheinen, dem Binnenländer eine klare Vorstellung von diesen, ihm sonst so fern liegenden Verhältnissen zu vermitteln und eine rechte Würdigung des Walfischfang-Spruches unserer Halligtüren zu ermöglichen.

---

173) J. G. Kohl, »Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein.« Dresden und Leipzig. 1846. Bd. I. S. 101—102. Über die Art des Walfischfanges vergl. ebenda S. 123—147.

In den Formen des Messingbeschläges treten, wie unsere Abbildung zeigt, die Einwirkungen städtischer Kunstrichtung deutlich zu Tage. Von dort ist auch das glänzende Material derselben offenbar mit Freuden übernommen worden, da es der Halligfrau willkommene Gelegenheit bot, durch tadellose Sauberhaltung eine ihrer schönsten hauswirtschaftlichen Eigenschaften zu betätigen. So wird ausdrücklich hervorgehoben, daß solche glänzend blanke Schlösser den Bewohnern der Eilande ein besonderer Gegenstand des Stolzes gewesen seien[174]). Die gleiche Vorliebe für reiches Messingbeschläge werden wir in noch viel ausgedehnterem Maße in der Wilstermarsch wiederfinden.

Endlich erübrigt uns noch eine Bemerkung über die farbige Behandlung der Türen. Wir sahen, daß dieselbe vorwiegend in blau gehalten ist, und wenn man in allen friesischen Landesteilen bei der Bemalung sowohl von Hausteilen als auch von Möbeln und Geräten immer wieder eine ganz bestimmte Farbenskala, bestehend aus blau in verschiedenen Tönen, aus rot, weiß und grün ausschließlich verwendet findet, so könnte man leicht geneigt sein, aus diesem durchaus einheitlichen und typisch wiederkehrenden Farbengeschmack der Friesen auf ein hohes Alter in der koloristischen Behandlung ihrer Wohnräume zu schließen. Trotzdem belehren uns die Tatsachen, daß die Bemalung der Holzarbeiten der Innendekoration und ebenso wohl auch diejenige der Einzelstücke erst mit Schluß des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts eingedrungen ist. Das im Flensburger Museum befindliche Zimmer aus Nieblum von der Insel Föhr vom Jahre 1631 (vergl. Fig. 35) und der ebendort wieder aufgebaute Pesel von der Insel Röm aus dem Jahre 1690 sind in ihrem Holzwerk beide aus Föhrenholz errichtet und waren ursprünglich beide unbemalt. Dasselbe gilt von den Holzbekleidungen eines ebenfalls nach Flensburg übertragenen Halligen-Zimmers vom Jahre 1688[175]). Sie alle haben Holzwerk und Schnitzereien ursprünglich in reiner Naturfarbe gezeigt, wodurch die Wirkung ihrer plastischen Ausstattung unzweifelhaft wesentlich gefördert worden ist.

Erst etwa in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts sind sie alle mit farbigem Anstrich versehen, und mir scheint, daß in der Übergangszeit um die Mitte des Jahrhunderts, wo die plastische Behandlung noch neben der koloristischen Ausstattung zu gleichem Rechte bestand, die nordfriesischen Wohnräume am reizvollsten gewesen sind. Der Verfall beginnt dann schon, als die Farbe nicht mehr der Begleitstimme des Schnitzwerkes zu benötigen glaubte, als sie sich selbständig machte, und als etwa in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts das Ornament selbst, entweder in den Linienspielen des Rococo oder auch in naturalistischen Motiven farbig direkt auf die Wand aufgetragen wurde. Unsere Türen gehören noch der voraufgehenden Zeit an, und diese ist uns auch sonst deshalb am interessantesten, weil sie den koloristischen Sinn noch in seiner größten Reinheit und Frische zeigt. Blau

174) Meiborg a. a. O. S. 64. Kohl a. a. O. I. S. 113.
175) Vergl. Sauermann a. a. O. S. 14; 33; 36–37; 89.

und rot überwogen, zumeist blau, wie es scheint[176]), und Kohl meint, daß die Vorliebe dafür von Holland herübergekommen sei[177]). Neben dem Blau aber stand das Rot, auch dieses wie es scheint in mehreren Nüancen, denn es wird als purpurrot, als fleischrot und als rotbraun bezeichnet. So spricht Biernatzki (S. 120/121) von einer »Stube voll Himmelblau und Purpurrot«, während Uhle aus seiner Kenntnis des Föhringer Hauses heraus sagt: »Lieblingsfarbe für die Schränke ist ein eigentümliches Fleischrot, nicht selten ist Blau«[178]). Unter diesem Fleischrot glaube ich denjenigen Ton verstehen zu sollen, in welchem wir die Außenseite der Eingangstür gestrichen fanden, und den ich oben als ein milchiges Himbeerrot bezeichnet habe.

Als dritte Nüance des Rot begegnet uns endlich ein reines rotbraun. Wir haben es ebenfalls, an der Innenseite der Eingangstür schon kennen gelernt. Es wird auch sonst erwähnt, z. B. findet es sich nach Kekulé a. a. O. S. 116 auf einem der Bilder von Jac. Alberts in der Farbe der großen Standuhr, und ebenso zeigt die von Schwindrazheim auf Taf. I dargestellte Stube in Morsum auf Sylt die ganze Holzwand in demselben rotbraun neben etwas blau und weiß. Da nun auch eine von Herrn Maler Jessen in Niebüll bei Husum gütigst zur Verfügung gestellte Farbenskizze in diesem Tone gehalten war, so wurden alle die Holzteile, deren Ergänzung notwendig war, vor allem also die ganze Zimmerdecke in Übereinstimmung mit der Eingangstür rotbraun gestrichen. Das Zimmer hat dadurch einen eigentümlich warmen Charakter bekommen, der aber im Kontrast zu dem ernsten Dunkelblau der beiden vorhin besprochenen Türen einer gewissen Fröhlichkeit nicht entbehrt, wozu vor allem auch die hellen Fliesenwände ein gutes Teil beitragen.

Nach den Mustern zu urteilen, die uns seiner Zeit vorlagen, dürfen wir hoffen, mit diesem Rotbraun einen der volkstümlich nordfriesischen Palette völlig entsprechenden Ton getroffen zu haben. Sollte es trotzdem nicht der Fall sein, so würde sich der Fehler durch einen freundlichen Hinweis, um die alle landeskundigen Beschauer des Zimmers gebeten werden, leicht wieder gut machen lassen.

Heute ist die farbige Ausstattung der Zimmer auch auf den Halligen im Schwinden begriffen. Anstelle der warmen und anheimelnden Farbenfreudigkeit macht in neuerer Zeit ein gleichmäßig ödes Weiß sich breit[179]), und wenn hier die neueren Bestrebungen für »Volkskunst« und »Heimatschutz« nicht noch in letzter Stunde Wandel schaffen — in welcher Hinsicht ich persönlich allerdings nicht gerade sehr hoffnungsfreudig bin — so werden wir den Farbenreiz eines altfriesischen Zimmers bald nur noch in Museen genießen können. —

176) Johansen, a. a. O. S. 30. Kohl, a. a. O. I. S. 113.

177) Kohl I. S. 66.

178) Uhle, a. a. O. S. (66).

179) Vgl. Traeger, Halligen S. 250/251 u. 252. Ferner »Mitteilungen des Germ. Museums«. 1896 S. 116.

Neben Türen und Fenstern sind nun zunächst noch ein paar andere bauliche Unterbrechungen der Wände zu besprechen. Da ist vor allem gleich links vom Eingang, in die fliesenbedeckte Ofenwand eingebaut, das Bett. Auch hier ist es also ein Bettschrank, wie wir ihn schon in Diepholz und in Hindeloopen kennen gelernt haben [180]). Sein Boden liegt etwa in Tischhöhe über der Stubendiele, und er scheint in der Dönse noch etwas höher gelegen zu haben als in den übrigen Räumen, daher es hier als »hoog Bed'« bezeichnet wurde, ein Name, den ich wenigstens für Sylt bezeugt finde [181]). Diese Bettschränke springen gelegentlich kastenartig in das Zimmer heraus. Zum Beispiel tritt in dem, mit dem Entstehungsjahr 1671 bezeichneten Zimmer von

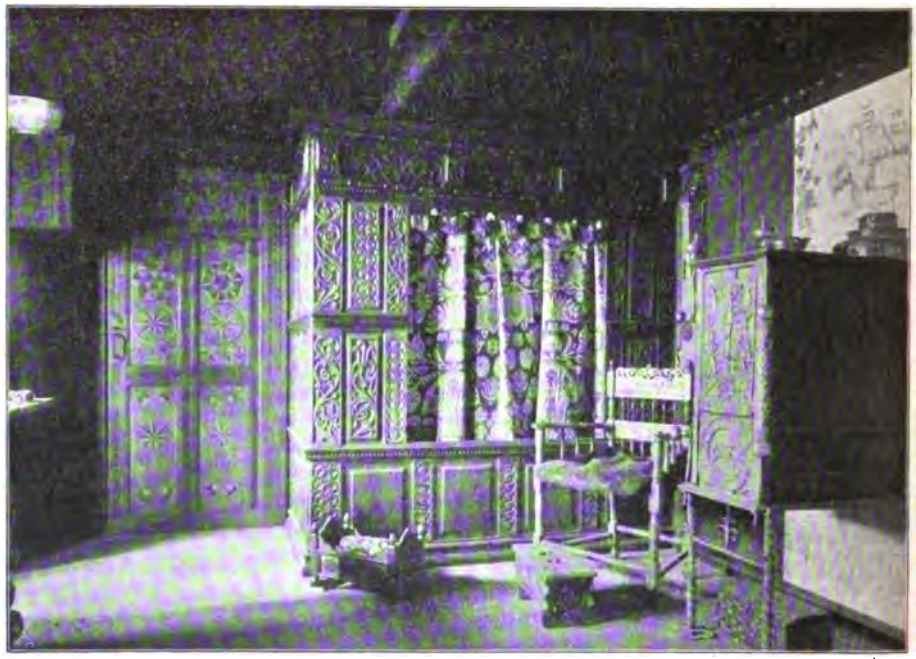


Fig. 39. **Zimmer von der Hallig Hooge 1671.** Im Kunstgewerbe-Museum zu Flensburg.

der Hallig Hooge, welches sich im Kunstgewerbe-Museum zu Flensburg befindet, das mit reicher Schnitzerei versehene Bettgehäuse in einer Ecke des Zimmers hervor, so wie es unsere Fig. 39, die wir dem freundlichen Entgegenkommen der Direktion jenes Museums zu verdanken haben, vortrefflich erkennen läßt. In der Dönse des Germanischen Museums dagegen springt das Bett nicht aus der Ofenwand heraus, wie man in unserer Fig. 36 vorn links noch eben sehen kann. Der eigentliche Kasten des wohl stets für zwei Personen eingerichteten Bettes muß also in der benachbarten Küche wie eine

180) Über die Art, wie sich in den nordischen Ländern der Bettschrank allmählich zur beweglichen Bettstelle umgewandelt hat, vgl. Troels-Lund, »Tägliches Leben etc.« S. 155 ff.

181) Jensen S. 197. Die gleiche Bezeichnung »Hochbett« wird für Fehmarn belegt durch Meiborg S. 21.

Art Ausbau neben dem Herde erscheinen. In unserer Dönse selbst wird das Bettloch gegen die umgebende Fliesenwand durch einen rotbraun gestrichenen, grün abgefaßten Holzrahmen abgesetzt, auf dem wir ebenso wie auf Fig. 39 das bereits besprochene Flechtbandmuster im Schnitzwerk wiederfinden. Nach oben läuft der Rahmen in ein quer über das Bett hinlaufendes Börd aus, welches mit großen Porzellanschüsseln, vielleicht Erinnerungsstücken an eine Orientfahrt des Besitzers, geschmückt ist.

Auch die das Bett abschließende obere Querleiste bietet, ähnlich wie wir es schon bei den Flächen der Türen kennen gelernt haben, Raum und Veranlassung, einen frommen Spruch anzubringen, der nicht einmal immer auf die Schlafstätte Bezug nimmt und sich oft ebenso gut als Tür- und Hausspruch eignen würde. Ein paar dieser Bettsprüche gebe ich, soweit sie mir bekannt geworden sind, als Probe wieder:

1) Wie Gott es füget,
So mir genüget;
Nur wünsche zu erwerben
Ein seliges Sterben«[182]).

2) »So wie der Abend auf den Tag
So folgt der Tod dem Leben nach.
Ich zieh' das Kleid des Leibes aus,
Und man verschließt den Sarg, mein Haus;
Ich geh' in's Grab, wie jetzt zur Ruh,
Man decket mich mit Erde zu.
Dann schlaf ich eine lange Nacht,
Bis ich am jüngsten Tag' erwacht
Vor Jesu, meinem Richter, steh'
Und mit ihm in die Freude geh'.
Herr, laß mich ja vergessen nicht
Der Auferstehung und Gericht,
Und alle Tage dieser Zeit
Bereit sein zu der Ewigkeit.
Amen.«

3) »In Sturm und Wellenbraus
Behüte, Gott, mein Leben,
Und um mein schwaches Haus
Laß deine Engel schweben,
Daß sich die wilden Wogen scheu'n
Wie Lämmer vor dem starken Leu'n.«

4) »Gar herrlich ist das Haus gebauet und geziert
Wenn Gott des Herren Segen und Eintracht drin regiert«[183]).

Das Bettloch selbst kann in zweifacher Weise verschlossen werden. Entweder hat es ein paar, bis zur hohen Bettkante reichende, meist wohl

182) Kekulé, a. a. O. S. 115.
183) Johansen, a. a. O. S. 29/30. — Vergl. Nr. 2 der früher angeführten Türsprüche!

geschnitzte Türen, oder es ist minder fest mit einem paar Vorhängen zugezogen [184]). Die letztere Art, die unsere Fig. 39 gut veranschaulicht, finden wir auch in der Dönse des Germanischen Museums wieder. Alle diese Vorhänge bestehen aus »Beiderwand«, jenen doppelschichtig aus Leinen und Wolle hergestellten, meist großgemusterten, im Hause selbst verfertigten Webereien, die in Norddeutschland bis nach Hessen hin im Gebrauch sind,

Fig. 40. **Muster eines Beiderwand-Vorhanges im German. Museum.** Allegorie der Erdteile.

und die sowohl im Ornament wie auch in der farbigen Ausstattung eine große Reihe verschiedenartiger Muster zeigen [185]). Der Verschluß unseres Bettkastens wird gebildet durch zwei, mitten auseinander zu ziehende Vorhangstreifen, über die oben als Abschluß noch ein schmaler, gleichgemusterter

184) Traeger, »Halligen« S. 251. »Fries. Häuser.« S. 117. Jensen, a. a. O. S. 201. (Föhr) Uhle, a. a. O. S. (66). Meiborg, S. 21 (Fehmarn).

185) Vgl. Sauermann, a. a. O. S. 15 und 18 ff. Schwindrazheim, a. a. O. S. 143. K. Hessler, Hessische Landes- und Volkskunde II. Marburg 1904. S. 547.

Volant gezogen ist. Sie bestehen aus sogenanntem »schwarzen« Beiderwand — in Wirklichkeit ist er mehr schwarzbraun — der in der üblichen Weise dadurch gemustert ist, daß man den Leinenschuß naturfarbig ließ, während der wollene Grund gefärbt wurde. Die Darstellung zeigt Allegorien der Erdteile (vgl. Fig. 40).

Durch die Beiderwandvorhänge werden die Betten beinahe ebenso fest abgeschlossen wie durch die Holztüren. Beide sind sie auch darin gleich, daß sie immer — wenigstens für moderne hygienische Ansprüche — nur eine unzureichende Lüftung zulassen, und ihr einziger Vorteil, daß sie das noch ungemachte Bett dem Auge verbergen und so das Zimmer stets in guter Ordnung erscheinen lassen, bleibt doch auch immer anfechtbar. So muß man denn auch wohl von beiden sagen, daß ihre oft hervorragend dekorative Wirkung ihre beste Eigenschaft ist.

Das Bett in der Museumsstube ist nicht ausgestattet. Ich führe aber der Vollständigkeit halber an, was Meiborg in dieser Hinsicht über die Verhältnisse in Nordschleswig berichtet, wenn er S. 189 sagt: »Zu einem anständigen Bette gehörten eine Decke, eine Daunendecke, vier Laken — zwei aus Flachsgarn und zwei aus Heedengarn — ein Kopfpfühl, zwei Kissen und ein Drillich-Bettkissen«[186]).

Als weitere Wandnischen sind ein paar Wandschränke zu nennen. Der eine derselben, der zwischen den beiden geschnitzten Türen in die Rückwand eingelassen ist, dient zur Aufbewahrung von Glas, Porzellan, Eßbestecken und sonstigem Silbergerät[187]). Er ist, um alle die in ihm verwahrten Schätze recht zu zeigen, nur mit einer Glastür verschlossen, und aus seiner farbigen Ausstattung erkennt man sogleich, daß er zu den jüngsten Teilen des Zimmers gehört. Seine Umrahmung ist mit Rokoko-Ornament geziert, das oben durch einen Strauß weißer Rosen bekrönt wird, alles mit schwarzen Konturen in weiß und rosa auf graublauem Grunde gemalt.

Der andere Schrank liegt in der Wand nach dem Hausflur hin, gleich rechts von der Eingangstür. Seine Vorderfläche zeigt in einem einfachen Rahmen mit geschnitztem Rankenwerk bedeckte Füllungen, in denen uns die Datierung 1586 ein verhältnismäßig sehr beträchtliches Alter bezeugt. Die Bemalung, die den Rahmen rot, die Rankenfüllungen aber meist graubraun mit etwas blaugrün und wenig rot ausgestattet hat, schmiegt sich im allgemeinen der plastischen Verzierung so wohl an, daß man auf den Gedanken kommen könnte, beide für gleichzeitig zu halten. Trotzdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Schrank zunächst die reine Naturfarbe gezeigt hat und erst wesentlich später, wohl an die anderthalb Jahrhunderte nach seiner Entstehung bemalt worden ist.

Ebenfalls neben der Eingangstür, zwischen dieser und der Bettnische, ist die Wand dann noch durch ein kleines Guckfensterchen durchbrochen,

186) Über die Ausstattung der Betten vgl. Troels-Lund, »Tägliches Leben« S. 159—170.

187) Vgl. Jensen, a. a. O. S. 80. (Zitat aus Weigelt.) Ebenda S. 201. (Föhr.) Traeger, »Fries. Häuser.« S. 115.

welches es gestattet, vom Zimmer aus den Hausflur zu übersehen. Auch an diesem Fenster sind Futter und Rahmen im Rotbraun der Decke gestrichen. Wie weit seine Durchblicksöffnung an dieser Stelle für die Hallig-Dönse typisch ist, das vermag ich nicht zu beurteilen. Ich mache aber darauf aufmerksam, daß Jac. Alberts bei dem von Kekulé auf S. 111 reproduzierten Interieur, welches die Wohnungsverhältnisse der Hallig Hooge schildert, genau dasselbe Fenster an der gleichen Stelle zeigt.

Eines der Hauptausstattungsstücke des ganzen Raumes, ohne welches derselbe, wie wir sahen, überhaupt keinen Anspruch auf den Namen »Dönse« hat, ist der Ofen. Unsere Fig. 36 zeigt sein Bild. Es ist ein in die Stube vorspringender eiserner Kasten, in den durch die Wand hindurch von der Küche aus die Glut und das weitere Feuerungsmaterial hineingeschoben wird, woher er den Namen »Bilegger« führt[188]). Rein heiztechnisch betrachtet, entspricht er in seiner Anlage völlig dem Ofen des oberdeutschen Hauses, und nach allem, was wir früher über die Entstehung der Dönse im niederdeutschen Hause zu sagen hatten, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er von dort als zweite Feuerstelle übernommen worden ist. Wenn er daher früher in Schleswig-Holstein als »nordischer« Ofen bezeichnet wurde[189]), so bleibt dieser Name, wie es scheint, vorläufig noch unerklärt, jedenfalls aber kann nicht daraus geschlossen werden, daß er als eine originale Erfindung der nordischen Kultur von dort nach Süden gedrungen sei. Das einzige, worauf man zur Erklärung des Namens hinweisen könnte, ist die Tatsache, daß in Dänemark und Norwegen der Schritt von dem, innen mit einem eisernen Kasten gepanzerten Kachelofen, dem sogen. »Eisenkachelofen«, zum reinen Eisenofen wie es scheint selbständig gemacht worden ist, und daß wohl nach diesem Muster und unter dänischer Kulturbeeinflussung auch in Schleswig-Holstein und auf den nordfriesischen Inseln der eiserne Bilegger als »nordisch« bezeichnet wurde, trotzdem man die gegossenen Eisenplatten dazu nicht aus dem Norden, sondern aus dem Süden, nämlich aus Nord- und selbst Mitteldeutschland bezog[190]). Diese Annahme wird auch dadurch ein wenig gestützt, daß der Ofen des Angler Hauses demjenigen in Nordfriesland völlig gleich beschrieben wird[191]).

Damit das Einschieben der Glut von der Küche aus bequem vorgenommen werden kann, so muß die Bodenplatte des Ofenkastens in gleicher Höhe mit der Oberfläche des benachbarten Küchenherdes liegen. Der Ofen sitzt daher nicht direkt auf dem Stubenboden auf, sondern er springt erst

188) Vgl. Schwindrazheim, a. a. O. S. 143. Deutsches Bauernhauswerk Blatt »Schleswig-Holstein Nr. 8.«

189) Sauermann, a. a. O. S. 78.

190) Über den nordischen Ofen vergl. die inhaltreichen Ausführungen bei Troels-Lund, Tägl. Leben in Skandinavien S. 145—153. Leider ist dort aber für die verschiedenen Erscheinungsformen des Ofens nicht angegeben, von welchem Ausstrahlungspunkte ihre Kulturwellen in Schwingung gesetzt sind. — Worauf sich Jensens Angabe stützt, daß man auf Sylt erst seit 1740 Öfen habe (S. 284. Anm. 1), kann ich nicht entscheiden. Vgl. ebenda S. 198, wo er 1725 als äußerste Grenze nennt.

191) Hamm, a. a. O. S. 613 b. Vergl. damit Meiborg S. 81.

in einer Höhe von etwa 30 bis 40 cm in den Stubenraum vor und wird in dieser Lage von ein paar schmiedeeisernen Trägern gehalten, die unter sich durch eine Querstange verbunden, seinen beiden vorderen Ecken als Stützen dienen und mit schleifenförmig geschmiedeten Füßen fest auf dem Boden stehen, so wie es unsere Figuren 36 und 39 zeigen. Um den Rauch, der nach der Küche seinen Abzug findet, an einem Entweichen nach dem Stubeninnern zu verhindern, sind die vorderen Fugen der Ofenplatten durch ein paar darüber gelegte halbzylindrische Eisenschalen gedichtet und mit Lehm verstrichen. Die Befestigung derselben ist durch aufgeschraubte Messingknöpfe bewerkstelligt, denen an den oberen Ecken ebensolche Bekrönungsknöpfe entsprechen, und die in tadellosem Glanze erstrahlend zugleich als Schmuckstücke des ganzen, an sich nicht sehr umfangreichen Ofens dienen.

Mit diesen Knöpfen allein hat sich nun aber der Ziersinn nicht begnügt, vielmehr boten auch die breiten Flächen der Eisenplatten selbst reichlichen Raum zu seiner Entfaltung. Über dieselben ist denn auch ein reicher Schatz von Dekorationsmotiven ausgebreitet, die in ihrer formellen Gestaltung dem jeweiligen Geschmack ihrer Entstehungszeit folgen. Die ältesten erhaltenen Platten gehören dem 16. Jahrhundert an, und man neigt aus diesem und aus manchem anderen Grunde zu der Meinung, daß der eiserne Ofen überhaupt erst in jener Zeit in den in Rede stehenden Gegenden eingedrungen ist. Die Kunstformen selbst weisen auf eine Einfuhr der Platten aus Deutschland hin, und diese stilkritische Zuschreibung findet durch Inschriften, welche den Entstehungsort der Stücke oder doch den fürstlichen Besitzer der betreffenden Eisenhütte mitteilen, ihre sichere Bestätigung. Die bildmäßigen Darstellungen entnehmen außer Städtebildern und ornamentalen Umrahmungen meist den biblischen Geschichten ihren Stoff[192]).

Alle diese Einzelheiten finden sich nun an dem eisernen Bilegger der Halligdönse des Germanischen Museums als an einem guten Beispiel vereinigt. Die schmale Vorderplatte desselben trägt das Bild der Kreuzigung Christi. Hinter dem Kruzifix flattert ein Band, auf dem, wie es scheint (denn der Rost hat im Laufe der Zeit manche Narbe gefressen), gestanden hat: »Vater, vergieb ihnen!« Rechts und links von der Kreuzesinschrift J. N. R. J. steht der Name des Gießers: CONRAT — JVCKHJN oder LUCKELN, gerade der Familienname ist, abgesehen von den Buchstaben VCK leider nicht mehr deutlich. Die ganze Darstellung ist durch eine Unterschrift bezeichnet als »Chrevtzvng Christi. Lvc. 18«, wobei auch wieder die angeführte Bibelstelle nicht mehr sicher lesbar ist. Darunter endlich steht dann in einer Kartusche die im ganzen gut lesbare Inschrift: »Josias [oder Jonas?]. Grave. | vnd. Her. Zv. | Waldeck. 158..«

Die beiden Seitenplatten sind einander völlig gleich. Ihre Dekoration, die auf unserer Fig. 36 annähernd klar herauskommt, besteht aus zwei neben einander gestellten Schmalbildern. Das linke derselben stellt die Geschichte

192) Vgl. Sauermann, S. 28 und 78—79. Traeger, »Halligen« S. 254. »Fries. Häuser« S. 118.

des Jonas dar mit der Inschrift »Jonas« und dem auf dem Rande des Schiffsbildes angebrachten Jahresdatum 1589. Die rechte Hälfte dagegen wird durch die neutestamentliche Parallele zu der Jonas-Erzählung, nämlich durch die Darstellung der Auferstehung Christi eingenommen. Daß diese beiden Bilder mit Bewußtsein als korrespondierende Stücke des alten und neuen Testamentes auch hier dargeboten werden, das beweist mit völliger Sicherheit die Inschrift, die in einer Kartusche das ganze untere Viertel der Platte einnimmt: »Matth. XII. | Wie Jonas War 3 Tage Vnd 3 Nacht | In des Wahlfisches Bavch Also Wird | Des Menschen Son 3 Tage Vnnd 3 | Nacht Mitten In Der Erden | Sein.«

Diese Ofenplatten sind in mehrfacher Beziehung interessant, sie legen sowohl für die Geschichte des eisernen Bileggers wie für den Geschmack der Friesen Zeugnis ab. Es ist klar, daß die biblischen Darstellungen dem frommen Sinne der Bewohner sehr willkommen waren, besonders scheint das Kreuzigungsbild auf der Vorderplatte des Ofens mehrfach üblich, wenn nicht geradezu typisch gewesen zu sein, auch an einem anderen Halligofen, dem auf Fig. 39 dargestellten tritt es uns entgegen. Das Jonasbild dagegen war ich zuerst geneigt, mit dem Namen des Grafen von Waldeck, den ich infolge der Rostnarben als »Jonas« gelesen hatte, in Beziehung zu setzen. Allein es ist kein Zweifel, daß es sich um Josias von Waldeck handelt, und so kann auf ihn keine Rücksicht bei der Beurteilung des Bildes genommen werden. Nun aber zählt auch Sauermann unter den verschiedenen Ofendarstellungen die Geschichte des Jonas mit an erster Stelle als eines der am häufigsten gewählten biblischen Motive auf, und wir können nicht in Zweifel darüber sein, weshalb es gerade die Vorliebe der Friesen erfahren hat. Bot es doch eine willkommene Gelegenheit, nicht nur ein Schiff, das volkstümliche Lieblingsbild, darzustellen, sondern sogar einen Walfischfänger, wie er jedem Seemanne von seinen Grönlandsfahrten her vertraut war. In überraschender Weise tritt uns hier die Tatsache entgegen, daß das Volk auch aus der heiligen Schrift sich gewisse Lieblingsgestalten heraushebt, und daß von ihren Geschichten diejenigen am meisten Volkstümlichkeit finden, die in irgend einer Weise sich mit dem Empfinden des Volkes oder mit seinen äußeren Lebensbedingungen besonders nahe berühren. Wie die soeben zum Christentum bekehrten Sachsen ihre hellste Freude daran hatten, wenn im Heliand Petrus bei der Gefangennahme Christi voll Kampfesmut mit gezücktem Schwerte auf den Gegner einhaut, so fand bei den seefahrenden Friesen offenbar die Geschichte von Jonas und dem Walfisch ein besonders lebhaftes Verständnis, und zumal dieselbe von der Kirche als vorbedeutend für die Erlösungsgeschichte betrachtet wurde, so ist ihre häufige Darstellung durchaus begreiflich.

Über die Entstehung unserer Eisenplatten gibt die Inschrift »Josias Grave | vnd Her. Zv. | Waldeck 158..« ziemlich genaue Auskunft. Nach der Stammtafel des Waldeck'schen Hauses kann es sich dabei nur um Josias handeln, der am 18. März 1554 geboren war und von 1578 bis zu seinem am 6. August 1588 erfolgten Tode die Regierung führte. Daß die auf dem

Jonasbilde befindliche Jahreszahl 1589 mit den Regierungsdaten nicht übereinstimmt, kann uns in der Zuschreibung nicht wesentlich beirren. Wir erkennen daraus aber, daß die Entstehung der betreffenden Gußformen um einige Jahre auseinanderfällt. Die Anfertigung der Platten selbst ist unzweifelhaft gleichzeitig, man kann also etwa sagen im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts erfolgt. Ob für den Entstehungsort die Wahl zwischen mehreren Waldeck'schen Eisenhütten der Zeit frei bleibt, kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls aber wird auch durch unseren Ofen die Annahme, daß die Platten zu den nordfriesischen Öfen aus Deutschland bezogen seien, in ihrer Richtigkeit bezeugt.

Auf dem Ofen steht, gegen die Fliesenwand sich lehnend der Feuerstülp, ein aus Messingblech gefertigter, mit einem Handgriffe versehener Schirm, unter dem man den Teetopf oder ähnliches warm zu stellen pflegte. Auch er hat mannigfache Verzierung erfahren: ein reich getriebenes Bandornament legt sich über seine Kanten[193]). Dieser Schmuck sowohl wie der leuchtende Glanz des Materials haben den Stülp offenbar bald vor allem zu einem beliebten Dekorationsstück der Stube gestempelt, so daß hinter diesem Schmuckzweck seine eigentliche Funktion als Wärmehalter mehr und mehr zurücktrat, ja man ist auf diesem Wege schließlich so weit gegangen, daß man an Stelle des Stülps eine Messingschüssel treten ließ, die ihn doch nur als Schmuckstück ersetzen konnte. So schreibt wenigstens für die Heidegegenden Mittelschleswigs Meiborg S. 108: »Auf dem Ofen steht, sich an die Wand lehnend, die blank geputzte Messingschüssel.«

Wie der Stülp so strahlte auf den Halligen selbst auch der Ofen in besonderem Glanze. Der stumpfe Schimmer der sonst üblichen Graphitierung reichte offenbar, ganz abgesehen davon, daß er auch mit der Unannehmlichkeit der leichten Abfärbung verbunden war, für den Nordfriesen nicht aus, und so fand der mehrfach genannte Reisende Kohl die Halligöfen mit einem blanken, dauerhaften, schwarzen Firniß überzogen, der den Ofen in Bezug auf Reinlichkeit ganz unschädlich macht[194]). Wenn also der Ofen in der Museumsstube nur graphitiert ist, so entspricht das vielleicht den modernen lokalen Verhältnissen, nicht aber den älteren, die auch hier den friesischen Sinn für Sauberkeit deutlich erkennen ließen.

Ehe wir nun den Ofen verlassen, ist endlich noch einiges über das Feuerungsmaterial zu sagen, dessen die Halligleute sich zu bedienen pflegten. Auch in dieser Beziehung stoßen wir im Vergleich zu den sonstigen deutschen Gewohnheiten auf abweichende Verhältnisse. Wenn freilich für die friesischen Inseln im allgemeinen und besonders für Amrum und Sylt das Heidekraut als Feuerungsmaterial genannt wird[195]), so hat das an sich nichts auffallendes, da es dem bekannten landschaftlichen Charakter entspricht. Ähnlich ist es mit dem Torf, den die Inseln nach Kohls Angabe aus Husum bezogen,

194) Siehe unsere Fig. 36 und vergl. dazu bei Meiborg S. 39 Abb. 45 ein aus dem Flensburger Museum stammendes ähnliches Stück.

194) Kohl a. a. O., I S. 66—67.

195) Vgl. Hamm, a. a. O. S. 612 a | b. Jensen, a. a. O. S. 369.

wohin er von der Geest gebracht wurde[196]). Allerdings gab es auch auf Föhr etwas Torf, doch war derselbe wegen seines großen Salzgehalts zu Koch- und auch wohl zu Heizzwecken unbrauchbar. . Nur Nordstrand scheint, wenigstens früher, einen brauchbaren Torf geliefert zu haben, denn von ihm besagt eine lateinische Quelle für das Jahr 1656: »Est etiam ibi ericetum quoddam palustre, fungosum solum et terra viscosa, ex qua glebae effodiuntur, quae ad solem desiccatae usum lignorum ad ignis fomentum incolis suppeditant«[197]). Jedenfalls aber war im Allgemeinen das Heidekraut nicht ausreichend und der Torf durch den Bezug von auswärts verteuert, und da Kohlen und Holz ebenfalls zu hoch im Preise standen, so bediente man sich eines Brennmaterials, welches in Mittel- und Oberdeutschland wohl nirgends angetroffen wird, indem man den Mist von Schafen und Kühen mit Heu und Stroh vermischte und trocknete und so eine Art von Torf bereitete. Es sind das die je nach ihrer Form sogenannten »Skolen« oder »Ditten«, die als bemerkenswertes Brennmaterial fast von allen Forschern, die über die äußere Kultur Frieslands schreiben, hervorgehoben werden. Auch hier kann ich auf eine nähere Angabe Kohls Bezug nehmen, der sich folgendermaßen darüber äußert: »Ich sah die Düngerfladen, welche in den friesischen Dörfern überall auf den Zäunen, Pfählen und Wallsteinen zum Trocknen aufgeklebt sind, mit besonderem Interesse an, da ich sie ganz ebenso schon in Südrußland gesehen hatte. Die Leute sammeln hier nicht nur den Dünger, so wie ihn das Vieh auf der Wiese ablegt, sondern sie bringen ihn auch mit den Händen in eigene Formen, wie in den südrussischen Steppen. Sie haben auch wie die Bewohner der Steppen verschiedene Namen für die verschiedenen Arten von Kuchen, die sie aus dem Mist bereiten. Die runden nennen sie »Skolen«, die viereckigen aber »Ditten«[198]). Diese Feuerungsart, die den Bauern seines besten Düngers beraubt, wird nur verständlich, wenn man bedenkt, daß es sich um Gegenden handelt, wo der Ackerbau nur wenig oder zum Teil garnicht, die Viehzucht dagegen in reichstem Maße getrieben wird[199]), und so erklärt sich auch die von Kohl angezogene Parallele mit der Gewohnheit der russischen Steppenbewohner, die sonst vielleicht etwas Auffallendes haben würde. —

Der Ofen der Halligstube bildet das letzte Stück, welches wir im Zusammenhange ihrer baulichen Einrichtung zu besprechen hatten. Wir verlassen ihn jetzt, um zum Schlusse noch die Ausstattung mit Möbeln und Kleingerät kennen zu lernen. Auch hier begegnen wir dem gleichen Geschmack, der uns schon an den Holzteilen der Wand in plastischer Ausstattung und in koloristischer Behandlung entgegen trat. Ich kann mich also

196) Kohl, a. a. O. I S. 100 und 103. Jensen S. 76—78. Weigelt S. 19.

197) Vgl. Petr. Sax, De praecipuis rebus gestis frisionum septentrionalium. Hrsg. de Westphalen, Monumenta inedita. S. 1370. Ao 1656.

198) Kohl, a. a. O. I S. 103/4. Vgl. auch Sach, a. a. O. S. 238. Weigelt, a. a. O. S. 19. Jensen, a. a. O. S. 76—78.

199) Auch auf Sylt wird nach Jensen S. 139 nur mit Seegras gedüngt, während der Mist verfeuert wird.

in dieser Hinsicht auf manches früher Gesagte beziehen, und über die technischen Fragen, die ja für diese Darstellungen an und für sich nicht im Vordergrunde stehen, darf ich um so eher kurz hinweg gehen, als alle wichtigeren Einzelstücke auch der Halligstube von Dr. Hans Stegmann im Zusammenhange mit den übrigen Holzmöbeln des Germanischen Museums behandelt sind.

Wenn wir uns erinnern, daß wir das Bett der Halligdönse noch als einen fest eingebauten Kasten antrafen, so ist im Gegensatze dazu um so auffallender, daß die Sitzgelegenheiten, gerade die Stücke, die im deutschen Bauernhause sonst am längsten ihre von Haus aus typische Gebundenheit bewahrt haben, hier völlig mobil geworden sind. Die sonst, in alten Bauernstuben fast immer anzutreffende Eckbank fehlt hier. Wir sehen, daß die Stube nur Stühle neben den teilweise zu gleichem Zwecke verwendeten Truhen als Sitzmöbel enthält[200]). Es muß aber hervorgehoben werden, daß diese Erscheinung erst eine verhältnismäßig junge Errungenschaft der nordfriesischen Hauskultur bedeutet. Schon aus der Geschichte des deutschen Hausrates, die der Bank als allgemeinem Sitzgerät überall ein höheres Alter als dem Stuhle zuspricht, könnte man das schließen[201]), es ist aber auch durch die äußeren Denkmäler selbst bezeugt, und es scheint, daß im Hallighause die Bank erst während des 19. Jahrhunderts dem Stuhle völlig hat weichen müssen. In den 60er Jahren war sie offenbar noch ein typisches Glied der Stubeneinrichtung, denn Johansen (S. 31) berichtet als allgemein gültig, daß an der Fensterwand eine lange hölzerne Bank gestanden habe, die an der Wand befestigt, also nicht mobil war, und deren Sitzbrett aufgeklappt werden konnte, damit die Bank zugleich als Lade benutzbar war. Selbst aus jüngerer Zeit wird das Vorhandensein der Bank verschiedentlich festgestellt, Traeger fand sie mehrfach noch in den nordfriesischen Häusern des Festlandes, Jensen auf Sylt, das im Flensburger Museum aufgebaute Zimmer aus Nieblum von der Insel Föhr (vergl. Abb. 35) enthält unterhalb der Fensterreihe und auch an einer Seitenwand »aufgestellte Banksitze«, und selbst in dem alten Pfarrhause der Hallig Hooge fand Meiborg in der Wohnstube noch feste Bänke[202]).

Nach alledem darf man also nicht etwa annehmen, daß die Bank dem Friesenhause völlig fremd gewesen sei. Sie ist hier nur früher als in den übrigen deutschen Landschaften verschwunden, und die oben angeführten Mitteilungen Johansens scheinen einen Hinweis zu geben, wie die Entwicklung vor sich gegangen ist. Dadurch, daß man das Sitzbrett zum Aufklappen einrichtete, wurde die Bank zu einem Doppelgerät, und sie näherte sich so

200) Dem entspricht es auch, wenn im Jahre 1890 Uhle, a. a. O. S. (66) von dem Föhringer Hause kurz und bündig sagt: »Bänke fehlen«.

201) Vergl. Heyne, Wohnungswesen S. 55. 108 ff. Meringer, Die Stellung des bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrat (Wiener Sitzungsber. Phil.-hist. Cl. Bd. CXLIV. 1901. H. 6). S. 97 ff.

202) Vergl. Träger, Fries. Häuser S. 116/117. Jensen S. 198. Sauermann S. 30, 88 u. 89. Meiborg S. 67, Anm. 1.

sehr dem Kastenmöbel, daß von der fest eingebauten Bank bis zu der frei beweglichen Sitztruhe kein großer Schritt mehr war. Indem nun diese letzteren, die ja längst vordem schon vorhanden waren, sich an die Stelle der Bank setzten, erhielt zugleich auch der Stuhl als Sitzmöbel eine erhöhte Bedeutung. Wenn er aber schließlich allein das Feld behauptet hat, und zwar schon zu einer Zeit, wo die Bank in den übrigen deutschen Bauernhäusern noch zum festen Bestande des Hausrates zählte, so muß doch innerhalb der friesischen Hauskultur eine bestimmte Tendenz vorhanden gewesen sein, die jenes Ergebnis mit vorbereiten half. Es ist nicht unmöglich, daß der oft genannte friesische Reinlichkeitssinn zu der Entwicklung beigetragen hat, indem er die leicht als Schmutzfänger wirkenden Winkel unter der Bank zu vermeiden suchte und deshalb den beweglichen Stühlen den Vorzug gab. Andererseits könnte man vielleicht auch geneigt sein, zur Erklärung auf das holländische Vorbild hinzuweisen: wir erinnern uns, daß auch in der Hindelooper Kamer keine eigentliche Sitzbank vorhanden war. Indessen durch diesen Hinweis wäre die Lösung der Frage nicht erreicht, sondern nur umgangen.

Die Form der Halligstühle wird aus unseren Abb. 35, 36 und 39 hinreichend klar. Sie ähneln in Bezug auf die vielfache Verwendung von Rundstäben den Stühlen, die wir in Hindeloopen kennen gelernt haben, weichen aber in ihrer ganzen mehr gedrungenen Form wesentlich von jenen ab. Besonders fallen an ihnen die beiden Sitzwangen und die Lehnen auf durch eine starke Verwendung von mannigfach profilierten Säulchen und Stäbchen, sowie an den breiteren Holzflächen durch ein in Flachrelief gehaltenes Schnitzwerk, in welchem bärtige starke Männer, Ungeheuer des Meeres, Walroße und Walfische ihr Spiel treiben[203]). H. Sauermann hat in einem Artikel: »Schleswig-Holsteinische Möbel« im Kunstgewerbeblatt 1889, Bd. V. S. 59 ff. eine genauere Beschreibung speziell der Stühle gegeben, bei welcher Gelegenheit er neben zwei anderen Beispielen auch einen von der Hallig Langeneß stammenden Stuhl aus der Mitte des 17. Jahrhunderts abbildet. Das Material desselben ist ein dunkles ausländisches Holz, welches Reste von Politur zeigt und ursprünglich also sicher unbemalt war. Johansen gibt als gewöhnliches Material Eichenholz an. Daß aber auch dieses früher meistens unbemalt war, ließe sich einmal aus der Geschichte des, wie wir sahen, erst im Laufe des 18. Jahrhunderts eindringenden Kolorismus schließen, und weiterhin wird es auch direkt bezeugt, wenn Biernatzki S. 17 erzählt: »Die mit losen Kissen belegten Stühle und der Tisch, der durch seine Größe den Raum der Stube sehr beengte, waren nur von ungefärbtem Holze und verdankten ihre Politur allein dem beständigen Gebrauch und der fleißig reinigenden und glättenden Hand«.

Man sieht also auch hier, daß die farbige Ausstattung des Möbels wie des ganzen Zimmers erst verhältnismäßig jung ist. Als typische Farben nennt Sauermann rot, gelblichweiß, blau und olivgrün, genau wie wir sie auch an den Holzteilen der Wände gefunden haben, und wie sie an den Stühlen der Halligdönse selbst zum Teil uns entgegentreten.

203) Vergl. Johansen S. 31.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß Sauermann in Profilen und Ornament holländischen Einfluß an den Stühlen erkennt. Die Möglichkeit dafür ist, wie ich bereits hervorhob, durchaus vorhanden. Es aber im Einzelnen nachzuprüfen, dazu würde es eines umfangreichen Materials bedürfen, über dessen Kenntnis ich leider nicht verfüge[204]).

Die Sitzfläche der Stühle besteht meistens aus Brettholz. Feste Polsterung fehlt hier wie in allen anderen Bauernhäusern Deutschlands noch gänzlich, allein der erste Schritt dazu ist schon seit langer Zeit geschehen, denn auf Stühlen und Truhen liegen Kissen, die dem hölzernen Möbel, wenigstens in den Augen des in dieser Beziehung verwöhnten Städters erst ihre volle Bequemlichkeit verleihen. Die Bezüge dieser Kissen, die durchweg als Hausfleißarbeiten entstanden sind, präsentieren sich dem Forscher als eine interessante lokale Spezialität, die in einzelnen Gegenden Schleswig-Holsteins noch bis in den Ausgang des 19. Jahrhunderts in lebendiger Übung sich erhalten hat.

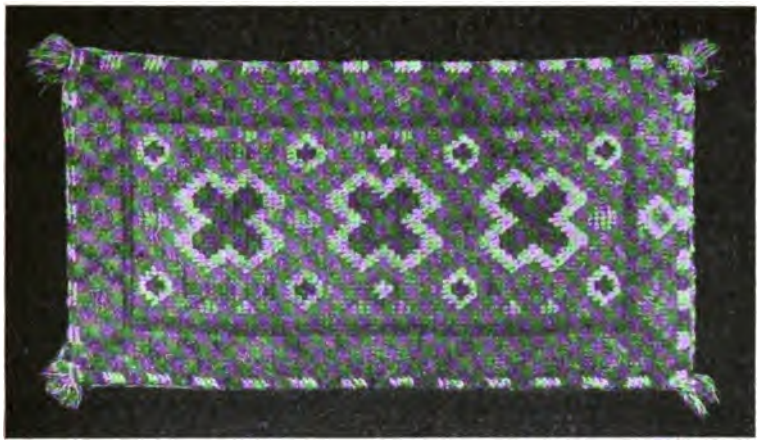


Fig. 41. **Nordfriesisches Stuhlkissen in Noppentechnik im Germanischen Museum.**

Sie wurden in der Weise hergestellt, daß man auf einem weitmaschigen einfachen Grundgewebe aus Wolle und Leinen mittelst eingeknoteter Wollbüschel oder »Noppen« eine derbe geometrische Musterung hervorbrachte, oder aber indem man auf einem ganz leinenen Grundgewebe dicht gesetzte Büschel zu einem Muster anordnete und dann aufschnitt, sodaß sie auf dem Fond eine sammetweiche Fläche bildeten[205]). Fig. 41 gibt eines der im Germanischen Museum befindlichen derartigen Kissen wieder. Aus ihr kann man wenigstens die einfache derbe, meist an geometrische und lineare Formen gebundene Musterung gut erkennen, während der an denselben

204) Zum Vergleich verweise ich auf den von H. Stegmann in den »Mitteilungen d. Germ. Mus.« 1903. S. 116 Fig. 48 abgebildeten und ebenda S. 119 besprochenen Stuhl aus dem benachbarten Ostenfeld, mit Stäbchen und Schnitzwerk, rot bemalt und mit strohgeflochtenem Sitz.

205) Sauermann, a. a. O. S. 15/6 u. 20/1. — Kissen mit gewirkten Überzügen bezeugt für das Angler Haus. Hamm, a. a. O. S. 613b. Über Bankpolster vergl. Troels-Lund »Tägl. Leben« S. 187.

Stücken zu Tage tretende, in seiner Feinheit und Treffsicherheit geradezu erstaunliche Farbensinn nur durch die farbige Wiedergabe einer größeren Anzahl solcher Kissen zur Anschauung gebracht werden könnte.

Wie lange die Kissen bereits in Gebrauch sind, vermag ich leider nicht einmal annähernd zu bestimmen. Daß aber für ihre Verwendung ein beträchtliches Alter angesetzt werden muß, dafür scheint mir der nur durch eine lange Übung gefestigte Geschmack in ihrer Ausstattung einen sicheren Beweis zu liefern. Die Zahl, nach der sie in einem wohlausgestatteten Hause angetroffen wurden, war für bäuerliche Verhältnisse eine sehr bedeutende. Wenn sogar eine von Schiller und Lübben II, 467 zitierte einschränkende Bestimmung immer noch zwölf Kissen für eine Brautaussteuer zuläßt mit den Worten: »ok en schal men nyner brud mede geven beneyedes werkes meer dan eyn vynsterlaken unde twelff kistenkussene edder stôllkussene«, so kann man mit Sicherheit daraus schließen, daß sie in Wirklichkeit in noch viel größerer Anzahl anzutreffen waren. —

Wo nun wie im nordfriesischen Hause die fest eingebaute oder doch wenigstens an ihrem von Alters her gewöhnten Platze verharrende Bank verschwunden und durch Stühle ersetzt, das Sitzgerät also mobil geworden ist, da kann man im allgemeinen auch annehmen, daß damit zugleich der alte landschaftlich charakteristische Typus in der Anordnung der Möbel etc. im Schwinden begriffen ist. Im nordfriesischen Hause haben aber die Stühle wenigstens insofern noch ihren typischen Platz bewahrt, als einer von ihnen meist neben dem Ofen (vgl. Fig. 36 und 39), zwei aber zur Benutzung für den Hausherrn und die Hausfrau vor der Fensterwand im Ausbauer stehen. Zwischen diesen beiden letzteren befindet sich der Tisch, der sich an den, die beiden Fenster trennenden Wandpfeiler anlehnt. In dem Föhringer Zimmer des Flensburger Museums ist er, wie unsere Fig. 35 zeigt, ein schweres Möbel mit dicker Holzplatte über dem Tischkasten und mit Kugelfüßen, die an holländischen Einfluß denken lassen. Viel häufiger aber wird der sogen. holländische Tisch angetroffen, den wir schon im Hindelooper Zimmer kennen lernten, ein Klapptisch mit beiderseits herabhängenden Platten, die je nach Bedarf aufgeklappt und dadurch hochgehalten werden, daß man die im Scharnier laufende Hälfte eines der Tischbeine unterschiebt, welches zu dem Zwecke in seiner ganzen Länge von oben nach unten durchgespalten ist. Da diese Vorrichtung sich auf beiden Seiten findet, so kann man also sagen, daß der Tisch auf zwei ganzen und zweimal zwei halben Beinen ruhe, eine Einrichtung, die auf den Beschauer, der ihr zum erstenmale begegnet, einen merkwürdigen Eindruck macht. Traeger hat ihr deshalb auch eine eingehende Beschreibung gewidmet[206])

Zu dieser beschriebenen Art gehört auch der in der Halligstube unseres Museums befindliche Klapptisch. Derselbe ist farbig ausgestattet: er zeigt auf blauem Grunde ein graublau gehaltenes Rokoko-Kartuschenwerk mit Blumen-

206) Traeger, »Fries. Häuser« S. 117. — Über den Tisch der Halligdönse vgl. auch Sauermann, a. a. O. S. 32 und Jensen S. 205/6.

ranken von roten und weißen Rosen. Darin befindet sich auf jeder der Klappen die Darstellung eines Liebespaares, die nicht ohne Laune die Bilder eines bescheidenen und eines zudringlichen Liebhabers einander gegenüber stellen.

Neben diesem Klapptisch sehen wir in der Dönse noch einen zweiten, sehr leicht gebauten Tisch mit Schublade und gedrehten Beinen, dessen Bemalung in grün und schwarz durchgeführt ist. —

Als letzte Möbelgattung, die ein typisches Glied in der Ausstattung der Hallig-Dönse bildet, und die wir demgemäß auch schon mehrfach gelegentlich zu erwähnen hatten, müssen wir endlich noch die Truhe nennen. Dieselbe ist in zwei Exemplaren in unserer Stube vertreten. Die eine derselben steht, ebenso, wie es auf dem mehrfach erwähnten Bilde von Alberts der Fall ist, unmittelbar vor dem Bettloche, sodaß die Beiderwandvorhänge noch ein wenig auf das über sie gebreitete Truhenkissen herabfallen (vgl. Fig. 36). Die Truhe selbst zeigt in ihrem Bau die auffallende Erscheinung, daß sie sich nach unten

Fig. 42. **Truhe in der Hallig-Dönse des Germanischen Museums.**
Erworben auf der Insel Röm. 15. Jahrh.

leicht verjüngt. Sie stammt von der nordfriesischen Insel Röm, und sie ähnelt in ihrem naturalistisch gehaltenen Ornament ein wenig der plastischen Ausstattung des früher erwähnten Wandschrankes mit der Jahreszahl 1586. Dr. Hans Stegmann, der ihre Entstehungszeit, wie mir scheint mit Recht in das 17. Jahrhundert setzt, hat sie in den »Mitteilungen« 1904 S. 108 näher besprochen. Auf ihn sei hiermit verwiesen, und indem ich die von ihm auf S. 106 gegebene Abbildung in Fig. 42 wiederhole, darf ich mich der Aufgabe, eine genauere Beschreibung ihres Schnitzwerkes zu geben, überhoben halten. Nur das eine möchte ich auch hier hervorheben, daß dasselbe seine Motive deutlich der heimischen Pflanzenwelt entlehnt hat. Daß das Stück am Orte selbst entstanden ist, muß daher wohl als wahrscheinlich angenommen werden. Freilich wage ich nicht zu entscheiden, ob es sich dabei um ein Erzeugnis des Hausfleißes oder um eine handwerksmäßige Arbeit handelt. Der letzteren Annahme neigt Sauermann im allgemeinen zu, denn er äußert sich dahin, daß man trotz der an den Hausgeräten sich offenbarenden Geschicklichkeit

der Landbevölkerung im Schnitzen doch nicht annehmen dürfe, daß auch die reich geschnitzten Truhen und Kasten als Hausfleißarbeiten anzusehen wären[207]).

Die Truhe zeigt in ihrem heutigen Zustande die reine Naturfarbe, und es ist auch keine Spur von ehemaliger Bemalung daran zu entdecken. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß sie von der ganzen, im übrigen doch so reich sich betätigenden coloristischen Geschmacksperiode unberührt geblieben ist, und auch daraus schon könnte man, selbst wenn nicht andere Anhaltspunkte dazu kämen, vermuten, daß mit ihr eine der selteneren Arbeiten auf uns gekommen sei, die vor die große Überschwemmung vom Jahre 1717 oder selbst vor diejenige von 1634 zurückreichen.

Unzweifelhaft jüngeren Alters als dieses erstgenannte Stück ist die zweite Truhe[208]), die unter dem Wandschrank zwischen Eingangstür und Ausbauer ihre Aufstellung gefunden hat. Auch bei ihr ist die Vorderseite mit reichem Schnitzwerk versehen, welches neben dem erwähnten Flechtband-Ornament zwischen zwei Blumenvasen einen Kranz enthält, in dem von einer Krone überragt das Doppelmonogramm F R zu lesen ist. Die Bezeichnung »Anno 1751« läßt über die Entstehungszeit keinen Zweifel. Im Gegensatz zu der älteren ist diese jüngere Truhe bemalt, und zwar in vorherrschend blau, grün und rot.

Der Zweck der Truhen ist bekannt: sie enthalten den Hausschatz von Leinenzeug, Feierkleidern und seidenen Tüchern, und sie bergen zugleich in einem Schiebfach einzelne Kleinodien an goldenen Ringen und Ketten, die der Halligbewohner so sehr liebt[209]).

Eine Wiege enthält unsere Dönse nicht. Das Bild einer solchen ist aber auch auf Fig. 35 im Vordergrunde rechts zu sehen, und zwar handelt es sich dabei, wie mir scheint, um dasselbe Exemplar, welches auch Meiborg S. 90 in Fig. 136 abbildet. Er versetzt seine Entstehungszeit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und giebt Nordstrand als Herkunftsort an. Über Bau und Dekoration solcher Wiegen äußert sich Jensen auf S. 234/5 folgendermaßen: »Es ist interessant, daß die Wiegen auf den Inseln in ihrer Form kaum von einer Bettstelle in verjüngtem Maßstabe verschieden, namentlich ältere, häufig mit biblischen Bildern bemalt oder mit erhabenem Schnitzwerk versehen waren und sind. Dieselben sind meistens aus Eichenholz gefertigt und die Seitenwände aus mehreren Täfelchen zusammengestellt. Auf diesen ist beispielsweise die Entwicklung des Kindes oder die Geschichte des Jesuskindes in verschiedenen Bildern zur Darstellung gekommen. Leider sind in der Fluth von 1825 viele derartige kunstvoll ausgestattete Wiegen verloren gegangen.«

Damit ist die Reihe der Möbeln in der Hallig-Dönse erschöpft, und wir haben nur noch einen kurzen Blick auf das kleine Gerät zu werfen, welches

207) Sauermann, Führer S. 12 Anm.
208) Vgl. Stegmann a. a. O. S. 108.
209) Biernatzki a. a. O. S. 17.

an den Wänden des Zimmers verteilt, den verschiedensten Aufgaben des Haushaltes zu dienen hat, und welches dabei doch fast durchweg in so zierlichen Formen gehalten ist, daß es zugleich zum Schmuck des Raumes beizutragen vermag. So hängt an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern ein dreieckiges Gestell, der sogenannte »Tresor«, grün gestrichen mit roten Kanten, auf dessen Querbrettern Teetassen und ähnliches Porzellangeschirr Aufstellung gefunden haben. Die Anfangsbuchstaben der Besitzerin und das Jahr der Entstehung sind in der Inschrift: »17 S. P. 80« angegeben[210]). An der entgegengesetzten Wand neben dem Ofen sehen wir die Uhr, den zierlich geschnitzten Pfeifenhalter und den messingenen Bettwärmer (vgl. Fig. 36), lauter Gegenstände, die wir fast genau in gleicher Form schon in der Hindelooper Kamer kennen gelernt haben, und die somit wiederum die Ähnlichkeit mit der holländischen Hauskultur hervortreten lassen. Hier wie dort hat der Bettwärmer den in durchbrochener Arbeit gefertigten Deckel, dessen Ornament an unserem Stücke eine Vase mit schweren stilisierten Blumenranken und die Bezeichnung: »Ancke Broders — Broder Melfsen 1738« trägt. Die Uhr als solche scheint in Schleswig zuerst an der Westküste und also auch wohl auf den Halligen sich eingebürgert zu haben. Sie war hier schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts bei Großbauern anzutreffen, und 100 Jahre später hatten selbst kleine Leute dort schon ein Gehwerk, Zeigerwerk oder Stubenwerk im Gehäuse, während sich zu derselben Zeit in anderen Gegenden z. B. südlich von Kolding, selbst ansehnliche Höfe noch mit einer Sonnenuhr oder mit einem Stundenglase für drei oder vier Stunden begnügten[211]). Zieht man diese allgemeine Geschichte der Verbreitung der Uhr in Nordfriesland in Betracht, und nimmt man dazu, daß auch Clement S. 135 angiebt, daß die Stubenuhr »gemeiniglich eine friesische von Holland her« gewesen sei, so kann man die Vermutung nicht abweisen, daß auch ihre Einführung in Nordfriesland dem holländischen Einfluß zu verdanken sei. Wie in Hindeloopen ist auch hier das Uhrwerk zum Schutz gegen den Staub mit einem weißen Leintuch überhängt.

Als letztes Stück kleinen Gerätes finden wir über dem Guckfensterchen neben der Eingangstür eine Art Präsentierteller aufgehängt, der mit reichem Schnitzwerk ausgestattet ist, und von dem man mir sagt, daß er zum Tragen der Täuflinge benützt worden sei. — Daß in der Stube des Museums das Mangelbrett fehlt, welches auch auf den Halligen in schöngeschnitzten Exemplaren als Minnegabe verschenkt wurde und in jedem Hause anzutreffen war, und daß wir ebenso uns vergebens nach der üblichen Feuerkieke (dänisch »Kike« oder »Stof«) umsehen, ist lediglich als Zufall zu betrachten, der eine noch auszufüllende Lücke in der Stubenausstattung erkennen läßt.

210) Abbildungen solcher »Tresors« finden sich bei Schwindrazheim S. 137 und auf dem Halligblatt des Deutschen Bauernhaus-Werkes Abb. 27. Für die Heidegegenden Mittelschleswigs erwähnt sie Meiborg S. 108.

211) Meiborg S. 192. — Über die Geschichte der Uhr in Skandinavien vgl. Troels-Lund, »Tägl. Leben« S. 214—218. — Für Sylt gibt auch Jensen S. 198 noch Stundengläser an, indem er, wie es scheint, die Zeit um 1725 dabei im Auge hat.

Ein über der Eingangstür angebrachtes Schiffsbild, sowie das von der Decke herabhängende Schiffsmodell sind vor allem als Erinnerungsstücke aufzufassen, während die auf den Gesimsbörten aufgestellten Porzellanteller sowohl als Reiseandenken wie als Dekorationsstücke auf den Bewohner der Stube herabblicken. In diesem Zusammenhange ist auch noch einmal auf die Nippsachen hinzuweisen, die wir in dem Glasschränkchen der Rückwand zu bemerken, schon früher Gelegenheit hatten, und deren Wertschätzung den Nordfriesen in gleicher Weise mit den Holländern wie mit den Skandinaviern gemeinsam war[212]).

Ein paar merkwürdige Dekorationsstücke muß ich noch erwähnen, die zwar in der Dönse des Museums fehlen, die aber sich offenbar allgemeiner Beliebtheit erfreuten. Kohl schreibt darüber (I, 113—114): »In der Mitte des Zimmers hingen an bunten Schnüren zwei Glaskugeln, die inwendig wie Spiegel mit Staniol überzogen waren und alle Gegenstände in einem Miniaturbilde zurückspiegelten. Solche Glaskugeln, so groß wie Straußeneier, findet man hier fast in jedem wohleingerichteten Zimmer. Ich weiß nicht, woher die Leute sie beziehen«. —

So nehmen wir von der Halligstube Abschied, indem wir mit einem letzten Überblick noch einmal den harmonischen Eindruck des kleinen, aber in allen Einzelheiten für Land und Leute so charakteristischen Raumes mit voller Frische auf uns wirken lassen, und noch einmal überzeugen wir uns wie zur Kontrolle, daß auch für unsere Dönse die Worte zutreffen, mit denen Weigelt die ihm so wohlvertraute Halligstube gepriesen hat: »Daß nur Keiner sich auf den Eintritt in eine ärmliche Wohnung gefaßt mache! Alles ist hier eigentümlich, behaglich und im höchsten Grade sauber. Durch die klaren Fensterscheiben dringt das Sonnenlicht ungetrübt und beleuchtet ein zum Empfange vorbereitetes Zimmer. Die Wände sind mit sogenannten Kacheln ausgesetzt, das sind gebrannte und mit Glasur überzogene Steine, entweder mit Arabesken oder mit Szenen aus der biblischen Geschichte bemalt, wie man das häufig auf alten Öfen findet; an den Wänden hängen Bilder, zum Teil solche, die dem Geschmack keine Schande machen; eine kleine Büchersammlung, in welcher die Bibel nicht fehlen darf, ein Glasschrank mit Porzellan und Silbergeschirr, kurz Alles zeigt uns statt der erwarteten Armut vielmehr einen gewissen Grad von Wohlhabenheit, besonders auf den größern der Halligen. Der Tisch ist mit sauberm Leinen gedeckt, das Wasser brodelt in dem blanken messingenen Kessel; allerlei Backwerk, gutes Brot, Butter und Käse ist für den Gast zurecht gestellt. Das Beste aber sind die über den Besuch frohen Menschen«[213]).

Die Bekanntschaft dieser Menschen selbst muß dem Museumsbesucher versagt bleiben, aber da wir ihr Haus und ihre Stube musterten, ist auch von ihrem eigenen Wesen vor unserem geistigen Auge ein Bild erstanden;

212) Vgl. Tröls-Lund, »Tägl. Leben«. S. 214.

213) Weigelt, a. a. O. S. 25. — Über die große Sauberkeit der Friesen vergl. Jensen S. 80; Johansen S. 33. Kohl I. S. 66/67. 113 und 173.

denn die Wände, in denen sie leben, erzählen von ihrer Arbeit und ihren Gefahren, von ihrem Glauben und von ihrer Empfänglichkeit für freundliches und zierliches Wesen der äußeren Erscheinung, und über dem ganzen Hausrat liegt ein Glanz und ein Schimmer, daß es uns ist, als sei die Hausfrau soeben durch die Dönse gegangen, um mit säubernder Hand noch einmal alles für unseren Anblick herzurichten.

LITERARISCHE NOTIZEN.

Das St. Jakobsportal in Regensburg und Honorius Augustodemensis. Ein Beitrag zur Ikonographie und Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts. Von Dr. Jos. Ant. Endres, o. Professor am k. Lyceum in Regensburg. Kempten. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. 1903. VIII. 78 SS. und 5 Tafeln.

Der reiche Skulpturenschmuck des nördlichen Portals von St. Jakob in Regensburg hat lange den Scharfsinn der Exegeten beschäftigt. Man hat den Erklärungsgrund in der germanischen Mythologie gesucht und angesehene Gelehrte sind dieser Ansicht beigetreten. Man hat anderseits auf jede eingehende Deutung verzichtend in den Figuren und Tieren phantastische Erfindungen gesehen. Auch der nächstliegende Gedanke, daß ein christlich-kirchliches Kunstwerk seine Erklärung in christlichen Ideen suchen muß ist nicht unbeachtet geblieben, aber auch der neueste Versuch von Goldschmidt, der die Grundgedanken im Psalter zu finden glaubte, hat nicht vollkommen befriedigt. Endres legt seiner Erklärung den Kommentar des Honorius Augustodemensis zum Hohen Lied zu Grunde und wenn in seiner Beweisführung einige Einzelheiten unbestimmt bleiben, so ist sie doch im Ganzen unzweifelhaft richtig. Die weit ausholende Arbeit ist methodisch vortrefflich angelegt und durchgeführt und wohl geeignet, weiteren Studien in dem entlegenen Gebiete der Symbolik mittelalterlicher Kunst als Grundlage zu dienen. B.

Führer durch die Fränkische und Hersbrucker Schweiz mit den Anhängen: Rad-Touren und Geologie der Fränkischen Schweiz (von Dr. W. von Knebel). Herausgegeben von Karl Brückner, Lehrer in Gößweinstein. Mit einer Spezialkarte, 8 Kunstdruck-Illustrationen, 6 Plänen und einem Routenkärtchen. Wunsiedel, Verlag von G. Kohler. 1904. 103 SS. 8.

Ohne das unbillige Urteil des Verfassers und des Verlegers über die bisher vorliegende Reiselitteratur der Fränkischen und Hersbrucker Schweiz unterschreiben zu wollen, können wir allen Freunden des Wanderns diesen neuen Führer nach alten Reisezielen aufs beste empfehlen, der in bündiger Form all das vorbringt, was einem leichtbepackten Touristen jeweils an Ort und Stelle zu wissen nottut, neben dem eigentlichen »Führen« aber noch Zeit und Gelegenheit findet für die mancherlei Wunder der Natur (Geologie, Flora, Fauna) den Blick zu öffnen und hier und dort geschichtliche Erinnerungen wach zu rufen. Das mit Karten, Plänen und einzelnen hübschen Ansichten trefflich ausgestattete Büchlein ist zugleich ein beredtes Zeugnis der schönen Erfolge des rührigen Fränkischen Schweiz-Vereins. HH.

Wasgaubilder von August Becker. Mit dem Bildnis und einem Facsimile des Verfassers. Kaiserslautern. Verlag der Thieme'schen Druckereien, G. m. b. H. 1903. III u. 203 SS. 8.

Unter dem Titel »Wasgaubilder« werden uns sechs farbenfrohe Schilderungen heimatlicher Wanderfahrten aus der Feder des bekannten pfälzischen Dichters geboten. Eine pietätvolle Hand hat diese Blätter aus Aug. Beckers Nachlaß, wie sie vorlagen, zu einem liebenswürdigen Buche vereinigt. Wiederholte Ausflüge und kleine Reisen durch die südl. Pfalz und ins nördliche Elsaß, denen eifriges Durchforschen einschlägiger Quellenwerke und Darstellungen folgte oder voranging, neue Eindrücke im Verein mit sonnigem

Gedenken einer im Banne der Hardtberge verlebten glücklichen Jugend haben diese ansprechenden Studien gezeitigt, reich an bemerkenswerten Gedenken und prächtigen Beobachtungen über Land und Leute. In ansprechender Form schenkt diese seine besten Erinnerungen ein begeisterter Freund und feiner Kenner der Naturschönheiten des Mittelgebirgs, der bald dem Schauplatz der Waltharisage nachspürt, bald verblassende Bilder aus geschichtlicher Vergangenheit aufrollt, bald auf Goethe's Wanderpfaden dahinschreitet und in Sesenheim sinnig die »Wallfahrt« beschließt. Die Datierung der einzelnen Aufsätze weist freilich wiederholt eine ganze Spanne Zeit zurück und macht es begreiflich, daß aus dem bunten Strauß hie und da auch wohl ein welkendes oder vergilbtes Blatt herauslugen mag, die Frische und Unmittelbarkeit des Ganzen aber wird die nicht wenigen alten Freunde der Becker'schen Muse »hüben« und »drüben« nicht enttäuschen und neue gewinnen. H. H.

Beiträge zur Stoss-Forschung. Veit Stoss und seine Schule in Deutschland, Polen und Ungarn. Von Berthold Daun. Mit 89 Abbildungen in Autotypie. Verlag von Karl W. Hiersemann. Leipzig 1903. VIII und 187 S. 8.

Daun stellt Veit Stoß nicht nach der üblichen Art als den Nürnberger Künstler hin, von dem sich zufällig einzelne Werke auch in Krakau befinden, sondern er läßt seine polnische Tätigkeit als gleichberechtigt neben die Nürnberger treten und aus beider Vermischung seine Eigenart erwachsen. Vielleicht geht Daun hierin etwas zu weit, vielleicht drängt er die Polonismen in Stoß' Kunstcharakter allzu sehr in den Vordergrund, jedenfalls ist aber diese Beurteilung des originellen Künstlers von einer höheren Warte aus recht erfreulich und geeignet, mehr in sein Wesen einzudringen zu lassen, als es bisher geschah.

Allerdings wurde dadurch die Arbeit wesentlich schwieriger und man wird dem Verfasser seine Anerkennung nicht versagen können für die Sorgfalt, mit der er auf seinen, in jenen Gegenden bekanntlich nicht sehr erfreulichen Studienreisen vorgegangen ist; denn er hat alle polnischen und ungarischen Werke, die in den Kreis seiner Arbeit fielen, persönlich untersucht und wieder in die deutsche Kunstgeschichte eingeführt. Hand in Hand damit geht die Verarbeitung der ziemlich reichen polnischen Stoßliteratur, die den meisten deutschen Kunstgelehrten ebenfalls unbekannt gewesen sein wird.

Mit der Behandlungsweise der authentischen Werke Stoß' wird man durchaus einverstanden sein können. Die Charakterisierung der einzelnen Stücke ist knapp, vielleicht hie und da etwas trocken; doch enthält sich Daun durchaus des in der heutigen Kunstschriftstellerei leider nimmer mehr aufkommenden einseitigen Lobredens und Schönfärbens und damit aller leeren Phrasen. Der Autor steht auf dem Boden einer rein historischen Behandlungsweise und vermeidet deshalb auch durchgehends die bei der deutsch-mittelalterlichen Plastik nur sehr bedingt nützlichen ästhetischen Raisonnements.

In den Zuschreibungen kann ich Daun nicht voll beipflichten. Soweit die beigegebenen Abbildungen ein Urteil zulassen, komme ich gelegentlich zu abweichenden Ansichten, auch die Worte Dauns vermögen mich dort nicht zu überzeugen; so beispielsweise bei der Grabplatte des Bischofs Johannes V. Gruszcynski im Dom zu Gnesen. Dem, was er von den Werken im Germanischen Museum, die natürlich einen großen Raum in der Arbeit einnehmen, mitteilt, kann ich durchweg zustimmen. Daun will nur nach authentischen Werken zuschreiben, allein tatsächlich wird er doch hie und da diesem einzig richtigen Prinzip untreu und läßt die Kette länger werden. Daß die Resultate damit anfechtbar und für das Gesamtbild störend werden, ist selbstverständlich.

Die Stoß-Schule, die in der üblichen Beurteilung der fränkischen Plastik eine große Rolle spielt, wird auch bei Daun sehr breit behandelt, allerdings tritt hier im Unterschied zu früheren Arbeiten über Stoß sehr wesentlich Polen und Oberungarn auf. Meiner Ansicht nach sollte man die Werkstatt- und Schularbeiten, mit denen die Kunstgeschichte ja stets zu rechnen hat, auf ein Minimum beschränken. Meist sind es doch nur Werke, die in dieser oder jener Hinsicht den authentischen Arbeiten eines Meisters ähneln, in anderem ihnen aber direkt widersprechen. Je nach den Richtlinien, die man sich bei

der Betrachtungsweise gezogen hat, je nach den Voraussetzungen, mit denen man vor das Bildwerk tritt, wird man bald bei diesem, bald bei jenem Meister Analogien finden, und so wandern denn auch derartige Arbeiten in den Kunstgeschichten und den Kunstmonographien heimatlos vom einen Meister zum andern und schaden der richtigen Erkenntnis mehr als sie nützen. In streng wissenschaftlichen Arbeiten sollte deshalb die Kritik engere Grenzen ziehen und sich bei zweifelhaften Werken mit allgemeinen Bezeichnungen begnügen.

Das Kapitel »Stanislaus Stoß« würde ich gerne vermißt haben, denn alle hier genannten Arbeiten wären mit Recht der Stoß-Schule einzureihen gewesen. Die Zuweisung dieser einen individuellen Zug tragenden Gruppe an jenen erstgeborenen Sohn Meister Veits ist gänzlich hypothetisch. »Von allen besprochenen Schulwerken, die mit Veit Stoß eng zusammenhängen, von ihm aber nicht gefertigt sind, stehen diese Schnitzreliefs der Qualität nach am höchsten und rühren von dem bedeutendsten Schüler des Veit Stoß her. Dieser war sein Sohn Stanislaus.« Das ist meines Erachtens kein genügender Grund, um jene Werke mit Stanislaus in Beziehung zu bringen, und kein Mittel, jenen urkundlich mehrfach genannten Meister künstlerisch faßbar zu machen.

Die beiden Schlußkapitel wollen auf negative Weise klärend wirken, indem in ihnen zu den anderweitig dem Stoß zugeschriebenen, von Daun aber ihm abgesprochenen Arbeiten Stellung genommen wird. Daun muß hierbei die Wolgemutfrage aufrollen und kommt in seinen Untersuchungen auf eine große Zahl Nürnberger und in der Umgebung Nürnbergs befindlicher Altäre und Einzelstatuen zu sprechen. Naturgemäß ist dabei alles hypothetisch. Mit besonderer Freude ist es zu begrüßen, daß Daun mit den fast traditionell gewordenen Beziehungen der Nürnberger Madonna zu der Pieta in der Nürnberger Jakobskirche bricht. Beide Werke haben doch nur recht wenig mit einander gemein und erwachsen auf dem Boden verschiedener Kunstanschauung, so daß es verwundern muß, daß diese Zusammenstellung immer wiederkehrte. In der Nürnberger Madonna sieht auch Daun der herrschenden Ansicht gemäß ein Werk des Vischerkreises; ob man seiner Zuweisung der Pieta an Wohlgemut, die mit Analogien am Crailsheimer Altarschrein begründet wird, zustimmen darf, ist mir noch zweifelhaft.

Das Daunsche Buch besitzt den großen Vorzug, daß das weit zerstreute, dem Leser im allgemeinen nicht zugängliche Material fast durchweg in Abbildungen wiedergegeben ist; und wenn auch die Autotypien vielleicht etwas zu klein für Detailuntersuchungen sind, so ist doch die Möglichkeit gegeben, die Ansichten des Verfassers nachzuprüfen und wirklich mit dem Lebenswerk Stoß' bekannt zu werden. Auf jeden Fall ist die Arbeit ein trefflicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Plastik und wird nach mancher Richtung hin belehrend wirken. Im allgemeinen geht aber aus ihr doch hervor, daß Stoß nicht die künstlerischen Qualitäten besaß, die seinen hohen Ruhm in der Gegenwart rechtfertigten. Er war ein tüchtiger und geschickter Mann, kein hochfliegender Geist; als »Donatello der deutschen Kunst«, wie Daun ihn nennt, möchte ich ihn nicht bezeichnen.

Dr. W. Josephi.

Inhaltsverzeichnis zum Jahrgang 1904

der

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum.

Seite

Die Bauernstuben des Germanischen Museums. Von Dr. Otto Lauffer-Frankfurt a. M. (Mit 2 Tafeln.) 3, 143

Die Holzmöbel des Germanischen Museums. Von Dr. Hans Stegmann. . . . 45, 101

Das angebliche Hirschvogel-Porträt von G. Pencz in Karlsruhe. Von Friedrich H. Hofmann. (Mit 1 Tafel.) 71

Zu Dürers Stich B. 98. Von Alfred Hagelstange. 78

Eine Folge von Holzschnitt-Porträts der Visconti von Mailand. Von Alfred Hagelstange 85

Zu H. S. Beham. (Pauli 832.) Von Dr. E. W. Bredt 121

Der Monatsreiter, Fechter und Fahnenschwinger Sebastian Heußler zu Nürnberg. Von Hans Boesch. 137

Literarische Besprechungen:

Rembrandt von Carl Neumann. Von Dr. E. W. Bredt. 122

Literarische Notizen 38, 80, 133, 196

U. E. Sebald, Nürnberg.